MORITZ HARTMANN'S GESAMMELTE WERKE: BD. DAS ANDENKEN DER...

Moritz Hartmann, Ludwig Bamberger, Wilhelm Vollmer




UNIVERSITY OF WISCONSIN
LIBRARY

Moritz Hartmann's

Gesammelte Werke.

Neunter Band.



Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1873.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Vorerinnerung.

Die Erzählung „Das Andenken der Mutter", welche den neunten Band der Werke Moritz Hartmanns eröffnet, ist die letzte größere Schöpfung des Dichters. Ueber der Beendigung derselben erlag er seinen mehrjährigen schweren Leiden. Freundeshand brachte das unvollendete Werk zum Abschluß: das vierte Buch (S. 208—240) ist von Leopold Kompert, dem wir hiemit öffentlich Dank dafür abstatten, daß er, in die Intentionen des Dichters, mit denen er überdieß aufs Genaueste vertraut war, so liebevoll eingehend, das Werk auch äußerlich zu einem Schluß geführt hat.

Auch äußerlich: denn über die Endschicksale der einzelnen Personen seiner Erzählung hat Hartmann schon bei der Schilderung der Charaktere und bei der Exposition der Handlung kaum einen Zweifel gelassen. Er war kein Sensationsschriftsteller; er liebte es nicht, die verschiedensten Fäden einer Handlung künstlich und anscheinend bis zum Unentwirrbaren durcheinander zu schlingen und sie am Schluß in überraschender Weise, freilich oft auf Kosten

der Wahrheit und Wahrscheinlichkeit, zu lösen — sein Gebiet war die Charakterzeichnung und die Detailmalerei, die Enthüllung und Darstellung von Seelenzuständen und das feine Zergliedern der Leidenschaften des menschlichen Herzens.

Von diesem Gesichtspunkte aus sind auch die folgenden Erzählungen zu betrachten, von denen die beiden ersten in Auerbachs Volkskalender („Wilhelm Tell" 1864, „die Rheingränze" 1865), die dritte: der „Johannisberg" in der „Wochenausgabe der Allgemeinen Zeitung" 1868, erstmals veröffentlicht worden sind.

D. H.

Inhalt.

Seite

Das Andenken der Mutter 1

Der Wolfstödter 84

Wilhelm Tell 241

Die Rheingränze. Eine patriotische Erzählung 289

Johannisberg 341

Das Andenken der Mutter.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Ist ein bürgerlicher Mann oder ein Anderer, der sich seit lange von den rauschenden Vergnügungen der Welt zurückgezogen, etwa einer Reise wegen gezwungen, sich an einem frühen Wintermorgen zu erheben und die noch menschenleeren Straßen einer großen Stadt zu durchwandern, so machen ihm die jungen Männer, denen er da einzeln oder in Gruppen begegnet, oft einen peinlichen, Mitleid einflößenden Eindruck. Sie stehen zitternd an einer Straßenecke und stecken eine Cigarre an oder eilen mit ermüdeten Schritten an den Häusern hin. Aus dem bis hinauf zugeknöpften Ueberrocke blickt eine verwelkte weiße Kravate, der Hut ist zerdrückt und bestaubt, die weißen Glacé-Handschuhe sehen jämmerlich aus; die Gesichter sind schlaftrunken, und die ganze junge Erscheinung scheint sich, in einem unnatürlichen Widerspruch mit ihren Jahren, nach Ruhe zu sehnen. Doch hat der bürgerliche Mann oder der Andere, der den Vergnügungen entwachsen ist, Unrecht, mit diesen jungen Leuten Mitleid zu fühlen. Diese Morgenstunden gehören oft zu den glücklichsten des Lebens. Sieht man einzelne so traurige Gestalten, so kann man auch ganze Gruppen sehen, die lachend und freudig aufgeregt zusammenstehen oder die Straßen durchziehen, frischer, lebendiger, heiterer, als sie den Abend vor dieser Nacht gewesen. Alle Freuden der

letzten Stunden, der Klang der Musik, der Rausch des Tanzes, die Blicke schöner Augen, manches schöne Wort, manches Geheimniß und mannigfache Hoffnungen wirken noch nach und lassen die Nacht in der Erinnerung noch schöner erscheinen, als sie in der Wirklichkeit gewesen. Die Jugend vergoldet Alles und mit einer bewunderungswürdigen Raschheit; die Erinnerung übt ihren poetisirenden Zauber unmittelbar nach dem Erlebniß und nicht erst nach Jahren, wie das rückwärts blickende Alter.

Die Gruppe der jungen Männer in weißen Kravaten, die vor dem Hause des Regierungsrathes in der Herrengasse in sehr früher Morgenstunde ihre Cigarren ansteckten und ihr lautes Gelächter nur aus Rücksicht für die Damen, die in ihrer Nähe in die Wagen stiegen, unterdrückten, scheint zu den Glücklichen zu gehören, welche erlebte Freude nicht ermüdet. Sie hatten einander viel zu sagen, und es war, als könnten sie sich nicht trennen. Die Soirée hatte viel zu rasch geendet; das Bett erwartete sie viel zu früh. Endlich fuhr der letzte Wagen ab, schlich der Musikus, der die ganze Nacht am Klavier gesessen hatte, im dünnen Rock und mit einem großen Pack Noten an ihnen vorüber und erloschen oben die Fenster. Man drückte einander die Hände und ging nach verschiedenen Seiten auseinander. Gute Nacht! Gute Nacht! scholl es dann wieder von den nächsten Straßenecken; da erklang ein lustiges Lied, dort wiederhallte ein eiliger Schritt. Nur zwei der jungen Leute blieben etwas länger vor dem Hause stehen und hielten einander die Hände.

„Willst du wirklich schon zu Bette, Willibald?“ fragte der Eine fast vorwurfsvoll.

„Ich habe ein Modell angefangen,“ antwortete der Andere, „und möchte gerne sehr früh daran, ehe der Thon trocken wird.“

Trotz dieser Antwort schob Willibald den Arm unter den seines Freundes und wendete sich mit ihm der Richtung zu, die er vor jener Frage offenbar nicht hatte einschlagen wollen. „Ich verstehe dich, Heinrich,“ sagte er, indem sie zu schlendern anfingen, „dir ist nicht schläfrig zu Muthe; dir muß Manches durch

den Kopf gehen, du mußt mir viel zu sagen haben. Ich glaube, daß diese Nacht für dich in mancher Beziehung entscheidend war."

„Ich glaube selbst," lächelte Heinrich ruhig.

„Ich bin dessen gewiß!" rief Willibald und rieb sich die Hände voll Freude. „Mein Freund, die Zeiten der Noth und der Mühsal sind vorüber, das Glück taucht am Horizonte auf und fährt nächstens mit vollen Segeln in den Hafen ein."

„Das Glück!" sagte Heinrich ebenso ruhig und lächelnd wie vorhin; „sollte man nicht meinen, daß ich bisher unglücklich war?"

„Nein, aber besser ist besser. Du wirst doch nicht ewig in deiner kleinen Stube sitzen und Stunden geben wollen? Ein Mann wie du! Das geht bis zu fünfundzwanzig Jahren, nun aber muß die Laufbahn beginnen, die deiner würdig ist, die du, weiß Gott, mehr verdienst als hundert Andere. Stellung, Wirkungskreis, Ehre, Reichthum. — Du wirst mich doch protegiren, mich armen Bildhauer?"

„Sei nicht kindisch!" lachte Heinrich, „gib mir den Arm. Komm, gehen wir hier hinauf auf die Bastei; es ist nicht zu kalt, und ich habe nicht die geringste Lust, zu Bette zu gehen. Schlendern wir noch ein wenig herum. Dein Thon ist hoffentlich unter nassem Tuche gut geborgen und wird nicht zu trocken werden."

„Nein! aber er kann frieren in meinem kalten Atelier, obwohl ich Abends, bevor ich ausging, einen halben Wald in den Ofen gesteckt habe — Holz deines Vaters, Heinrich. Es ist schrecklich, wie ich deinen Vater bereichere. Schreibe ihm doch, er möchte die Holzpreise herabsetzen oder mir wenigstens, als einem großen Konsumenten, Percente geben. Bah! er wird's nicht thun, der Geizhals; was liegt ihm an einem Künstler, ihm, der Künste und Wissenschaften so verachtet. Ich möchte nur nach Hause, um frisches Holz in den Ofen zu legen. Denke nur, das Modell zu einer Mignon erfroren! Das ist höchst unnatürlich!"

„Beruhige dich, deine Mignon wird wieder aufthauen!" erwiderte Heinrich. „Armer Freund, du hast keine Eile. Bis du

das Geld zu einem Marmorblock zusammenscharrst, das wird noch Zeit brauchen."

„Ah, das kann schneller kommen, als du glaubst!" rief der Bildhauer lustig. „Ich verzweifle nicht, denn ich glaube, ich habe Talent, und jedes Talent, jedes Verdienst kommt endlich zur Geltung. Ja, ja! mögen die Leute sagen und klagen, so viel sie wollen, in mir steht das fest."

„Und woher hast du diesen schönen Glauben?"

„Woher? Von dir, von dem ich noch manches andere Schöne habe."

„Von mir?" fragte Heinrich erstaunt.

„Von deinem Beispiele, von der Erfahrung, die ich an dir mache," versicherte Willibald mit Eifer.

„Wie so?"

„Wie so? So! Du bist als ein ganz armer Teufel hieher gekommen in diese ungeheure Residenz, wo man sich verlieren könnte wie ein Wassertropfen im Meere. Du hast dich durchgeschlagen wie der elendeste Student, du hast unter Noth, Elend und Hunger deine Studien vollendet; nur als armseliger Stundengeber kamst du mit den Leuten der großen Welt in Berührung, und heute, obwohl du noch so arm bist wie eine Kirchenmaus, bist du ein Theil dieser großen Welt, bist du ein Löwe, der Held des Tages, überall geladen, überall gern gesehen, von den Weibern geliebt und das Ziel der Mütter, die Töchter zu vergeben haben. Heute unterhielt sich der Unterrichtsminister eine Stunde lang mit dir, daß dir alle Hofräthe die Hand drücken, als wärst du ihres Gleichen, und als solltest du sie nächstens protegiren. Und warum das Alles? Weil du Talent hast, weil du was gelernt hast und dabei kein Stubenhocker und Pedant bist, sondern ein Mensch, der sich in der Welt zu bewegen, und was er in sich aufgespeichert, auch zu verwerthen und zum Nutzen des Staates und seines Nächsten zu benützen weiß. Und kaum fünfundzwanzig Jahre alt, öffnet sich dir eine glänzende Carrière, hast du die Wahl unter den Töchtern des Landes — ja — ja — so ist es — wider-

sprich du, so viel du willst, es ist und bleibt so, und ich sage es dir, damit du in deiner Bescheidenheit deine Lage nicht verkennst und damit du sie benützest, wie sie ein kluger Mann benützen soll, wenn er seine Pflicht gegen sich selbst und gegen sein Vaterland erfüllen will."

Willibald that es offenbar wohl, beim Lobe des Freundes und bei Schilderung seiner schönen Aussichten zu verweilen; er hing an Heinrich mit der aufrichtigsten Liebe und mit größerer Bewunderung, als der Ton, in dem er zu ihm sprach, verrathen wollte, mit der Achtung eines jüngeren Bruders, der zu dem älteren, höher begabten vertraulich, aber doch wie zu einer Autorität hinaufblickt. Ein fünfjähriges Zusammenleben gerade in dem Alter, da sich die engsten Verbindungen schließen und da sie Beide viele Kämpfe zu bestehen hatten, hatte dieses Band von Tag zu Tag mehr befestigt. Willibald war stolz auf Heinrich, und wenn von ihm mit Lob gesprochen wurde, schwieg er aus Bescheidenheit, denn es war ihm, als lobte man ihn selbst. Es war eine weibliche Künstlerseele, die im Stande ist, ganz in einer Person aufzugehen. Heinrich wußte das Alles und betrachtete ihn während jener Rede mit Blicken voll Freundschaft, und da er vor ihm jede falsche Scham ablegte, murmelte er darauf: „Es ist etwas Wahres an Dem, was du da sagst."

„Es ist nicht die halbe Wahrheit!" rief Willibald.

„Sobald es mich betrifft," fügte der Andere hinzu, „siehst du Alles im rosigsten Lichte."

„Ich bin nur konsequent. Ich bin ein Bildhauer und betrachte das Leben wie einen Thon oder einen Marmorblock, aus dem Jeder Das macht, was er nach seinem Talente und Geschmacke daraus machen kann. Da ich nun glaube, daß du viel Talent und Geschmack hast, so glaube ich auch immer, daß du aus deinem Leben etwas Schönes machen wirst. Und habe ich das in unseren schlimmsten Zeiten des Hungers und der Entbehrungen geglaubt, wie sollte ich jetzt von meinem Glauben lassen, da ich deinen Stern so glänzend aufgehen sehe? Aber wir wollen

uns nicht im Abstrakten bewegen, und ich will dir nicht in Gleichnissen und Parabeln sprechen; facta loquuntur, die Thaten reden. Weißt du, daß ich mit der Frau Regierungsräthin v. Wiesen fast gerade so lange über dich gesprochen habe, als du mit dem Unterrichtsminister sprachst? Kaum sah sie dich eine Viertelstunde lang mit ihm in der Fensternische stehen und euch Beide immer mehr ins Gespräch vertieft, als sie sich mir mit dem freundlichsten Lächeln von der Welt näherte. ‚Bemerken Sie,' sagte die weltkluge Frau, ‚daß der Herr Minister fast gar nichts spricht und immer nur Herrn Volkmar sprechen läßt? Das ist ein gutes Zeichen, ein sehr gutes Zeichen. Ich möchte wetten, daß Ihr Freund mit einer sehr guten Anstellung aus dem Gespräche hervorgeht und mit einem sehr hübschen Titel. Wenn unsere Minister Jemanden sprechen lassen, dann hat dieser Jemand gewonnen; nur wenn sie Nein sagen wollen, lassen sie Einen nicht zu Worte kommen und reden sie den armen Sterblichen zur Thür hinaus, bevor er ein Wörtchen zu seinen Gunsten sagen kann. Ich wußte übrigens, daß es so kommen würde,' fuhr die Regierungsräthin fort, ‚denn man führt einen jungen Mann nicht so gnädig in eine Fensternische, um ihn daselbst zu Tode zu sprechen; ein solcher Gang in die Fensternische ist ein Anstellungsdekret.' An diese Bemerkung knüpfte die kluge Frau und sorgsame Mutter so viele andere über dich und deine ausgezeichneten Eigenschaften und so viel haarsträubendes Lob, daß ich mich schämte. Darauf fragte sie, auf welche Weise du denn die Aufmerksamkeit des Ministers auf dich gezogen, und ich erwähnte dein Memoire über die Reform der Akademie der Künste. ‚Es ist gewiß voll Geist und Kenntnisse,' meinte die Regierungsräthin, ‚ich sehe Herrn Volkmar schon als Hofrath oder Regierungsrath im Unterrichtsministerium, im Departement der schönen Künste.' Nein, lieber Freund, du kannst morgen hingehen und um die Hand ihrer Livia anhalten; ich bürge dir, du bekommst eine hoffnungsvolle Antwort."

„Livia?" wiederholte Heinrich, „sie ist reizend."

„Reizend!" rief Willibald, „wie ich sie heute tanzen sah, gab

sie mir die Idee zu einer tanzenden Hore, die ich ‚die glückliche Stunde' oder auch ‚die schöne Stunde' nennen werde. Heirathe du die schöne Stunde und lasse dir sie nicht an der Nase vorübertanzen."

Heinrich schüttelte den Kopf.

„Warum nicht?" fuhr Willibald eifrig fort. „Das Mädchen hat dich offenbar lieb, sie zeichnet dich bei jeder Gelegenheit aus, sie sieht dich mit schmachtendem Blicke an, sie ist eifersüchtig auf dich rc.; ich weiß das Alles, denn ich habe sie den ganzen Winter beobachtet, und im Cotillon forderte sie mich auf, nur um von dir zu sprechen. Ich weiß sehr wohl, daß sie dir die praktische Mutter nicht deiner blauen Augen und dunklen Haare wegen geben will, aber sie weiß, daß du Carrière machen wirst, und alle Welt weiß, obwohl man dich als armen Stundengeber kennen gelernt, obwohl du in der kleinen Stube wohnst, daß du der Sohn des Waldesherrn bist, des reichen Volkmar, der die ganze Residenz und die anstoßenden Länder mit Holz versorgt, und daß du einst . . ."

„Sprechen wir nicht davon," sagte Heinrich abwehrend.

„Gut, ich weiß, du kommst auf das Kapitel nicht gerne zu sprechen, aber weil wir nun einmal als kluge Leute die Zukunft und das praktische Leben und seine Bedürfnisse berücksichtigen — Gut — sprechen wir nicht davon. Aber warum solltest du Livia nicht heirathen?"

Heinrich schüttelte wieder den Kopf. „Ich habe noch nie daran gedacht," sagte er, „sie gefällt mir, wenn ich sie tanzen sehe, wenn ich selbst mit ihr tanze — aber ich habe sie fast nie anders als tanzend und in Balltoilette gesehen, und ich weiß nicht recht, wie das ist — ich bin eine hausbackene, philisterhafte, bürgerliche Natur. Denke ich an meine vage, verschwommene Zukünftige, so sehe ich sie immer im allereinfachsten Hauskleide, geschäftig, haushälterisch — siehe — so ungefähr, wie ich mir meine Mutter als Mädchen vorstelle — oder — oder — wie Marie —"



„Welche Marie?“ fragte Willibald.

„Die kleine Marie in unserem Hause, mit der ich auf demselben Flur wohne.“

„Ach ja, sie ist auch ein hübsches Kind. Heirathe Marie.“

Heinrich lachte laut auf. „Kaum habe ich Aussicht auf ein Stück Brod, so willst du mich auch schon um jeden Preis verheirathen. Du bist ein Weib, Willibald, ich habe es dir immer gesagt; du hast den Verheirathungs-Fanatismus der Weiber.“

Willibald lachte mit, und lachend sagte er: „Ich möchte dich unter die Haube bringen, es wäre mir, als hätte ich dich in den Hafen gebracht; du gäbest einen vortrefflichen Ehemann.“

„Und du?“ fragte Heinrich.

„Wer denkt an mich!“ rief der Andere und zuckte die Achseln.

„Du hast es gesagt, du denkst an Alle, nur nicht an dich. Welch ein Egoist bin ich neben dir!“

Willibald fiel ihm ins Wort: „Mit all Dem sagst du mir nicht, was der Minister mit dir gesprochen hat.“

„Das ist sehr einfach, lieber Willibald. Meine Denkschrift hat ihm gefallen. Er schickt mich nach Belgien, Frankreich und Italien, um daselbst die Organisation und Einrichtung der verschiedenen Kunstschulen näher anzusehen.“

„Du gehst auf Reisen?“ rief Willibald betroffen. „Gut — ich gehe mit: als praktischer Künstler werde ich dir in Manchem nützlich sein können, und die Regierung wird dir genug gute Reisekosten bezahlen, daß sie für uns Beide hinreichen.“

„Das ist abgemacht!“ sagte Heinrich und schlug in die Hand des Freundes ein, „wir reisen zusammen.“

„Ich werde den Louvre sehen und Michel Angelo's Sklaven!“ jubelte Willibald, „und die Loggia dei Lanzi und die Piazza del Granduca und die mediceische Kapelle und den Vatikan und Moses.“

„Das Alles!“ lächelte Heinrich, erfreut über das Glück des Freundes.

„Nach Bologna müssen wir auch, um den Neptun von Giovanni und den kleinen Engel von Michel Angelo zu sehen.“

„Auch nach Bologna," lächelte Heinrich. Der Bildhauer seufzte auf vor Entzücken, riß sich vor Freude los und hob die Arme wie dankend zu den Sternen empor. Plötzlich aber wendete er sich wieder um und schloß Heinrich schweigend ans Herz. „Mein Freund," stammelte er gerührt, „wenn ich bedenke, daß noch nicht Monate darüber hingegangen — da hatten wir Beide nichts zu essen —"

„Doch," sagte Heinrich halb lächelnd, halb ernst, „wenn wir des Abends in Gesellschaft gingen, Eis auf nüchternen Magen."

„Oder des Morgens," fügte Willibald hinzu; „altbackenes Brod, weil dieß weniger kostet, und das wir vor Sonnenaufgang zugleich mit den Köchinnen und den Bettlern kauften."

„Das ist nun vorüber."

„Gottlob und Dank dir!" sagte Willibald. „Und was nach der Reise?" fragte er weiter.

„Der Minister," antwortete Heinrich, „macht mich zu seinem Sekretär und zugleich zum Sekretär der Akademie."

„Wir können es unmöglich besser wünschen. Das stimmt vollkommen mit unsern Neigungen und eröffnet eine sehr schöne, hoffnungsvolle Laufbahn," sagte Willibald ernst.

Nachdenklich und schweigend gingen die Freunde weiter. Der Nachklang überstandener Leiden, deren Andenken bei den schönen Aussichten lebhafter wurde, vermischte sich mit neuen Hoffnungen zu einem milden, wohlthuenden Gefühle, das in jugendlichen Gemüthern so viel bedeutet wie Glück. Der Schnee knisterte unter ihren Füßen, die Nachtluft wehte scharf und machte ihre Hände erstarren und malte ihre Wangen dunkelroth; aber sie bemerkten es nicht, sie bauten Luftschlösser, in denen sie manche geliebte Person beherbergten.

So kamen sie an dem Punkte an, wo sich die Bastei-Promenade allmählig neigend in den Straßen der Stadt verliert. Dort war schon der Reisenden und der nahen Post wegen ein Kaffeehaus geöffnet. Die Freunde traten ein, um sich am Kaffee zu

erwärmen. In dem weiten Saale sah es noch sehr wüst und öde aus. Nur einzelne Gasflammen brannten; die Stühle standen noch auf den Marmorplatten der Tische; auf dem Billard lag das Bett des Kellners, welcher verdrießlich und in Hemdärmeln den Boden scheuerte, während der verschlafene Wirth mit den Schlüsseln klapperte und allerlei Schränke öffnete. Die beiden jungen Männer ließen sich durch all Das nicht abschrecken; sie zündeten die Cigarren, die im Eifer des Gespräches erloschen waren, wieder an und setzten sich in einen Winkel unter eine Gasflamme.

Zweites Kapitel.

Wie sie so einander gegenübersaßen, sah Willibald den jungen Gelehrten lange mit seinen großen, braunen, treuherzigen Augen an und streckte ihm endlich die Hand entgegen.

„Heinrich," sagte er leise, „es ist eine der glücklichsten Stunden meines Lebens."

Heinrich erfaßte die dargebotene Hand mit beiden Händen, und indem er sie fest drückte, sagte er mit größerer Innigkeit, als er während der ganzen Zeit der Promenade gezeigt hatte: „Und weißt du, an wen ich bei all Dem denke."

„Ich weiß, ich weiß," erwiderte der Bildhauer rasch, „du denkst an deine Mutter."

„Du hast's errathen. Ich werde ihr endlich die Wahrheit sagen können, daß es mir gut gehe; das ganze Lügensystem, das ich seit Jahren ihr gegenüber beobachtet habe, um ihr keine Sorgen zu machen, oder wenigstens, um ihr die Sorge um mich abzunehmen — ich kann es aufgeben. Wie habe ich ihr immer geprahlt und von meinem guten Leben erzählt, während ich hungerte; jetzt darf ich wahr sein. Und wie wird sie sich freuen, die gute, gute Mutter. Ach, sie hat so wenig Freuden."

Trotz der Traurigkeit, mit der diese Worte ausgesprochen

waren, mußte Willibald unwillkürlich lächeln. Heinrich ist glücklich, dachte er, denn so oft er glücklich ist, fängt er an, von seiner Mutter zu sprechen. Ich weiß, was nun kommen wird: Meine Mutter ist ein Engel, meine Mutter ist die vortrefflichste Frau der Welt u. s. w. Trotzdem er das Lob der Mutter schon so oft aus dem Munde Heinrichs gehört hatte, machte er sich doch bereit, ihm wieder aufmerksam zuzuhören. Heinrich sprach bei diesen Gelegenheiten mit solcher Innigkeit, sein Auge glänzte und füllte sich manchmal mit Thränen; er schilderte mit dichterischer Begeisterung und erzählte Kleinigkeiten aus dem Leben der dem Bildhauer unbekannten Frau, die eben so rührend als bezeichnend waren, und denen der Künstler mit künstlerischem Interesse folgte, wie sie nach und nach ein ganzes Bild eines wahrhaft schönen Charakters zusammenstellten.

„Soll ich mich nicht freuen, ihr eine gute Nachricht geben zu können und ihr eine Freude zu machen? Sie hat der Freuden so wenige," seufzte Heinrich. Endlich wird sie doch bis zu einem gewissen Grade Recht behalten vor meinem Vater; er wird vielleicht doch zugeben, daß die Bücher zu etwas gut sind und daß sein Sohn kein verlorener Sohn ist, weil er etwas gelernt und die Wissenschaft dem Handel vorgezogen hat. Ueber die Summe meines Gehaltes wird er freilich lächeln; eine solche Summe könnte ich als Holzhändler in wenigen Tagen gewinnen, aber mein Titel wird ihm schmeicheln. Mein Freund, du kannst dir die Leiden meiner Mutter nicht vorstellen, die sie getragen hat, bis sie es durchsetzte, daß ich aus dem Dorfe, wo an irgendwelche Bildung nicht zu denken war, in die Stadt und aufs Gymnasium geschickt wurde. Ich werde mich immer des schrecklichen Morgens erinnern, da ich, schon in einen Reisemantel gehüllt, als Junge von elf Jahren, zur Reise bereit, dastand und der Vater wieder neuen Widerspruch erhob und es aussah, als ob ich doch Holzhändler werden müßte. Die gute Mutter, sie hatte nicht einmal das Glück, eine Abschiedsthräne weinen zu dürfen. Diese Leiden erneuerten sich jeden Monat, so oft das

spärliche Kostgeld für mich bezahlt wurde; es schien meinem Vater zum Fenster hinausgeworfen, da es behufs meiner Bildung ausgezahlt wurde. Aber sie trug es ruhig, immer kämpfend, um mich auf dem Wege zu erhalten, den ihr klarer Geist und ihr sinniges Gemüth als den meinem ganzen Wesen angemessenen erkannte. Schmähungen, Vorwürfe, selbst die Verachtung, mit der mir, als einem unbrauchbaren Menschen und Bücherwurm, mein Vater begegnete, so oft ich in Ferien heimkam, ließ sie heldenmüthig über sich ergehen, wenigstens äußerlich ruhig, immer die Würde des Hauses und ihre eigene aufrechthaltend, wenn sie auch manchmal vielleicht im Geheimen weinte."

„Es muß eine treffliche Frau sein!" sagte Willibald.

„Eine ganz vortreffliche Frau, lieber Willibald. Es gehört ein unerschöpfliches Kapital von Güte dazu, der Welt gegenüber immer so gut zu bleiben, wenn man vom Leben so wenig des Guten empfangen hat. Denn ihr ganzes Dasein ist ein ununterbrochener Martyrolog, eine Reihe von Leiden, Demüthigungen und Entsagungen. Schon in ihrem zehnten Jahre verlor sie ihre Mutter; bald darauf sah sie eine Stiefmutter einziehen, die eine Tochter ins Haus brachte. Diese war häßlich; meine Mutter war ein schönes Kind, das zu einem schönen Mädchen heranwuchs. Die Stiefmutter ahnte die gefährliche Rivalität von früh an, und den Zeiten vorgreifend, ließ sie das Stiefkind früh dafür leiden. Der Vater, ein Gelehrter, der ewig in den Büchern steckte, merkte nicht, daß sein Kind zur Magd des fremden Kindes herabgedrückt wurde. Meine Mutter war kaum sechzehn Jahre alt, als man sie an den ersten Besten verheirathete, nur um sie aus dem Hause zu bringen, nur damit die jungen Männer auch ein Auge für ihre Stiefschwester haben. Der erste Beste war mein Vater. Wie schön muß meine Mutter gewesen sein, wenn er sich entschloß, das arme Geschöpf ohne Mitgift, ohne Aussteuer heimzuführen, er, der von Jugend auf so sehr am Gelde hing. Aber wie oft habe ich ihn von dem einzigen Nankingkleidchen sprechen hören, der einzigen Ausstattung meiner Mutter. Sprechen wir

nicht davon! Schweigen wir von ihren Leiden; ich könnte ja so viel von ihren Thaten erzählen. Sie hat einen Emporkömmling geheirathet, den Sohn einer Familie, der im Lande nicht in hohem Ansehen stand; kurz nach ihrer Verheirathung gehörte ihr Haus zu den geachtetsten in der Gegend, stand das Ansehen in richtigem Verhältniß zu Vermögen und Einfluß. Meine Mutter ist eine Frau, von der die Pfaffen von den Kanzeln predigen. Als zum ersten Male die Cholera ins Land kam und Private wie Behörden den Kopf verloren, war unser Dorf das einzige in der ganzen Gegend, in welchem ein Hospital bereit stand, ausgerüstet mit allen Waffen, die man damals zur Bekämpfung des Feindes fähig glaubte. Während Alles zitterte und zu keinem Entschlusse kommen konnte, hatte sie ihre Vorbereitungen getroffen und das Hospital aus dem Nichts geschaffen; ein wahres Wunder, da sie selbst die Wirthschaftsgelder Kreuzer nach Kreuzer dem Vater abringen mußte. Damals predigte der Dekan von ihr und nannte sie eine heilige Elisabeth, obwohl sie nicht in die Kirche gehe, und kam man selbst aus der Stadt, um die Organisation eines solchen Hospitals zu studiren. Es erschien ein junger Arzt im Dorfe, das nie einen Arzt besessen hatte; die Mutter hatte durch ihren Vater, der mit dem Protomedikus in Verbindung stand, seine Sendung ausgewirkt. Nun wußten auch die anderen Gemeinden, was sie zu thun hatten, und Schulzen, Bürgermeister, Oberamtleute richteten sich nach unserem Dorfe. Mein Freund, so könnte ich dir ein Buch erzählen, und du würdest staunen, wie die Lust, zu helfen, die Herzensgüte aus einem schlichten Weibe, mitten in beständigem Kampfe mit häuslichen Leiden, einen Arzt, Organisator, Administrator, ja selbst einen Staatsökonomen, mit Einem Worte: einen großen Menschen machte, von dem die Geschichte schweigt. Bei der ungeheuren Kargheit meines Vaters, die es ihr erschwerte, selbst ihre Kinder anständig zu kleiden, war es ihr doch möglich, ein kleines Kapital von einigen hundert Gulden zu ersparen. Mit diesem kleinen Kapital that sie Wunder, ersparte sie unzähligen

kleinen Gewerbsleuten und Bauern große Verlegenheiten und behütete sie vor den Klauen der Wucherer. Sie schuf eine Art Kreditbank ohne Zinsen. Der kleine Handelsmann, der eine Bestellung erhielt, aber das Geld nicht flüssig hatte, um ihr nachzukommen, wendete sich an meine Mutter; fünfzig bis hundert Gulden reichten hin, und er steckte nach wenigen Tagen den Gewinn ein, ohne ihn mit dem Wucherer theilen zu müssen, während das Geld in die Kasse meiner Mutter zurückfloß, um bald einem Anderen zu dienen. So kam auch der Bauer, der einen neuen Pflug, eine Kuh, einen Ochsen brauchte, aber vor der Ernte keine Aussicht auf Geld hatte. So kamen Söhne armer Eltern, die einen kleinen Handel anfangen, einen kleinen Acker kaufen, ein Fuhrwerk einrichten wollten — das sind Dinge, die im Hinterhause unseres Schlosses, das wir seit ungefähr zwanzig Jahren bewohnen, in einem alten Thurme und in aller Stille vorgingen wie Verbrechen. Dort versammelte sich auch jeden Samstag die Schaar, die ich als kleiner Gymnasiast die Myrmidonen der Mutter getauft hatte. Es war Das eine Schaar alter und armer Leute oder ihrer Kinder und Enkel, denen man das neugebackene Brod zusteckte, das sie unter Schürzen und Röcken geheim forttrugen, indem sie wie Diebe durch die Büsche aus dem Parke und auf Umwegen ins Dorf schlichen. Mein Freund, du hättest diese Leute sehen sollen, mit welchen Blicken sie meine Mutter ansahen und wie sie das Brod küßten, weil sie ihre Hand nicht küssen durften. Du sollst es noch einmal sehen; du mußt einmal mit mir nach Hause, und ich werde dich hinter den Büschen verstecken, du wirst dann die Wohlthätigkeit mit ihrem Gefolge schöner in Marmor hauen, als es Canova im Christinen-Denkmal gethan. Da ist nichts von jener Süßlichkeit dabei und nichts von der Selbstgefälligkeit jener Frauen, denen Wohlthätigkeit geschäftlicher Beruf geworden. Sie thut ihre Thaten der Milde, weil sie muß, und mit einer Strenge, die alle Süßlichkeit ausschließt, nothwendig und bewußt zugleich. Ihre Güte ist Gefühl und Gedanke zugleich. Demeter ist auch

gut, aber die feinfühlenden Hellenen haben sie vorzugsweise in ihrer Weisheit dargestellt, denn da versteht sich die wahre Güte von selbst."

„Es ist wahr," sagte Willibald, in allen Mythen und bildlichen Darstellungen ist sie mehr die weise und strenge Göttin, und hat sie nichts von der Süßlichkeit unserer Wohlthätigkeits-Quäkerinnen."

„Meine Mutter," fuhr Heinrich fort, „war selbst mit uns Kindern niemals, was man süß oder zärtlich nennt. Sie litt, sie kämpfte, sie duldete und sorgte für uns ohne Unterlaß; Liebkosungen und Zärtlichkeiten kamen selten vor."

Heinrich wurde durch die Ankunft eines Reisenden unterbrochen, der, in Pelze und Tücher gehüllt, mit Stentorstimme durch den Saal rief: „Kaffee! Herr Wirth! Glühend heißen Kaffee, denn es friert, daß die Spatzen von den Dächern fallen, und schnell, schnell, es ist bald 5 Uhr, und die Post geht ab."

So rufend, setzte sich der Fremde in die Nähe der beiden Freunde und warf Pelz und Tücher und Mütze ab. Heinrich sah sich verdrießlich nach dem Ruhestörer um, der ihn in seinen Mittheilungen über die Mutter unterbrochen hatte. Aber plötzlich nahm sein Gesicht den Ausdruck angenehmster Ueberraschung an, und mit dem Ausrufe: „Nachbar Ott!" sprang er vom Sitze auf und dem Fremden entgegen.

Nicht minder angenehm überrascht, rief das ganze volle, rothbackige Gesicht des Angeredeten ein lautes: „Herr Jesus, Herr Heinrich!" zurück, indem er dem jungen Manne entgegeneilte, seine beiden Hände faßte und sie kräftig schüttelte. — „Na," rief er weiter, „das ist ein wahres Glück, daß ich Sie so zufällig zu Gesichte bekomme und der Mama erzählen kann, daß ich Sie gesehen habe. Wie wird sie sich freuen, die gute Frau Sophia!"

„Wie kommen Sie hieher, Nachbar?" fragte Heinrich.

„Auf die angenehmste Weise von der Welt. Drei Tagreisen hinter der Residenz ist mir ein lieber Anverwandter, den ich meiner Lebtage nicht gesehen habe, selig im Herrn verschieden und

hat mir ein schönes Kapitälchen von circa fünfzehntausend Gulden hinterlassen. Die habe ich geholt, und mit diesen eile ich nun als ein reicher Mann in unser Dorf zurück."

„So! und Sie sind im Stande, hier durchzukommen, ohne mich zu besuchen?"

„Sie hätten Recht, lieber Herr Heinrich, wenn ich mich nur ein Stündchen hier aufgehalten hätte; aber ich bin vor fünf Minuten angekommen und reise in einer halben Stunde wieder weiter. Sehen Sie, ich kann es nicht erwarten, als reicher Mann nach Hause zu kommen. So lange ich auf der Reise bin, wo mich kein Mensch als armen Teufel gekannt hat, macht mir mein Reichthum nicht den geringsten Spaß; erst zu Hause, wo ich seit Jahren mit Weib und Kind und einem mageren Pferde mein Lebenlang Trübsal geblasen und mehr Sorgen als Flachs gesponnen habe, erst in meinem Dorfe werde ich die rechte Freude fühlen, erst mit Weib und Kind."

„Sie werden meine Mutter grüßen und ihr sagen, daß Sie mich gesehen haben und daß ich wohl und gesund bin."

„Den Teufel auch. Ich werde meiner Frau das Geld vor die Füße werfen und gleich ins Schloß laufen, um es ihr zu sagen. Unter uns gesagt, ich werde sogleich ein kleines Theilchen des Kapitälchens mitnehmen und ihr meine Schulden bezahlen, und der Gruß von Ihnen wird den Zins ausmachen. Sie wissen, es war ein schlechtes Jahr, und an wen anders wendete sich da Unsereins, wenn nicht an die Mama. Na, Sie wissen ja! ich will sie nicht loben — Sie wissen ja — die lobt man nicht mehr. Man lobt nur Die, bei denen man ans Gute nicht gewöhnt ist — hab' ich Recht, Herr Heinrich? Wenn man so den lieben Gott lobt, wie es überall vorgeschrieben ist, das hat mir stets wie eine Beleidigung des lieben Gottes gedünkt."

Heinrich lächelte. „Und wie geht es bei uns? und was macht die Mutter?" fragte er.

„Ich kann Ihnen leider nicht das Neueste mittheilen, ich bin seit drei Wochen abwesend. Die Federfuchser hielten mich so lange

auf mit der Erbschaft, obwohl ich auf Gottes weiter Erde der einzige Erbe bin. Da mußte ich erst ein Dutzend Schriften nachkommen lassen und drei Dutzend unterschreiben, daß ich mir die fünfzehntausend Gulden mit saurem Schweiße und viel Galle verdient habe. Na, schadet nichts. Jetzt habe ich's und halte ich's, und was ein Bauer hält, das hält er. Ja, Ihre Mama habe ich nun seit beinahe vier Wochen nicht gesehen. Sie war gesund und frisch, und das ist sie wohl noch, weil sie es sein muß. Sie wissen ja! Wie könnte sonst das Haus und die ganze Gegend ohne sie auskommen. Sehen Sie, ich denke immer, was sein muß, das ist auch, sonst ginge ja die Welt zu Grunde. Und Frau Sophia muß da sein, sonst ginge es gar nicht in unserer Gegend. Glauben Sie, daß ich mich mit meinen fünfzehntausend Gulden sicherer fühlen würde als früher, wenn sie nicht da wäre? Nicht ein Bißchen! Wir haben uns Alle schon zu sehr an sie gewöhnt. — Na, wie freue ich mich darauf, ihr die Freude mitzubringen, daß ich Sie gesehen habe, lieber Herr Heinrich. Sie sehen gut aus und lustig, und ich werde es mit gutem Gewissen versichern können. Sie braucht manchmal eine Freude, Sie wissen."

Heinrich seufzte leise, doch sah er Willibald mit einem triumphirenden Blicke an. Dieser konnte ja immer glauben, daß er als Sohn ein parteiischer Lobredner der Mutter sei; die ungerufene Zeugenschaft, die so warm und wahr abgelegt wurde, war ihm darum höchst willkommen, abgesehen von der Freude, die es ihm bereitete, überhaupt so von der Mutter sprechen zu hören.

„Und was hat sich in unserem Dorfe Neues zugetragen, ehe Sie es verließen?" fragte Heinrich weiter.

„Neues?" sagte der dicke Pächter lächelnd, indem er Zucker in den Kaffee schüttete, „Neues? — Was kann bei uns Neues vorfallen? Daß Ihr Papa immer reicher wird und daß er sein Geld zusammenhält, das ist alt, nicht wahr? Ich wüßte nichts Anderes. Doch, doch. Ein großes Aergerniß im Dorfe!"

„Ein Aergerniß?" fragte Heinrich neugierig. „Und von wem kam es, dieses Aergerniß?"



„Von der kleinen Minka, wenn Sie sich ihrer noch erinnern."

„Von der Minka hinter dem Anger?" fragte Heinrich, der sich genau jeder Persönlichkeit seines Dorfes erinnerte.

„Nein, von der Gottel-Minka."

„Von dem kleinen, niedlichen Geschöpf? Die ist ja seit zwei Jahren abwesend?"

„Sie war es," berichtigte der Pächter. „Sie diente bei einem kleinen Grundbesitzer, aber vor ungefähr drei bis vier Monaten kam sie in unser Dorf zurück. Es hieß, sie hätte es bei der schweren Arbeit nicht aushalten können, und daß sie kränklich war. Wirklich kränkelte sie fortwährend und sah man sie nur sehr selten. Sie wohnte bei ihrem alten Vater, der indessen blind geworden, und strickte und suchte sich ehrlich zu ernähren. Man munkelte allerlei, aber man sah ihr nichts an, bis man ihr auf einmal zu viel ansah, und da ließ sie sich gar nicht mehr blicken. Eines Tages aber hörte man ein großes Wehgeschrei aus dem Hause; es kam von der Minka und vom blinden Vater, der erst durch das Geschrei erfuhr, warum die Tochter nach Hause gekommen war. Hätte er es früher gewußt, er hätte sich wohl an den Gedanken gewöhnt, aber so im ersten Augenblicke war er wüthend und tappte fühlend in der Stube umher, während sein Kind in den Wochen lag. Die Weiber standen vor den Thüren und sprachen von der Schande, die über das Dorf komme, und es sei unerhört und schändlich und ganz gräulich, daß ein Vater der Tochter fluche in einem solchen Augenblicke. Nun, Sie wissen ja, wie die Weiber sind bei solchen Gelegenheiten. Da thut sich Jede was darauf zu Gute, daß ihr nicht so was passirt sei. Da standen sie und machten ihre Betrachtungen und spannen Vermuthungen, und nicht Eine rührte sich, der Gebärerin zu helfen. Nur Eine stand nicht unter den Weibern, und just die nicht da stand, die hat geholfen. Nun wer kann das sein? Nun, Sie wissen ja, das war Ihre Mutter. Nun, ja, das versteht sich. Kaum hörte sie im Schlosse, was vorging, da sah man sie schon herüberlaufen zu Gottels, und nicht über die Brücke, nein,

geraden Weges über den Bach, von Stein zu Stein. Und dann wurde gleich die Hebamme geholt und der Blinde zum Schweigen gebracht, und, wie die Sache schlecht ging, auch der Arzt aus der Stadt geholt. Indessen kochte man im Schlosse leichte Suppe, und dann lief Frau Sophia wieder herüber und hinüber und brachte Kinderzeug, vielleicht Häubchen, die Sie selbst einmal getragen haben, Herr Heinrich — und da kamen dann natürlich auch die anderen Weiber, um zu helfen, und die arme Minka Gottel war mit einem Male wieder ehrlich gemacht."

„Daran erkenne ich sie," sagte Heinrich.

„Daran würde man sie unter Tausend herauskennen," lachte der Pächter. „Nun können Sie denken," fuhr er fort, „daß sie damit noch nicht zufrieden war. Weiß der Himmel, was sie dann Alles noch gethan, gesprochen, geschickt, geschrieben hat — genug, jetzt heißt es, daß der Sohn des Gutsbesitzers, bei dem die Gottel Minka gedient hat und dem das Kind gehört, die Gottel Minka heirathen wird. Ja, sie thut's nicht gern halb, Ihre Mama, wo etwas zu thun ist. — Aber — halb Sechs! — ich verplaudere mich. Leben Sie wohl, meine Herren, ich muß fort. Was haben Sie der Mama sagen zu lassen?" Heinrich faßte die dargebotenen Hände und schüttelte sie. „Sagen Sie ihr, daß ich glücklich bin, daß ich lustig lebe, daß Sie mich mit meinem Freunde Willibald nach einem Balle gesehen haben; daß wenige Stunden nach Ihnen ein Brief von mir mit einer sehr guten Nachricht ankommen wird und daß ich bald selbst ins Dorf komme, um sie noch vor meiner sehr angenehmen Reise ins Ausland zu sehen. Grüßen Sie auch mein Schwesterchen, mein Brüderchen und, wenn Sie ihn sehen, meinen Vater."

„Gut, gut, soll Alles aufs Beste bestellt werden. Kommen Sie ja bald. Es ist so hübsch, wenn wir Sie mit der Mama durchs Dorf gehen sehen; da ist die Frau um einen Kopf größer, und ihr Gesicht leuchtet vor Stolz und Glück. Sie hat nicht viel Freuden, kommen Sie bald."

Das Posthorn klang, der gute Mann eilte fort.

„Du hast offenbar nicht übertrieben,“ sagte Willibald.

Heinrich zuckte die Achsel, nahm ihn am Arme, und beide Freunde wanderten wieder in den dunklen Morgen hinein. An einer Straßenecke angekommen, rief Heinrich lachend: „Jetzt gehe zu deinem Thonmodell. Gute Nacht oder guten Morgen! Auf Wiedersehen!“

Drittes Kapitel.

Heinrich ging raschen Schrittes dem etwas entlegenen Theile der Stadt zu, in welcher seine Wohnung lag. Noch rascheren Schrittes eilte er die drei Treppen des Hauses hinauf, in welchem er seit beinahe einem Jahre als „Zimmerherr mit Extra-Eingang“ die Stube gemiethet hatte, welche Herr Hofsekretär v. Meier entbehren konnte. Der Titel „Zimmerherr mit Extra-Eingang“, der in der Residenz üblich war, besagte in seinem Falle und mit Beziehung auf sein Zimmer nur die halbe Wahrheit, denn er bewohnte ein Zimmer, in das er wohl gelangen konnte, ohne die eigentliche Wohnung des Hofsekretärs zu berühren, er hatte aber doch mit dieser das Vorzimmer, also auch den Haupteingang gemein und nicht „extra“. Er mußte, um in sein Zimmer zu gelangen, die Klingel ziehen und das gemeinschaftliche Vorzimmer passiren. Er war eben im Begriffe, die Hand an den Klingelzug zu legen, als ihm ein Gedanke durch den Kopf und ein Lächeln über die Lippen flog. Heute mußte er erfahren, wer die Pförtnerin war, die ihn treulich erwartete, so oft er die Nacht auf Ball oder Soirée außer dem Hause verbrachte, das Feuer in seinem Ofen wach erhielt, daß er immer eine warme Stube fand, und kaum, daß die Klingel erscholl, den Schlüssel drehte, die Thür öffnete und in der Dunkelheit verschwand. Wenn er jetzt nur noch ein Viertelstündchen wartete, wurde es taghell genug, um seine Wohlthäterin, die sich ihm bisher entzogen hatte, zu erkennen und auf frischer That zu ertappen. Er war in zu

freudiger Stimmung, um sich diesen Scherz und zugleich die Genugthuung, ihr für so viel Güte zu danken, versagen zu können, und dieß um so weniger, als er längst vermuthete, wer eigentlich die Pförtnerin sei. Die mürrische Köchin, die übrigens schon um zehn Uhr in ihrem Bette unter dem Dache lag, konnte es nicht sein, eben so wenig das Kindermädchen, das von seiner Pflicht in der Kinderstube zurückgehalten wurde, noch weniger die Frau Hofsekretärin, welcher ihr Gatte eine so lange Abwesenheit von seiner Seite eben so wenig als eine solche Gefälligkeit gegen einen fremden Zimmerherrn gestattet hätte. Ein weibliches Wesen aber war es, das erkannte Heinrich am leisen Schritte, mit dem sich seine Wohlthäterin in der Dunkelheit seinem Danke zu entziehen wußte, wie an dem Rauschen weiblicher Kleidung, abgesehen davon, daß nur ein weibliches Herz solcher Güte und Aufmerksamkeit fähig ist. Es blieb also Niemand übrig als Marie, eine entfernte arme Anverwandte der Hofsekretärin, die seit Jahren im Hause ein stilles, ihrer Stellung nach der Lage menschlicher Dinge angemessenes, d. i. sehr bescheidenes und untergeordnetes Leben führte.

Heinrich setzte sich auf die Stufen, um den Tag abzuwarten, und lächelte bei dem Gedanken, daß er heute Marie in ihrer Güte überraschen werde. Nicht schöner konnte er die schöne Nacht beschließen. Er hatte das gute Geschöpf mit seinem stillen Walten, welches das ganze Hauswesen aufrecht erhielt und Jedermann wohl that, ohne Anspruch auf irgend eine Anerkennung zu erheben, längst lieb gewonnen. Mitten im Geräusche der Welt, im Angesichte der glänzendsten weiblichen Erscheinungen, die hundert Männerherzen zugleich beschäftigten, mußte er oft ihrer denken, um den Eindruck, den eine in Schönheit und Anmuth glänzende Tänzerin auf ihn machte, mit dem stillen Gefühle zu vergleichen, das er manchmal empfand, wenn er sie in ihrem blauen baumwollenen Kleidchen in der Küche oder in der Kinderstube oder, wenn er zu Hofsekretärs geladen war, bei Tische schalten und walten sah. Es war ihm dann, als trügen ihn seine

Gedanken instinktmäßig zu ihr zurück, um nach verwirrenden Eindrücken, nach aufregenden Vergnügungen auszuruhen und ihn an Genügsamkeit, Maß, Ruhe in sich selbst, die seinem Wesen angemessen war, zu erinnern. Ihre Schönheit stimmte mit diesem Bedürfnisse, wie mit ihrem Schalten und Walten zusammen. Wer sie kannte, der glaubte, daß ihre Gestalt so klein und zart sein müsse, wie sie wirklich war, und das Auge gerade so blau, als es bei näherer Betrachtung unter den dunklen Wimpern etwas scheu und schüchtern hervorblickte. Die tiefe Schwärze des Haares konnte für eine so zarte Erscheinung, für eine so helle, kindlich rosige Gesichtsfarbe zu kraftvoll erscheinen; aber es legte sich so bescheiden um die Schläfe, daß man seine mächtige Dunkelheit vergaß. Und dann — der Menschenkenner wußte, welche Kraft der Seele dazu gehört, so still ein abdankendes Leben zu tragen, eine arme Anverwandte zu sein, nur für Andere zu sorgen, und was in dieser Erscheinung kraftvoll auftrat, konnte ihn nicht überraschen. Heinrich sah sie nicht oft, nur wenn er ihr manchmal ein gelesenes Buch gegen ein ungelesenes aus seiner Bibliothek austauschte, oder wenn er beim Hofsekretär zu Tisch geladen war und hie und da einen Abend in der Familie verbrachte; aber er fühlte ihre Gegenwart in seiner Stube, der er es jeden Tag, wenn er heimkehrte, ansah, daß sie ein sinniger weiblicher Geist geordnet hatte, und er ahnte außerdem, daß sie noch hie und da in vergangenen schweren Tagen helfend in sein Leben eingegriffen habe. Aber daran dachte er nicht gerne.

Im Grunde viel jünger als sein ruhiges äußeres Wesen, seine ernsten Formen, die er sich in einer frühen und harten Schule des Lebens angeeignet hatte, gab er sich in der wohlthuenden Aufregung des Momentes ganz der sehr jugendlichen, beinahe kindischen Vorstellung hin, wie er Marie fangen, wie er sie festhalten, wie er sie auslachen wollte. Aber unwillkürlich wurde er ernsthafter. War ihr Wachen und Warten nicht rührend? Ließ diese Aufopferung ihres nächtlichen Schlummers, diese zarte Sorgfalt nicht auf allerlei schließen, dem er keinen Namen geben,

das er sich nicht gestehen wollte? Armes, gutes, liebes Ding! Es that ihrem Herzen vielleicht wohl, für Jemand freiwillig zu sorgen, und wie gut muß ein Herz sein, dem ein solches Bedürfniß wohl thut. Sollte er sie darum auslachen? Plötzlich fiel es ihm ein, daß, wenn die Pförtnerin wirklich Marie ist, sie es wissen müsse, wie oft und wie tief in die Nacht hinein er außer dem Hause bleibe, und es beunruhigte ihn, daß sie eine schlimme Meinung von ihm haben könnte. Er nahm sich vor, anstatt sie auszulachen, ihr Erklärungen zu geben und ihr auseinanderzusetzen, wie die Lebensweise, die er diesen Winter führte, ganz und gar nicht in Charakter und Neigung begründet sei und daß er sie nur aus Nothwendigkeit, aus Weltklugheit angenommen. Bei der Gelegenheit wollte er ihr erzählen, wie er sich nicht verrechnet, und daß sein Verfahren schon Früchte getragen habe und sich eine glänzende Zukunft vor ihm eröffne. Sein glückliches Herz sehnte sich nach Mittheilung, und nach Willibald schien ihm in seiner Nähe Niemand seines Vertrauens und der Theilnahme an seinem Glücke würdiger, als die stille Marie. Ungeduldig sprang er von der Treppe auf und sah, daß er die erste Dämmerung verträumt und daß bereits der graue Tag durch die Treppenfenster brach.

Er zog die Klingel. Eine halbe Sekunde später öffnete sich die Thür. Augenblicklich streckte Heinrich beide Hände nach innen und faßte einen feinen, zarten Arm, der sich ihm eben so schnell zu entwinden suchte.

„Sie ist es, sie ist es!“ rief er jubelnd, fügte aber sofort leiseren und sanfteren Tones hinzu: „Habe ich Sie ertappt, Fräulein Marie? Kenne ich Sie endlich, meine gütige Pförtnerin?“

Aber Marie wendete den Kopf ab und antwortete nicht. Sie fuhr fort in ihren Bemühungen, sich loszuwinden, was ihn zwang, sie nur desto fester zu halten. Dabei faßte er sie unwillkürlich, um ihr am Arme nicht weh zu thun, um den Leib. Sie erbebte an allen Gliedern, und Heinrich, darüber erschrocken, hätte sie jetzt in Freiheit gelassen, wenn er es nur vermocht hätte, wenn er nicht in einer Stimmung gewesen wäre, die ihn kühner als

sonst machte, und wenn er nicht das größte Bedürfniß gefühlt hätte, mit ihr zu sprechen. Sanft zog er sie auf die gepolsterte Bank des Vorzimmers, setzte sich zu ihr, faßte wieder ihre Hand und sagte: „Erlauben Sie mir doch, daß ich Ihnen für Ihre Güte danke, und daß ich Sie um Entschuldigung bitte, Sie so oft um Ihren süßen Schlaf zu bringen. Wäre ich gewiß gewesen, daß Sie die liebe Pförtnerin sind, seien Sie überzeugt, ich wäre immer früher nach Hause gekommen, ich hätte Ihnen mit Vergnügen alle Hofräthe und Hofräthinnen — sammt Kindern und Kindeskindern und einige Dutzend Walzer und Contretänze geopfert."

„Wirklich?" lispelte Marie.

„Wirklich und wahrhaftig, und es wäre kein großes Opfer gewesen. Glauben Sie ja nicht, liebe Marie, daß mir an all Dem so viel liege, und daß ich solch ein Vergnügling bin, als der ich Ihnen erscheinen muß. Sie glauben vielleicht, daß —"

„Ich glaube," sagte Marie mit zitternder Stimme, „daß Sie sich unterhalten, daß Sie glücklich sind, daß — daß Sie auf diesen Bällen Personen antreffen — die — die Sie interessiren."

Heinrich bückte sich tief herab, um ihr ins Auge zu sehen, aber sie verhüllte es rasch mit ihren langen Augenwimpern und machte eine Bewegung, als ob sie sich erheben wollte, ohne seine Antwort abzuwarten.

Aber Heinrich hielt sie fest und sagte schnell: „Ja, es gibt wohl Leute da, die mich interessiren, d. i. ich finde da Personen, die aufzusuchen mein Interesse erheischt. Meine Lage, die Nothwendigkeit zwang mich, ein Weltmann zu werden, mich umzusehen, Bekanntschaften zu machen. Es ist mir Alles aufs Beste gelungen, Fräulein Marie, es geht Alles vortrefflich, und ich glaube, ich sitze als ein gemachter Mann vor Ihnen, der seiner Zukunft vollkommen sorgenlos entgegengehen kann."

„Herr Volkmar!" rief Marie in der größten Aufregung, indem sie ihm mit freudestrahlenden Augen ins Antlitz blickte — „es ist gewiß? Sie täuschen sich nicht? Nun Gott sei Dank! Es war Zeit —"

Sie unterbrach sich wie erschrocken vor den Worten, die ihr die Freude entlocken wollte, und sah wieder erröthend vor sich nieder. Heinrich war mit Einem Male Alles klar, was er bisher nur geahnt hatte; er bückte sich wieder zu ihr herab und sah ihr ins Gesicht, das immer aufs Neue erröthete und seinen Blick nicht ertragen konnte. Stumm sah er vor sich hin und lächelte. Sonderbar, woran er noch vor einer halben Stunde ungern dachte, das machte ihn jetzt lächeln. Er dachte an jene Momente der Noth und des Elends, da er dem Hunger preisgegeben war, an jene schaudervolle Zeit, welche die ganze Kraft seiner Jugend zu untergraben drohte, und er erinnerte sich, wie damals Marie mit einem etwas mürrischen Gesichte vor ihn trat und ihm erklärte, daß Das den ganzen Haushalt in Unordnung bringe, daß sie für ihn allein des Morgens Kaffee bereiten müsse, da sonst Niemand im Hause Kaffee trinke. Er mußte den Kaffee aufgeben und sich bequemen, ein zweites Frühstück einzunehmen, wie die anderen Hausbewohner. Dieses zweite, reichliche Frühstück, das ihm Marie so mürrisch und tyrannisch auferlegt hatte, rettete ihn über jene schreckliche Zeit hinweg. Sie hatte mit weiblichem Takte, vielleicht mit einem noch bestimmteren Gefühle seine Lage erkannt, und sie wollte ihm, während sie ihm half, lieber mürrisch und unliebenswürdig erscheinen, als ihn mit einer Wohlthat beschämen. Hundert andere Aufmerksamkeiten, die er in jener Zeit und seitdem erfuhr, wurden ihm mit Einem Male klar; er erkannte, wie er von Marie mit der zartesten Sorgfalt überwacht gewesen, wie er oft über Abgründe hinwegkam, vor denen er verzagend gestanden hatte. Thränen traten in seine Augen. Marie erschien ihm plötzlich wie sein Schutzgeist, und er hätte es ihr gesagt und sie versichert, daß er in diesem Gefühle glücklich sei und sich nicht im Geringsten gedemüthigt fühle. Aber er fürchtete doch, daß seine Stimme zittern würde. Er sah ihr noch einmal lange und lächelnd ins Gesicht, dann drückte er rasch einen Kuß auf ihre Hand und stürzte in seine Stube.

Marie saß noch lange da und betrachtete die Stelle, auf die

er seinen Kuß gedrückt hatte, und lächelte, wie in einen süßen Traum versunken. Dann küßte sie dieselbe Stelle und schlich leise, leise in die Wohnung, um an ihre häuslichen Pflichten zu gehen.

Heinrich zog die Vorhänge vor seine Fenster, um sich und seine Gedanken vor dem Lichte des eindringenden Tages zu schützen, dann warf er sich, rasch entkleidet, ins Bett. Der Nachhall der Tanzmusik, das freudige, ihm so neue Gefühl einer gesicherten Existenz, die Erinnerung an seine Mutter, die Genugthuung, wieder einmal zum Freunde von ihr gesprochen und von ihm ihr Lob gehört zu haben; die Freude, die ihn erwartete, wenn er sich frisch und ausgeschlafen hinsetzen werde, um ihr sein Glück anzuzeigen; die eigenthümlich warme Empfindung, die ihn beglückte, seit er mit Marie im Vorzimmer auf der Bank gesessen — Alles das bildete ein ganzes Orchester, das mitten in seinem Herzen saß und sanfte, selig berauschende Schlummerlieder aufspielte. Unwillkürlich lachte er auf, dann zog er die Decke über die Ohren, und in der weiten großen Residenzstadt gab es an jenem Morgen wohl nicht einen glückseligeren Schläfer.

Viertes Kapitel.

Eine schöne Wintersonne gab der schneebedeckten Residenz den hellsten Mittag. Heinrich schlief und träumte noch immer. Marie stand auf der Lauer, um herbeizuspringen, sobald der Klingelzug des Vorzimmers berührt wurde, um ein wiederholtes oder auch nur etwas längeres Läuten, das Heinrich hätte wecken können, zu verhüten. Da schellte es leise und mit einem so ängstlichen Tone, als ob Jemand draußen stünde, der nicht den Muth hätte, einzutreten. Marie öffnete, und hereintrat Willibald, ohne zu grüßen, ohne Marie anzusehen, mit hängenden Armen und blassem Gesichte. Er ließ sich auf die Bank an der Thür fallen und seufzte tief.

„Um Gotteswillen, Herr Willibald, was ist Ihnen? was ist vorgefallen?" fragte Marie.

„Ist Heinrich schon aufgestanden?" fragte dieser zurück.

„Nein, er schläft wohl noch. Es hat sich noch nichts geregt in seinem Zimmer."

„Und ich soll ihn mit einer solchen Botschaft wecken! Gerade ich!" stöhnte Willibald und verbarg das Gesicht in beide Hände.

„Was für eine Botschaft?" fragte Marie erbleichend.

„Eine Schreckensbotschaft. Hier lesen Sie!" sagte Willibald, indem er einen Brief aus der Tasche zog. „Er kommt von seiner Schwester Hedwig, die mich bittet, ihn vorzubereiten und ihm die Nachricht mitzutheilen. Ich fand den Brief vor, als ich heute Morgens nach Hause kam."

Marie nahm den Brief, las und rief entsetzt: „Seine Mutter ist todt. Allmächtiger Gott, welch ein Unglück! So hat nie ein Sohn seine Mutter geliebt, wie er."

„Wissen Sie es auch?" fragte Willibald gerührt.

„Sah ich ihn nicht, wenn er Briefe von ihr bekam!" seufzte Marie, „ich habe nie ein glücklicheres und liebevolleres Gesicht gesehen!"

Die Thränen stürzten ihr aus den Augen. Sie lehnte sich an die Wand, dann sank sie schluchzend und zitternd auf den Sitz neben Willibald nieder.

„Ich weiß, wie er Unglück und Elend zu tragen versteht," fuhr sie nach einiger Zeit, von häufigem Schluchzen unterbrochen, fort, „aber diesen Schlag wird er nicht verwinden. Armer Heinrich! — liebes, gutes, edles Herz!"

„Sie haben ihn auch so lieb?" fragte Willibald in der Naivetät seines Schmerzes.

Marie schwieg, aber die verdoppelte Gewalt, mit der ihre Thränen auf die Frage hervorbrachen, gaben ihm Antwort.

So saßen sie lange da, bis Willibald, vor sich hinsehend, murmelte: „Gerade jetzt, da sein Stern aufging, da er so glücklich war, ihr eine gute Nachricht geben zu können!"

„Gerade jetzt!“ wiederholte Marie und schüttelte den Kopf mit bitterem Lächeln über die Grausamkeit und den Spott des Geschickes. Saß sie nicht weinend auf derselben Stelle, wo sie vor wenigen Stunden den glücklichsten Moment ihres Lebens gefeiert und wo sie ihn so heiter, so gut, so glücklich gesehen hatte?

Dann saßen sie wieder schweigend, in Trauer und in schmerzliches Nachdenken versenkt, Marie unter Schluchzen erbebend, Willibald vor dem Gedanken zagend, daß er die Schwelle vor ihm überschreiten und die schrecklichen Worte aussprechen sollte. Aber es stockten Marie's Thränen, und Willibald fuhr mit einem Ausrufe des Schreckens auf, als mit Einem Male Heinrichs Stimme drinnen im Zimmer erscholl und er mit dem Ausdrucke vollster Lebenslust

„Siehe, wie lächelt der Himmel“

anstimmte.

„Diese glückliche Stimmung soll ich mit einer solchen Nachricht stören,“ seufzte Willibald, „ich, gerade ich! Welch ein Auftrag!“

„Können Sie nicht warten?“ fragte Marie.

„Die Schwester drängt,“ antwortete Willibald, „vielleicht ist seine Gegenwart nothwendig. Jedenfalls wird es für die armen Waisen gut sein, den Bruder bei sich zu haben, und ich halte es für meine Pflicht, meinem Auftrage so bald als möglich nachzukommen.“

„So gehen Sie,“ sagte Marie mit abgewendetem Gesichte; aber sie fuhr zusammen, als er ihrer Aufforderung folgte, die Thür leise öffnete und in Heinrich's Zimmer trat. Sie floh an das entgegengesetzte Ende der Vorstube, kehrte aber bald wieder zurück und lehnte sich in der Nähe der Thür an die Wand — wie um zu horchen. Sie hörte nur Heinrich's Stimme, der sich offenbar über des Freundes trauriges Gesicht lustig machte. „Ist dir dein Modell zu trocken geworden? Oder will sich Livia Wieser als tanzende Hore, als ‚glückliche Stunde‘ in deinem Hirn nicht recht modelliren?“ Bald darauf hörte sie ihn wieder, wie er ausrief: „Aber ohne Scherz — du bist sehr traurig, Willibald —

es muß was Ernstes sein — sprich — um Gotteswillen, sprich!" Marie erbebte und floh wieder von der Thür fort, dann kehrte sie abermals zurück, blaß, zitternd, indem sie fortwährend „Armer Heinrich! Armer Heinrich!" vor sich hinmurmelte. Eine Zeitlang wurde es still da drinnen; plötzlich aber hörte sie einen Schrei oder vielmehr ein Aechzen, das aus tiefster Seele kam, und dann nur die Worte: „Meine Mutter! Meine arme Mutter! Willibald, Willibald, meine Mutter!"

Marie drückte die Hände über der Brust zusammen; jeder Laut, der zu ihr drang, schnitt ihr durchs Herz; gebeugt stand sie an dem Thürpfosten und lauschte stumm, selbst keines Lautes und keiner Bewegung fähig; erst als sie da drinnen ein lautes Schluchzen hörte, stürzten auch ihr die Thränen aus den Augen und näherte sie sich der Thür, legte sie das Ohr an das Schloß, wie um sich keinen Schmerzenslaut entgehen zu lassen, um den ganzen Kummer des geliebten Freundes in sich aufzunehmen und ihre Thränen mit den seinigen zu vereinen.

Sie hörte nicht, daß es abermals und zu wiederholten Malen schellte. Jemand Anderer öffnete, und ein stattlicher alter Mann, dem eine schwarze Binde das eine Auge verdeckte, trat herein. Da er nur auf Einem Auge sah, bemerkte er nicht sogleich Marie, wurde aber durch eine Bewegung derselben aufmerksam gemacht und blieb vor ihr stehen.

„Marie!" rief er, indem ein Ausdruck des Erstaunens und des tiefsten Unwillens über sein edles Gesicht fuhr, „Marie, in welcher Stellung finde ich Sie da? Horchend an der Thür eines jungen Mannes!"

Aber wie ihm Marie ihr verstörtes, weinendes Gesicht zuwendete, bat er sie in seinem Gedanken schnell um Verzeihung für den unedlen Verdacht; er hob sie auf und fragte erschrocken: „Was ist's? Was geht vor, liebe Marie? Verzeihen Sie!"

„Ach, General, lieber General!" rief Marie und klammerte sich mit beiden Händen an seine Schultern, „gehen Sie hinein zu ihm, sprechen Sie ihm Trost zu; er ist so unglücklich!"

„Wer? Volkmar? Was ist geschehen?“

„Seine Mutter ist todt,“ sagte Marie leise.

„Seine Mutter!“ rief der General erschüttert, „das ist ein großes Unglück und nicht allein für ihn und die Familie, sondern für unsere ganze Gegend. Sie war der gute Genius des Landes auf zehn Meilen in der Runde. Es war eine herrliche Frau, eine unsäglich edle Frau.“

Der General schwieg und drückte Mariens Kopf an seine Brust. „Die Verstorbene ist Ihrer Thränen werth, Marie,“ sagte er gerührt; „es werden noch Viele noch lange nach ihr weinen.“

Da hörten sie Heinrich. „Gottlob, er weint,“ sagte Marie.

„Es sind männliche Thränen, die Heinrich weint,“ erwiderte der General.

„Gehen Sie hinein zu ihm,“ bat Marie, „Sie sind sein Landsmann und Nachbar, Sie haben sie gekannt; Ihr Wort wird ihm wohlthun. Auch hat er Sie so lieb, lieber General.“

„Wie ich ihn,“ sagte dieser, indem er Marie zur Bank führte. Dann trat er an Heinrichs Thür. Aber der alte tapfere Soldat v. Wehrstätt, der so oft Kanonenschlünden ruhig entgegengeblickt hatte, stand einen Augenblick zögernd an der Schwelle, bis er sich zusammennahm und mit einem entschlossenen Schritte ins Zimmer trat.

Aber er trat nicht allein in das Zimmer. Unwillkürlich folgte ihm Marie. An der Seite des alten Mannes und Freundes hatte das junge Mädchen den Muth, ihrem Herzen zu gehorchen und zu dem geliebten Unglücklichen vorzubringen und, während der General seine beiden Hände faßte, ihn mit beiden Armen zu umschlingen. Der verwaiste Sohn befand sich in Gesellschaft dreier bewährter Herzen.

Fünftes Kapitel.

Es ist erlaubt, es ist hergebracht, ja der Gebrauch ist sogar Gesetz geworden, den Helden eines Romanes durch ganze Kapitel, durch Monate und Jahre um die verlorene Geliebte trauern, jammern zu lassen, ihn sogar nach Verlust seiner Liebe so lebensüberdrüssig und verzweifelt darzustellen, daß es nur natürlich scheint, aber auch nur scheint, wenn er sich am Ende einen Dolch ins Herz stößt oder eine Kugel durch den Kopf jagt oder sich in einen Abgrund stürzt. So weit geht dieses Privilegium des Romanhelden, daß dem Leser gar nicht die Frage einfällt, ob besagter Jüngling, mit dem man sich so lange beschäftigt, nicht noch einen anderen Lebensberuf, als die Liebe, ob er nicht noch Pflichten gegen sich selbst, gegen Freunde, Familie und Gesellschaft zu erfüllen hatte. Aber der Schriftsteller, der vom Tode der Mutter seines Helden erzählt, muß über diesen Schmerz rasch hinwegeilen, sonst geräth er in Gefahr, seinen Helden als zu sentimental, vielleicht als weibisch oder als viel zu kindlich vom Leser verdammt zu sehen; der Leser ist ein Gewohnheitsthier.

Darum kurz. Nach drei Tagen war Heinrich so weit beruhigt, daß er Entschlüsse fassen konnte, ja, daß er bereits in seinem Innern Entscheidungen getroffen zu haben schien; denn seine Ruhe war derart, wie sie einzutreten pflegt, wenn man nach Schwankungen und Stürmen einen genau gezeichneten Weg vor sich sieht und diesen Weg zu betreten entschlossen ist. Marie und Willibald waren bei ihm; sie hatten ihn in diesen schweren Tagen nur selten verlassen, meist nur, wenn er müde in einen kurzen Schlummer gesunken war. In dieser kurzen Zeit, da alle Rücksichten, Schranken und Formen vor dem Schmerze auf der einen, vor dem Mitleide auf der anderen Seite gefallen waren, wurde er mit dem guten Mädchen inniger verbunden und vertrauter, als in der ganzen langen Zeit, die er mit ihr unter Einem Dache zugebracht hatte. Ihre herzliche Theilnahme, ihre

Sorgfalt, ihr zartes Benehmen, der feine weibliche Takt, der heilend wirkt, indem er auf den Kummer ganz eingeht und den Bekümmerten doch vom Gegenstande seines Schmerzes abzulenken versteht, ohne sein Gefühl, das sich an das Leiden klammert, zu verletzen oder ihm Zwang anzuthun — Alles das hatte Heinrich trotz seiner Befangenheit wohl bemerkt oder wenigstens gefühlt; denn wie gewisse körperliche Krankheiten die Nerven für jede Bewegung, jeden Ton doppelt empfindlich machen, so schärft oft Seelenschmerz alle physischen Organe, daß sie für Das, was in den Gemüthern um sie her vorgeht, doppelt empfänglich und voll unwillkürlichen Verständnisses sind. Auch der alte General v. Wehrstätt, der Hausfreund des Hofsekretärs und Landsmann Heinrichs, kam oft, und das gesetzte, feste, dabei doch weiche Wesen des alten vielerfahrenen Mannes, seine Männlichkeit ohne Härten, seine Theilnahme ohne Schwächen, sein tapferes Herz, das doch die Berechtigung eines bis ans Unterliegen gränzenden Schmerzes anerkannte, trugen zur Beruhigung des tiefergriffenen jungen Mannes vielleicht noch mehr bei, als die Gegenwart der beiden befreundeten jungen Leute. Von einem alten Manne, der viel erlebt, viel Unglück und das Hinsterben vieler Generationen und Trennungen der liebevollsten Herzen gesehen, ist Theilnahme doppelt wohlthuend, und wäre es auch nur der Erfahrung wegen, daß sich die Gemüther im Laufe langer Jahre und Erlebnisse nicht nothwendigerweise verhärten müssen. Den Worten des Generals horchte Heinrich um so lieber, als er nicht direkt zu trösten versuchte, sondern als Mann vom Leben und Wirken des Mannes sprach und sanft verschweigend andeutete, wo männliche Jugend Trost und Ersatz zu suchen habe. Aber wenn Willibald, ebenso wohlmeinend, aber weniger erfahren, an die Worte des Generals anknüpfend, auf den großen und schönen Wirkungskreis hindeutete, der Heinrich bevorstand, schüttelte dieser den Kopf und lächelte über diese Zukunft, wie man über Vergangenheiten zu lächeln pflegt. Diese Pläne sind bestattet, sagte er abwehrend, ohne sich für den Augenblick näher erklären zu wollen.

Als Willibald am vierten Tage wieder kam, fand er Heinrich mit dem Ordnen seiner Papiere beschäftigt. Der Kleiderschrank war geöffnet; auf Tisch und Stühlen lagen Wäsche und Kleidungsstücke gesondert; abseits in einem Winkel ein ganzer, warmer Winter-Reiseanzug.

„Du willst abreisen?“ — fragte Willibald — „willst nach Hause reisen?“

Heinrich legte die Papiere hin, faßte Willibald an der Hand und führte ihn zum Sopha. „Setze dich,“ sagte er, indem er sich selbst hinsetzte, „ich habe dir meinen Entschluß mitzutheilen.“ Aber er schwieg wieder und stand nach einigem Nachdenken auf.

„Es ist besser,“ sagte er, „daß ich euch die Mittheilung zugleich mache, dir und Marie.“ Er trat ins Vorzimmer und kam bald mit Marie zurück, die er ebenfalls ans Sopha führte. Dann nahm er mit einer gewissen traurigen Feierlichkeit einen Stuhl und setzte sich den Beiden gegenüber, die ihn gespannt, Marie mit wirklicher Aufregung, ansahen.

„Ich habe,“ sagte er mit zitternder Stimme, die aber mit jedem Worte fester wurde, „ich habe einen Entschluß gefaßt, den ich euch, meinen liebsten Freunden, mittheilen muß. Er schwebte mir vom ersten Augenblicke an, da ich die Todesnachricht erhielt, verworren vor der Seele; er ist in diesen Tagen von Stunde zu Stunde fester geworden, und seit gestern bin ich mit mir vollkommen einig und kann ich ihn aufs Bestimmteste in Worte fassen. Ich habe heute Nacht gut geschlafen, meine Gedanken am Morgen noch einmal gehörig geprüft und gesichtet; was mein Charakter zu ertragen vermag, was mein Herz von mir verlangt und meine Pflicht gebietet, untersucht und bin so weit im Klaren mit mir, daß ich mit euch über die Sache als über ein Endergebniß sprechen kann, ohne Furcht, wieder schwankend zu werden. Ich kann sogar behaupten, daß meine jetzigen Pläne älter sind als der Tod meiner Mutter. Denn eines Tages, als ich den Tod der Mutter eines Freundes erfuhr, führte mich die Phantasie auf allerlei Möglichkeiten, und ich fragte mich, was ich in diesem Falle thun würde.

Ich beantwortete mir diese Frage. Ich werde in der Wirklichkeit nicht anders handeln, als ich es in der Hypothese als gut, als Pflicht erkannt habe."

„Was willst du thun?" fragte Willibald, und Marie blickte ihn mit geneigtem Kopfe an, als fürchtete sie eine betrübende Antwort.

Heinrich antwortete: „Ich reise ab, und ich werde nicht wiederkommen. Ich breche mit meiner Vergangenheit und meiner Zukunft; ich gebe den ganzen Menschen auf, der ich bisher gewesen und der ich von nun an zu werden wünschte und hoffte. Ich werde gewissermaßen ein Weib, denn ich muß die heimgegangene Mutter ersetzen. Sie ließ daheim drei Kinder zurück, zwei Schwestern und einen Bruder. Die Eine ist kaum der Kindheit entwachsen, ihre Erziehung muß vollendet, und ist Dieß geschehen, muß ihre Zukunft auf eine Weise gesichert werden, die den Wünschen meiner Mutter entspricht, das ist: ihr Charakter, ihre Neigungen, ihr Herz müssen berücksichtigt werden, wenn sie sich einmal vermählen soll, und nicht nur der Eigennutz, der äußere Vortheil, kurz all Das, was man sonst und was gewiß auch mein Vater eine gute Partie nennt. Meine zweite Schwester, ein Kind von vierzehn Jahren, ist noch zu erziehen, und für den Bruder, einen Knaben von zehn Jahren, sind all die Kämpfe durchzumachen, die meine Mutter durchgemacht hat, wenn er nicht schon in einem oder zwei Jahren in den Wäldern als Aufseher von Holzbauern und Köhlern verwildern soll. Ich habe nun den Geschwistern zurückzuerstatten, was unsere Mutter für mich gethan hat, und die einzige Genugthuung oder vielmehr Befriedigung, die mir jetzt noch werden kann und darf, ist die, die verlassenen Waisen zu beschützen und sie auf dem Wege weiterzuführen, den sie eine liebende Mutter geführt hätte, sie vor Verwilderung zu behüten und ihnen eine würdige Bildung zu verschaffen. Ueber der Vollendung dieser Aufgabe werden Jahre dahingehen, und zwar die sogenannten schönsten Jahre, in denen man für sich selbst eine Zukunft zu gründen pflegt. Dieß wird

mir weder möglich noch Bedürfniß sein, da ich von meinem Berufe vollkommen erfüllt sein werde — also sage ich der ehemals geträumten Zukunft und allen Wünschen und Gefühlen, die mich bisher belebten, ein entscheidendes und entschiedenes Lebewohl. Manche werden es eines Mannes unwürdig finden, einen gleichsam ganz weiblichen Beruf zu ergreifen und sozusagen mit einem männlichen zu vertauschen — aber ich ergreife die Pflicht, die mir am Nächsten liegt. Ich werde morgen einige Besuche machen, unter Anderen auch dem Unterrichtsminister, um ihm für seine guten Absichten mit mir zu danken — und übermorgen reise ich ab."

Heinrich schwieg. Marie und Willibald sahen traurig vor sich hin, bis endlich dieser schüchtern begann: „Hast du Alles bedacht? Bist du von der Nothwendigkeit deines Schrittes überzeugt? Hat die Welt nicht auch Ansprüche und Rechte, die —"

„Ich weiß, was du sagen willst, lieber Willibald," fiel ihm Heinrich ins Wort. „Nur das größte Genie und das sich bewußt ist, es zu sein, hat vielleicht das Recht, sich zu sagen, daß die Welt Rechte an ihn habe, vor denen alle anderen Rechte und Pflichten zurückstehen müssen. Ich bin kein Genie. Was ich der Welt leisten könnte, kann ein Anderer und können hundert Andere viel besser leisten. Was ich im Hause meines Vaters und bei meinen Geschwistern zu thun habe, das kann nur ich thun, das kann mir Niemand abnehmen und würde ich mir auch nicht abnehmen lassen. Unter ganzen Nationen gibt es nur sehr wenige Menschen, die außerhalb dieses Gesetzes stehen: Erfülle zuerst die Pflichten, die dir zunächst, die in deinem privatesten Kreise liegen. Was wir thun müssen, wird uns erst recht klar, wenn wir uns vorstellen, was wird, wenn wir es nicht thun. Gehe ich nicht nach Hause, dann wachsen meine Geschwister in roher Umgebung roh auf; ihre beste Mitgift fürs Leben, das Andenken einer vortrefflichen Mutter, wird mit den Resten ihrer Lehren und ihres Beispieles verwischt; die Atmosphäre gehobener Gesinnung, in der sie bisher gelebt, wird einer gemeinen, kleinlichen

weichen; den Schwestern wird es kaum auffallen, wenn sie einst durch Heirath aus einer solchen Atmosphäre in eine andere ähnliche übergehen; in dem Knaben, einem talentvollen, liebenswürdigen Knaben, werden bei frühen trivialen Beschäftigungen alle Keime zu Grunde gehen, die zu einer edlen Männlichkeit ausgebildet werden können. Daß meine Anlagen zu einer gewissen Höhe ausgebildet wurden, danke ich meiner Mutter. Welches Vorrecht habe ich vor meinem Bruder voraus? Soll er verkümmern, weil sie nicht mehr da ist? oder ist es nicht vielmehr meine dringendste Pflicht, mit Bewußtsein Das für ihn zu thun, mit dem Bewußtsein, daß ich ihr verdanke, was sie mit edlem Instinkte für mich gethan hat? Wie traurig würde es mit der Menschheit aussehen, wenn mit dem Stillestehen eines edlen und guten Herzens auch seine Wirkungen aufhörten. Ich fühle mich stolz und stark in dem Gedanken, wenigstens einen Theil der Erbschaft meiner Mutter anzutreten. Man findet es im Großen schön, wenn auf einen Vater wie Miltiades ein Sohn wie Cimon folgt, und im Kleinen, wenn ein Sohn die anständige bürgerliche Thätigkeit des Vaters fortsetzt; warum soll ein Sohn nicht auch die Mutter fortsetzen dürfen, wenn sie es war, die im Hause das Gute wirkte?"

Heinrich wurde durch die Ankunft eines Bedienten unterbrochen, der ihm einen Brief übergab und sich sogleich wieder entfernte. Heinrich las und sagte: „Es ist ein Brief des Ministers, der so viel bedeutet wie ein Anstellungsdekret. Er ist mir sehr willkommen, denn er wird meinem Vater beweisen, daß ich nicht als ein Hülfloser heimkehre, genöthigt, mich vom väterlichen Tische nähren zu lassen. Das wird ihm einiges Vertrauen in meine Brauchbarkeit und mir größere Freiheit geben."

„Ueberlege es doch noch," sagte Willibald, indem er selbst den Brief betrachtete; „dieses Papier enthält eine so schöne Laufbahn."

„Was Herr Volkmar thun will, ist schöner!" rief Marie.

Heinrich reichte ihr die Hand.

„Nicht wahr, Marie?“ sagte er; „meine Mutter hat mich daran gewöhnt, solche Aussprüche aus weiblichem Munde wie Orakel zu betrachten. Ich danke Ihnen.“

Sie faßte die dargebotene Rechte mit beiden Händen, drückte sie heftig und eilte zur Thür hinaus. Zwei Tage nach diesem Gespräche trat Heinrich reisefertig aus seiner Stube. Er war allein. Willibald war mit seinen kleinen Habseligkeiten zum Eilwagen vorausgegangen. Er sah sich um, und da er Niemand im Vorzimmer erblickte, ging er an eine der Thüren, klopfte leise an und trat ein. Marie lag auf einem Sopha, das Gesicht in ein Kissen gedrückt.

„Marie,“ sagte Heinrich, indem er sich zu ihr herabbückte, „Marie, leben Sie wohl! Ich verlasse Sie mit größerem Schmerze, als alles Andere. Ich weiß, was ich an Ihnen verlasse und was ich Ihnen schulde. Ich weiß, was mir vergangenes Elend in schönster Farbe der Wehmuth wird erscheinen lassen, wenn ich daran zurückdenken werde. Von Allem, was ich verlasse, würde ich Sie am Liebsten mitnehmen. Aber ich scheide von Ihnen für immer. Leben Sie wohl!“

So sprechend, bückte er sich tiefer, sah ihr eine Sekunde lang in das offene, aber thränenvolle Auge; dann küßte er sie auf die Schläfe und ging.

Marie erhob den Kopf, ließ ihn aber rasch wieder sinken, als Heinrich die Thür hinter sich schloß.

„Möge mich ein günstiges Geschick vor einer Begegnung mit ihr bewahren!“ dachte Heinrich, als er langsamen Schrittes die Treppe hinabstieg, „auf daß ich in meinen Entschlüssen nicht wankend werde. Ich gehöre weder mir noch ihr.“

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Das Dorf Steinthal, Heinrich Volkmar's Geburtsort, liegt zum Theile im Thale, zum Theile auf einem Abhange, der sich wellenartig dem Walde entgegenzieht. Der Thalsohle sieht man es an, daß der Bach, der sie durchströmt, ehemals, vielleicht durch Jahrhunderte, daselbst große Verheerungen angerichtet. Er muß oft ausgetreten sein und das ganze Thal zu seinem Bette gemacht haben, denn von einem Abhange zum anderen war es beinahe ganz von ausgeschwemmten Steinen bedeckt. Jetzt floß der Wildbach in einem genau begränzten Bette hin, rechts und links von starken Stein- oder Rasendämmen eingefaßt, die so hoch waren, daß selbst bei den Anschwellungen des Frühlings und des Herbstes nichts zu fürchten war. Auch sah man schon auf den ersten Blick die wohlthätigen Folgen dieser Eindämmung. Hie und da hatte sich über dem ausgeschwemmten Gestein Dammerde gesammelt und sproßte im Frühling ein dünnes Grün, welches das Gestein mit der Zeit wohlthätig zu verdecken versprach; ja an manchen Stellen war dieses bereits gänzlich von fruchtbarer Erde bedeckt, die, von den Höhen herabgetrieben, nicht mehr in den Bach geschwemmt, sondern vom Damme aufgehalten wurde. Da die Ebene gesichert war, baute man auch auf ihr neue Häuser, und die Kohlgärten in ihrer Nähe versprachen,

mit der Zeit die ganze alte Verwüstung zu verhüllen und bisher Unwirthbares zu befruchten. Ueberhaupt versprach der ganze Anblick der Gegend mit den aufsteigenden Rauchsäulen hinter den Vorhängen des Waldes, mit den Kohlenschiffen auf dem eingedämmten Flusse und mit den mannigfachen neuen Bauten und Anlagen eine moderne Zukunft, sowie die vielen Schlösser und Schlößchen, die sich, wenn man dem Thale nach- und entgegenblickte, auf kleinen Anhöhen oder an dunkle Wälder gelehnt mit ihren Thürmen und Thürmchen erhoben, von einer feudalen Vergangenheit erzählten. Auch vor dem Dorf Steinthal stand ein ziemlich massiges, vierflügeliges Schloß mit Thürmen an allen vier Ecken, aber nicht auf der Höhe, sondern auf einer Art von Insel, die vom Flusse und von einem Mühlbache gebildet wurde. Trotz dieser natürlichen Befestigung war es noch auf allen vier Seiten von einem Graben umgeben, der vom Flusse aus leicht mit Wasser zu füllen war, was aber seit lange nicht geschehen zu sein schien, denn im Sommer machte dieser Graben mit seinen Sandwegen und Blumenbeeten einen Theil des Ziergartens aus, der unmittelbar das Schloß umgab und es von dem alten buschigen Parke trennte, der es in einem weiteren Kreise, über die Insel hinausgehend, umzog. Auf der einen Seite verlor er sich im Walde, auf der anderen Seite an die anstoßenden Fruchtgärten des Dorfes. Park und Schloß lagen von jeher, etwas über die Thalsohle erhöht, vor den Ueberschwemmungen sicher und bildeten, wenn diese eintraten, eine Insel, nach angerichteter Verheerung eine Oase in der Wüste. Die vier Thürme trugen auf ihren Spitzen, anstatt der Wetterfahnen, alte messingene nunmehr verrostete Fürstenkronen, welche auch in Stein gehauen über den vier großen Eingängen des Schlosses unmittelbar über einem Wappen und mittelbar über dem Thor prangten. Es gehörte ehemals dem Fürsten Rittberg; seit dieser zu Grunde gegangen, war es Eigenthum des Mannes, dem die ganze Gegend jenes Zukunft versprechende Aussehen verdankte, und der es um einen Spottpreis an sich gebracht hatte, dem Herrn Wolff Volkmar,

den man den Waldesherrn nannte und dessen Familie in der Gegend „die Herrschaft" hieß, da man einmal gewohnt war, die Bewohner des Schlosses so zu nennen. Man nannte dort Jeden, der ein Schloß bewohnte, wenigstens Baron. Es wäre auch Herrn Wolff Volkmar leicht gewesen, sich diesen Titel oder wenigstens ein „Von" von Staats- und Rechtswegen zu verschaffen, wenn er auf Dergleichen etwas gehalten hätte; es wäre ihm das um so leichter gewesen, als er große Reichthümer erworben und dem Staate, wie man sich auszudrücken pflegt, große Dienste geleistet hatte. Dieses that er, indem er alle die ungeheuren Waldungen an sich brachte, welche der Staat in dieser Gegend besaß, und die letzterem nicht nur keinen Nutzen, sondern nur Ausgaben brachten. Das Holz verfaulte an Ort und Stelle, da keine Wege da waren, auf denen man es in den Verkehr hätte bringen können, und doch mußten zahlreiche Forstbeamte, die sie beaufsichtigten, besoldet werden. Herr Volkmar bezahlte dem Staate eine schöne Summe, nur machte er die Bedingung, daß der wilde Bach, der aus den Wäldern einem Hauptflusse des Landes zutobte, dort und da eingedämmt und regulirt werde. Der Staat, in der Freude, einen lästigen Besitz los zu sein und eine klingende Summe in die Kasse zu streifen, ging auf die Bedingung ein. Mit der Zeit zeigte es sich, daß diese Eindämmung und Regulirung größere Kosten verursachte, als der Kaufpreis einbrachte; da aber diese Arbeiten mehrere Jahre dauerten und der Staat ihre Kosten nur nach und nach bestritt, merkte er es weniger, und Herr Volkmar blieb immer der Mann, der dem Staate eine große Summe ausgezahlt, mit dem Staate ein bedeutendes Geschäft gemacht hatte, und erfreute sich fortdauernd des Ansehens, das ein solcher Umstand und die mit diesem Umstande verknüpfte Bekanntschaft der höchsten Beamten zuwege bringt. Einmal der Wildbach regulirt, hatte Herr Volkmar den billigsten und besten Weg, auf dem er das Holz und die Kohlen seines Waldes in die Hauptstadt und überhaupt in die Welt brachte. Den ganzen Sommer hindurch gingen unendliche Flöße Bauholzes den Fluß

hinab; im Herbste folgte ihnen das Brennholz in Millionen Scheitern, und beinahe das ganze Jahr hindurch schwammen die schwarzen Kohlenbarken hinab in die Hauptstadt und in die Industrie-Gegenden im Flußgebiete des Hauptstromes.

So ging es nun schon seit mehr als fünfundzwanzig Jahren, und Herr Wolff Volkmar, schon wohlhabend von Anbeginn, wurde einer der reichsten Männer der ganzen Provinz. Dieser seiner Unternehmung, die mit einer Ueberlistung des Staates begonnen hatte, dankte die ganze Umgegend das neue Leben, das sich in ihr regte, und dankten Hunderte, vielleicht Tausende ihre Nahrung. So wurde der Mann, den wir nicht von seiner vortheilhaften Seite kennen lernten, und welcher der Tyrann seiner Familie war, in gewissem Sinne der Wohlthäter einer ganzen Bevölkerung und erfreute sich, während er in seinem Hause gefürchtet und gescheut wurde, wenn auch nicht der Sympathie, doch bis zu einem gewissen Grade der Achtung und eines hohen Ansehens in der Provinz.

Heinrich wanderte bereits nach dreitägiger Reise durch die Besitzungen seines Vaters. Den Wagen, der ihn von der Heerstraße in das heimatliche Thal brachte, ließ er der schlechten Wege halber um den Berg fahren, während er selbst auf bekannten Pfaden den kürzeren Weg durch den Wald einschlug. Sonst, wenn er heimkehrte, was freilich meist in den Sommerferien geschah, sagte ihm dieses Rauschen in den Föhren- und Fichtenbäumen, daß er schon zu Hause sei, und überkam ihn ein eigenthümliches wohliges Gefühl, das für ihn nur mit dieser Gegend verbunden war. Heute, in der winterlichen Erstarrung, war der Wald stumm; die Bäume waren von Schnee bedeckt, und der mühsame Schritt über verwehte Pfade ließ ihn kaum zu irgend einem Gedanken kommen. Mit dem ersten Schritte aus den stummen Waldeshalden bekam er das Schloß seines Vaters zu Gesichte. Wie sonst hielt er inne, um es zu betrachten; aber sonst pflegte in solchen Momenten Besorgniß in ihm aufzusteigen, wie er es darin finden werde, ob Alles wohl sei, ob ihn nicht etwas

Trauriges erwarte. Heute tauchte keine solche Besorgniß in ihm auf; es war öde in ihm, so öde, als er sich das Innere des weitläufigen Gebäudes vorstellte. Das Schlimmste, was dort hatte vorfallen können, war ja geschehen. Er betrachtete es mit glasigem Auge, mit erschöpftem Kummer. Da wendete sich sein Blick unwillkürlich nach der Seite, einem Abhange am Rande des Waldes zu, und ein tiefer Seufzer entstieg seiner Brust. Dort lag der Kirchhof, und ohne sich einen Augenblick zu besinnen, schlug er über verschneite Wiesen und Felder die Richtung nach der stillen Stätte ein. Das Thor war geschlossen; er schwang sich über die niedere Mauer.

Wo war das frische Grab, das er suchte? Alle Gräber waren von demselben gleichmäßigen Leichentuche des Schnees bedeckt. Doch fand sein Blick nach kurzem Spähen ein einfaches neues Kreuz, das den Namen Sophie Volkmar trug. Langsamen Schrittes näherte er sich dem Grabe, bückte sich und strich den Schnee ab, um die Schollen zu sehen. Wenige Thränen fielen auf das Grab; aber er konnte es nicht übers Herz bringen, die Erde, die an seinen Händen hängen geblieben war, abzuwischen, und so die Hände vor sich hinhaltend, ging er an die Kirchhofmauer zurück. Wie er von da wieder rückwärts blickte, schien ihm das Grab so unendlich öde und verlassen; es schien ihm, als hätte er hier noch eine Pflicht zu erfüllen. Das Bedürfniß, geliebte Gräber zu schmücken, erwachte in ihm; er sah dieses im Geiste mit allen Frühlingsblumen geschmückt, und aus dem Blumenflor erhob sich in unbestimmten Umrissen eine Gestalt voll Schönheit und milder Trauer wie eine Antike. Willibald fiel ihm ein, und der Entschluß stand fest in ihm, der Mutter ein würdiges Monument zu errichten, und der Freund, dem er so oft von ihr erzählte, sollte der Schöpfer dieses Denkmales sein, nicht irgend ein anderer Künstler, der ohne Theilnahme, ohne Wärme ans Werk ginge, dem man erst die Tugenden der Verstorbenen erklären mußte. Der Gedanke gab ihm eine gewisse Zufriedenheit, und er setzte seine Wanderung, dem Dorfe entgegen, fort.

Er mußte sich doch länger, als er selber wußte, auf dem Kirchhofe aufgehalten haben, denn als er im Thale ankam, lag es schon in nächtliche Finsterniß gehüllt. Er ging über die Brücke durch die lange Vorhalle und trat in den großen Saal; er war leer. Ebenso das zweite, das dritte, das vierte Zimmer; die ganze eine Seite des Schlosses, die sonst von der Familie bewohnt war. Er trat in die Vorhalle zurück und von da in den großen Saal, in welchem ehemals Fürst Rittberg seine Jagdgenossen zu versammeln pflegte und der jetzt als Gesindestube diente. Es war ein weiter gewölbter Raum, den noch aus alter Zeit Hirschgeweihe schmückten und den das in einem großen Kamine lodernde Feuer nicht zu einem Drittheile beleuchtete, obwohl dort ganze Stämme im Feuer lagen. Um das Feuer im Halbkreise, unter dem Mantel des Kamins, der wie eine Hütte in dem Saale aussah, saßen männliche und weibliche Diener des Hauses und außerdem Kohlenbrenner und Waldheger, welche den Winter im Hause des Herrn zuzubringen pflegten, bis sie ihr Amt im Frühjahre wieder in den Wald rief. Die Einen spannen, die Anderen rupften Federn, die Dritten schnitten mit groben Messern allerlei Figuren in Holz, die Vierten saßen müßig da und blickten in die Flammen. In der Mitte dieser Gesellschaft saß Agnes, die kleinere Schwester Heinrichs.

„Hast du dich schon hieher verirrt, armes Kind!" dachte Heinrich, der am Eingange in dem Saale ungesehen im Dunkeln stehen blieb, und er erinnerte sich, wie es ehemals war, wie die Kinder sonst drüben neben der Mutter saßen, in sicherer Hut, lesend, arbeitend, gemüthlich plaudernd.

„Nun, kleines Fräulein," sagte der alte Köhler Melcher, „jetzt habe ich erzählt — jetzt singen Sie wieder."

„Was soll ich singen?" fragte Agnes, „vom Rosmarin auf der Prager Brücke? oder von der bösen Schwester, die ihrem Bruder eine Schlange zu essen gibt und einen Stein statt des Kopfkissens?"

„Nichts da," rief Melcher, „keines von den alten Liedern, so ein neues, das Sie selbst gemacht haben."

„Ja, ja, Fräulein Agnes, so ein Lied von Ihnen!“ riefen die Anderen.

„Ach Gott!“ seufzte das Kind, „seit die Mutter todt ist, habe ich kein Lied mehr gemacht.“

„Das ist nicht recht,“ sagte der alte Köhler, „so ein Lied erleichtert das Herz, das weiß ich. Ich habe im Walde manches gemacht, das noch heute die Köhlerbuben singen, und so oft ich eins fertig hatte, war mir wohler. Sie müssen ja nicht immer lustig sein; ein trauriges macht Einem das Herz oft leichter, als ein lustiges. Weiß Gott,“ fuhr der Köhler fort, „vor drei Tagen hat mich Ihr Papa in den Wald geschickt, bis an die Steinhütte — das ist weit genug. Was höre ich da aus dem Hause herausklingen? Ihr Lied, Fräulein Agnes, das Sie letzten Herbst gemacht haben; wissen Sie, das Lied auf die schöne Lidka, die sich in den Teich geworfen. Und wie ich nach Hause gehe, hörte ich das Lied wieder im Wirthshause singen.“

Heinrich hörte mit Staunen, daß seine kleine Schwester eine Volksdichterin war; er kannte wohl seine Gegend und wußte, daß da noch Lied auf Lied entstand, ohne daß man in den meisten Fällen den Verfasser kannte — desto mehr überraschte es ihn und mußte er lächeln, einen der geheimnißvollen Dichter, über deren Existenz er sich oft in seiner Kindheit allerlei Gedanken gemacht hatte, in seiner kleinen Schwester zu entdecken. Er setzte sich auf die Bank an der Thür, um zu lauschen.

„Also,“ fuhr der Köhler fort, „singen Sie wieder so ein Lied.“

„Ich habe keines.“

„So machen Sie eins.“

„Jetzt, gleich?“

„Ja wohl, jetzt gleich!“ rief es im Chore.

Agnes sah um sich, blickte eine Zeitlang zum Fenster hinaus auf die schneebedeckte Landschaft und sagte: „Ich fange mit dem Schnee an, weiß aber noch nicht, was dann kommen wird.“

„Nur zu, nur zu!“ ermunterte der Köhler. „Man muß nur anfangen.“

„Nun gut, ich fange an," sagte Agnes.

Und sie begann mit heller, aber zarter Stimme nach einer bekannten Melodie und sang, manchmal stockend und sich verbessernd, ein Lied, das nach allen Verbesserungen so lautete:

Auch unterm Schnee, auch unterm Schnee
Erwachsen die Blümlein wieder;
Mein Herz thut weh, mein Herz thut weh,
Doch sing' ich lustige Lieder.

Ein Falke schwebt in den Lüften frei,
Er ist bis zum Himmel gestiegen;
Er trägt in seinem Herzen ein Blei
Und wird nicht lang mehr fliegen.

Ein Fräulein sitzt in dem Schlosse drin,
Das ist nicht lustig, nicht traurig.
Ich glaub', daß ich selber das Fräulein bin;
Im Schornstein singt es so schaurig.

„Sehr schön, sehr schön!" rief die Gesellschaft unter dem Kamin.

„Aber wie kommen Sie nur auf all die Dinge, Fräulein Agnes?" fragte eine alte Magd, die im Spinnen innehielt.

„Siehst du, Katharina," erwiderte Agnes, „das ist sehr leicht. Erst sah ich zum Fenster hinaus, da sah ich den Schnee und fing damit gleich das Lied an — dann im Singen sah ich da oben den ausgestopften Falken auf dem Kamin, und da habe ich ihn gleich in das Lied gebracht — und dann fiel mir ein, mich selbst in das Lied zu bringen, und ich sang von dem Fräulein im Schlosse; es kann aber auch Hedwig sein. Und im Schornstein brummt es immer noch schaurig — hörst du? So kam das ganze Lied zusammen. So macht man's."

Agnes hätte über ihre Art zu dichten vielleicht noch ausführlichere Erklärung gegeben, wenn sie nicht in diesem Augenblicke von zwei Armen erfaßt und von ihrem Sitze empor in die Luft gehoben und mit Küssen bedeckt worden wäre.

„Heinrich! Bruder Heinrich!“ rief sie jubelnd, indem sie seinen Hals umschlang, „da bist du endlich!“

„Wo sind die Anderen?“ fragte Heinrich.

„Komm, komm rasch zu Hedwig. Wir wohnen jetzt in den kleinen Stuben im Hinterhause; komm! Sie sitzt dort mit Alfred und gibt ihm eine Lektion in Geographie.“

Sie führte ihn durch einen spärlich erleuchteten Gang, bald in ihrer Freude vorauseilend, bald wieder zu ihm zurückkehrend, um seine Hand zu fassen, wie ein lieblicher Genius, der, einem Flämmchen gleich, einen romantischen Helden zu einem Schatze führt.

Nach einigen Minuten war Heinrich von sechs Armen umschlungen. Die Geschwister drängten sich an ihn, im vollen Bewußtsein, daß sie in ihm Schutz und Schirm fänden und daß sie nicht mehr ganz verlassene Waisen waren. „Wie recht habe ich gethan,“ dachte Heinrich, „und ich will aushalten, so lange diese Verlassenen meiner bedürfen.“

Der Vater war abwesend und sollte erst morgen heimkehren.

Zweites Kapitel.

Heinrich war damit beschäftigt, sich in einem Zimmer, der „kleinen Stube,“ die man im Gegensatze zu den großen Sälen des vorderen Gebäudes so nannte, und in nächster Nähe der Geschwister einzurichten. Diese hatten sich nach dem Tode der Mutter dahin zurückgezogen, während der Vater im Hauptgebäude blieb. Die Familie versammelte sich nur bei den Mahlzeiten, wenn es der Vater nicht vorzog, sein Nachtessen allein auf seinem Zimmer einzunehmen. Hedwig ordnete ihres Bruders Kleider und Wäsche in einen Wandschrank, während Agnes und Alfred eine Papier- und Bücherkiste auspackten und den Inhalt dem Bruder zutrugen, der vor einem alten Bücherschranke stand. Der Vater, der in der Nacht zurückgekehrt war, saß in einem Lehnstuhle und sah schweigend zu.

„Welch ein großer Brief!“ rief Alfred, „sieh nur, Hexe! den großen Brief und das große Siegel.“

Agnes, die im Hause mehr auf diesen Titel als auf ihren Taufnamen zu hören gewöhnt war, stimmte mit ein in die Bewunderung ihres Bruders und rief, indem sie ihm den Brief aus der Hand nahm: „Ein Brief mit dem kaiserlichen Adler! Der ist gewiß vom Kaiser. Nicht wahr, Heinrich, den Brief hat dir der Kaiser geschrieben?“

„Nein, Hexchen,“ lächelte Heinrich, „nicht der Kaiser, aber ein Minister.“

„Der Minister?“ fragte der Vater erstaunt, indem er sich neugierig vorbückte. „Hast du einen Brief vom Minister? Was kann dir der Minister schreiben? Darf man den Brief lesen?“

„Gewiß, mein Vater. Hexchen, gib das Schreiben dem Papa.“

Die Hexe that es und blieb neugierig neben ihrem Vater stehen; auch Alfred folgte ihr, und Hedwig verließ den Schrank, um sich zu der neugierigen Gruppe zu gesellen.

Der Vater entfaltete das Schreiben mit großer Ehrerbietung und las. Die Kinder sahen ihm ins Gesicht, als wollten sie den Inhalt aus seinen Zügen erkennen. Er schwieg, ließ die Hand sammt dem Briefe aufs Knie fallen und sah nachdenklich vor sich hin. Nur in Zwischenräumen warf er einen flüchtigen Blick auf Heinrich, der sich in seiner Beschäftigung nicht stören ließ. Endlich fragte er, und die Gesichter der Kinder wendeten sich Heinrich zu: „Der Minister des Unterrichts ladet dich hier zu einer weiteren Besprechung ein; was wollte er mit dir besprechen?“

„Eine Sendung, die er mir auftragen, und eine Stelle, die er mir geben wollte.“

„Eine Sendung?“ fragte der Vater wieder. „Wohin?“

„Nach Deutschland, Belgien, Frankreich und Italien.“

„Und um was für eine Stelle handelte es sich?“

„Ich sollte Sekretär im Ministerium werden.“

„Sekretär!“ rief der Vater erstaunt, fügte aber sogleich spöttisch lächelnd hinzu: „wohl verstanden, nachdem du zehn oder

fünfzehn Jahre als unbesoldeter, überzähliger Praktikant gedient hast?"

„Nein," erwiderte Heinrich, „sogleich nach meiner Rückkehr."

„Nicht möglich!" rief der Vater, „das ist ja ganz außer aller Ordnung. Welcher Protektion verdankst du eine solche Ausnahme?"

„Einem Memoire, das ich dem Ministerium überreichte."

„Siehst du, Papa," rief die Hexe, „ich habe es immer gesagt, Heinrich wird, was er nur werden will, ein großer Gelehrter, ein berühmter Mann, ein großer Herr, Gott weiß was. Die Mama — ach Gott, wenn die Mama nur das —"

Des Kindes Stimme stockte; Herr Volkmar schüttelte verwundert den Kopf, legte den Brief auf den Tisch und ging kopfschüttelnd aus der Stube. Aber in der Thür blieb er stehen und wendete sich wieder um: „Wann trittst du deine Reise an, Heinrich?" fragte er wieder.

„Ich habe das Alles aufgegeben," antwortete dieser, „ich reise nicht, ich bleibe hier bei den Kindern."

Herr Volkmar sah ihn mit einem langen prüfenden Blick an, dann schüttelte er wieder den Kopf und ging langsam aus der Thür.

Die Kinder eilten auf Heinrich zu. Hedwig umarmte ihn, und die Hexe rief: „Du guter Heinrich, ich verstehe dich; du willst uns nicht verlassen, du willst uns die Mutter ersetzen, du willst für uns sorgen, und darum machst du dir gar nichts aus den Reisen, und möchtest doch so gerne nach Paris und nach Italien. Und da machst du dir gar nichts daraus, Minister zu werden. Schau, wie sie dich gekannt hat, die gute Mama! ‚Heinrich wird euch nicht verlassen,' sagte sie eine Stunde vor ihrem Tode. Ach Gott, wenn sie es nur weiß, wie gut du bist! Aber sie weiß es, sie wußte es ja immer."

Hedwigs schweigende Umarmung drückte dieselben Gefühle aus, denen die Hexe Worte gab; nur Alfred erhob Widerspruch und konnte sich nicht darüber beruhigen, daß sein Bruder nicht nach Italien gehen und nicht Minister werden sollte.

Nach wenigen Tagen war Alles so weit eingerichtet und eine solche Regelmäßigkeit in dem neuen Haushalte eingeführt, daß es den Anschein hatte, als ob diese Lebensweise hier seit Jahren herrschend gewesen. Die Geschwister, an die milde und besonnene Zucht der Mutter gewöhnt, fügten sich gerne dem Bruder, der sich theils absichtlich, theils unwillkürlich in seiner Handlungsweise die Verstorbene zum Muster nahm. Dem Lesen, dem Spaziergang, dem gemüthlichen Plaudern wurden feste Stunden bestimmt; die weiblichen Arbeiten wurden unter der männlichen Aufsicht nicht vernachlässigt. Die holden Dämmerstunden wurden zu kleinen Festen der Phantasie und des Gemüthes. Heinrich benützte sie, um die Kinder in die Wunder der Mythenwelten verschiedener Nationen, besonders der Griechen, einzuweihen. Die Hexe kannte bald alle homerischen Helden und alle Sagenkreise der hellenischen Anfänge. Ihr lebhafter Geist faßte Alles mit Enthusiasmus auf und brachte manchen homerischen Stoff in germanische Verse und Reime, während Alfreds positiver Verstand den historischen Kern der Dinge zu erfassen suchte, indem er den mythischen Helden auf der Landkarte folgte. Jason, Odysseus waren ihm nur Entdeckungsreisende, Kadmos, Perseus, Theseus, Herkules, Dädalus nur Städtegründer, Gesetzgeber, Civilisatoren und Erfinder. Die siebzehnjährige Schwester Hedwig hatte schon das Bewußtsein der Bildung und hörte demgemäß zu und war dem Bruder mit Bewußtsein dankbar. Sie freute sich dieser geistigen Beschäftigung als eines Mittels, das sie ihrer Einsamkeit und Oede entriß. In diesem Sinne schloß sie sich auch dem Bruder aufs Innigste an. Wer das schweigsame, scheinbar so ruhige Mädchen beobachtet hätte, wie sie Heinrich mit aller weiblichen Sorgfalt umgab, wie sie schweigend manchmal den Arm um seinen Nacken schlang, hätte das Bedürfniß nach einem innigsten Anschließen, dem vielleicht brüderliche Liebe nicht ganz genügte, bald errathen. Sie saß oft träumend da, wäre aber bei aller Aufrichtigkeit nicht fähig gewesen, den Inhalt ihrer Träumereien genau anzugeben. Bei der unbedeutendsten komischen

Veranlassung und manchmal ohne alle Ursache lachte sie laut auf; es war jenes Lachen, das bei jungen Mädchen oft so albern erscheint und doch so gefährlich ist. Dann war sie durch Tage wieder nichts als die sorgsamste Haushälterin, so daß sie die Einen für eine Träumerin, die Anderen für ein hausbackenes Frauenzimmer halten konnten. Sie war in ihrer Entwicklung höchst wahrscheinlich auf einem Scheidewege angekommen, und das kleinste Ereigniß konnte entscheidend werden.

Heinrich ahnte bald, daß er hier ein Räthsel vor sich hatte, daß hier das weibliche divinatorische Auge einer Mutter besonders Noth thäte und daß der gute Wille hier nicht ausreichte. Aber ihre Hingebung beruhigte ihn, denn er hoffte, daß ihm Hedwig anvertrauen werde, was er nicht errathen konnte. Die anderen zwei Kinder machten ihm keine Sorgen. Die Seele der Hexe war durchsichtig wie ein Thautropfen, der in der Morgensonne glänzt; auch taufte er sie um und nannte sie anstatt Hexe Aglaja, nach der Göttin des Glanzes, des schimmernden Thaues. Der Name wurde allgemein adoptirt und bald in Agle umgewandelt. Alfred unterwarf sich ihm ganz, wie ein williger Schüler einem geliebten Hofmeister. Heinrich entdeckte in ihm einen worthaltenden, pflichttreuen Menschen der Zukunft und ging mit ihm einen sicheren Weg.

Die wenigen Stunden, die Heinrich bei der Beschäftigung mit den Kindern übrig blieben, verbrachte er zwei oder drei Mal in der Woche auf dem Schlosse Halden, das nur vom Kastellan bewohnt war, aber eine reiche und alte Bibliothek besaß. Es war ein lieblicher kleiner Landsitz, etwas über eine halbe Stunde vom Schlosse des Herrn Volkmar entfernt, und lag am Eingange eines Waldes, der zum Theile in einen englischen Park verwandelt war, während sich vor dem Hauptgebäude den ganzen Abhang hinab bis ins Thal und bis an den Bach ein schöner französischer Garten mit Blumen, Gesträuchen und Lauben erstreckte, welche, durch den Wald und die Höhe gegen den Nordwind geschützt, im Frühling und Sommer einen reichen Flor entfalteten. Trotz seiner Lieblichkeit und trotz seiner schönen Aussicht lag dieser

Landsitz verlassen da. Der Besitzer, ein Hofmann, verbrachte seine Zeit und verschwendete sein Geld in der Residenz und auf kleinen Missionen, die man ihm anvertraute, wenn es galt, in der Fremde mit Glanz aufzutreten. Die große Bibliothek rührte aus dem vorigen Jahrhundert und von einem seiner Ahnen, dem Erbauer des Schlosses, her. Heinrich hatte sich schon vor Jahren und auf leichte Weise die Erlaubniß ausgewirkt, während seines Aufenthaltes in der Heimat den Bücherschatz benützen zu dürfen. Dahin wanderte er nun, manchmal allein mit seinen Gedanken, manchmal an der Seite des kleinen Bruders, und er war ein gerne gesehener Gast, denn er hatte in früheren Zeiten der Frau des Kastellans manchmal mit einem kleinen Geschenke gedacht. Dafür empfing ihn jetzt ein gut geheiztes Bibliothekszimmer, und er saß bequem da und konnte in dem schöneren Theile der Welt, die er verlassen und die ihm darum desto lieber geworden, mit Behagen weiter leben.

So vergingen die Wochen; und das neue Leben, wie sich der Wirkungskreis immer deutlicher zeichnete und genauer abschloß und begränzte, wurde eine Gewohnheit des Herzens. Herr Volkmar ließ den Sohn gewähren und griff weniger störend ein, als dieser erwartete, mit Unrecht erwartete; denn niemals hatte er seine Vorwürfe und Einwendungen an diesen, sondern an die Mutter gerichtet. Es war immer, als hätte er eine instinktive Scheu vor dem Wesen des Sohnes, und als schämte er sich, seine Verachtung der Bildung und Gelehrsamkeit vor diesem zu offenbaren. Es schien außerdem, daß er seit dem Tode der Mutter weicher und nachdenklicher geworden und daß er seitdem an der Verlorenen, wie an der Welt, Manches schätzen lernte, was er früher gering geschätzt. Er sprach nie von der Todten; ja selbst wenn er beredt war, wurde er plötzlich schweigsam, sobald ein Fremder oder eines der Kinder der verstorbenen Mutter erwähnte. Was in ihm vorging, verrieth er nur selten und bei besonderen Gelegenheiten.

Die Hexe oder Agle träumte viel und liebte es, ihre Träume

zu erzählen, was sie auf eine Weise that, als ob sie von ausgemachten Wirklichkeiten und Thatsachen spräche. Eines Abends, da der Vater in die Stube der Kinder trat und sich, wie immer, schweigend in einen Winkel setzte, schlug sie sich, als ob ihr eine plötzliche Erinnerung durch den Kopf führe, vor die Stirne und rief: „Heute Nacht habe ich wieder die Mama besucht. Als ich bei ihr ankam, schrieb sie eben einen Brief an Heinrich und sagte, ich solle still sein, bis sie zu Ende geschrieben. Ich setzte mich hin und sah in ihr schönes, blasses Gesicht und war ganz froh. Da wurde es plötzlich ganz dunkel, und sie sagte: ‚Herzchen, zünd' 'mal die Sterne an, es ist Abend.‘ Da ging ich hin und zündete einen Stern nach dem andern an; plötzlich aber kam ich an ein großes Loch und fiel vom Himmel. Ich schrie, aber da war schon die Mama, die mich in ihren Armen auffing. Sie trug das weiße Kleid, in dem wir sie begraben haben, und im Haare hatte sie Rosen und Veilchen. Das Kleid flog breit auseinander wie Flügel, und wir schwebten leise, leise herab zur Erde. Ach, ich lag so gut in ihren Armen! Hier vor dem Schlosse, unter dem Kastanienbaume setzte sie mich nieder. Da hatte sie nicht mehr das weiße Kleid, sondern das braune, das sie immer trug, und die schwarze Schürze und die Haube mit den Vergißmeinnicht, und du, Papa, lagst ihr zu Füßen, als ob du sie um Verzeihung bitten wolltest."

Herr Volkmar, der bisher aufmerksam zugehört hatte, sprang bei diesen letzten Worten vom Sitze auf und rief dem Kinde ein gebieterisches „Schweige" zu. Aber nachdem er zwei Mal in der Stube auf und ab gegangen, kehrte er zur Agle zurück, hob sie in die Höhe und drückte ihr einen Kuß auf die Stirne, worauf er sich wieder auf seinen vorigen Platz setzte. Eine Liebkosung des Vaters war den Kindern etwas so Neues, daß sie in ein langes Schweigen versanken. Agle lächelte verlegen und blickte erstaunt der Reihe nach und wie fragend in alle Gesichter.

Ein anderes Mal erzählte Agle, die Alles wußte, Alles sah und hörte, der gute Nachbar Ott, derselbe, den wir als glück-

lichen Erben in dem Residenz-Kaffeehause kennen lernten, sei gestern Abends bei Papa gewesen. Nachbar Ott habe gesagt, es scheine, daß Herr Heinrich bei seinen Geschwistern die Mutter ersetzen wolle. Darauf habe der Papa geantwortet: ja, es sei wahr, das sei wieder ein toller Streich von Heinrich — ein sehr toller Streich, und doch thue er sehr recht daran.

Solche und ähnliche Vorkommnisse und Ereignisse beruhigten Heinrich über die Zukunft. Nur vom Vater hatte er Schwierigkeiten gefürchtet. Nun bat er ihn im Stillen um Verzeihung, und da diese Sorge von ihm genommen war, hatte er nur noch manche Erinnerung, manches Bedauern in sich zu beschwichtigen, um sich ganz und mit voller Ruhe seinen neuen Pflichten hinzugeben. Die Jahre lagen vor ihm wie ein vorgezeichneter Plan, und wem so zu Muthe ist, der überredet sich leicht, daß er zufrieden ist; der vergißt gerne, daß jede Stunde des Lebens ein Ende und ein Anfang einer neuen Epoche werden kann, daß diese neue Epoche oft schon begonnen hat, ohne daß wir es wissen.

Drittes Kapitel.

Der Winter machte sich in dem rauhen Lande auf arge Weise geltend. So verschneit waren Dorf und Umgegend, daß sie von aller Welt durch unübersteigliche Hindernisse getrennt schienen. Der Wald, der sich auf der Höhe dahinzog, war von Schnee bedeckt und sah wie eine hohe, steile, unüberschreitbare Wand aus; die Wege waren verweht. Es sah aus, als könnte aus der ganzen Welt nicht das geringste Neue in das abgesperrte Thal dringen. Dennoch kam Heinrich eine Neuigkeit zu, die ihn aufs Lebhafteste bewegte, und erschien im Dorfe ein Besuch, der alle Welt überraschte.

Der gute Nachbar Ott, der immer ein gern gesehener Gast im Schlosse war, weil er immer viel zu erzählen hatte und außerdem eine liebe Erinnerung an die Mutter vorstellte, da sie für

den guten Mann viel Achtung und er ihr in manchen guten Werken hülfreich zur Seite gestanden hatte — der gute Nachbar erschien eines Abends in der kleinen Stube und setzte sich, ganz seiner Gewohnheit entgegen, schweigend an den Ofen.

„Der Gevatter hat etwas auf dem Herzen," sagte die Hexe — „er schweigt."

„Die Hexe hat wieder einmal errathen," sagte der Nachbar.

„Nun, und was ist es?" fragte Heinrich.

„Es ist Jemand vom Himmel gefallen, es ist ein gewisser Jemand angekommen."

„Und wer ist dieser Jemand," fragte die Hexe.

„Wer wird es sein," sagte Ott verdrießlich, „mein Sohn Joseph ist es."

„Reinhold Ott ist zurück?" fragte man, aufs Angenehmste überrascht.

„Nun ja, Reinhold, wenn Sie wollen," sagte Ott ebenso verdrießlich wie vorher, „mir heißt er Joseph und Sepp, wie ich ihn habe taufen lassen. Wie er sich selbst umgetauft hat, um einen nobleren Namen zu haben, und wie man ihn in der Welt heißt, das kümmert mich nicht. Der Reinhold ist nicht besser als der Sepp, der Sepp war vielleicht besser als der Reinhold."

„Ich freue mich herzlich, ihn wieder zu sehen," sagte Heinrich, ohne auf des Mannes Reflexionen einzugehen.

„Ich wollte, ich könnte mich auch so freuen."

„Und warum sollten Sie das nicht können?"

„Ich weiß nicht," murmelte der alte Ott und kratzte sich hinter den Ohren, „seit zwei vollen Jahren habe ich nichts von ihm gehört, wußte ich nicht, wo in aller Welt er sich herumtrieb; mit Einem Male ist er wieder da, und ich frage mich, ob das plötzliche Erscheinen mehr mit der kindlichen Liebe oder vielleicht mehr mit der Erbschaft zusammenhängt?"

„Schämen Sie sich, Nachbar," rief Heinrich entrüstet, „solche Zweifel hätte ich Ihrem Herzen nicht zugetraut und sind Reinholds unwürdig."

„Ja, ja,“ lächelte der Nachbar etwas bitter; „sehen Sie, lieber Herr Heinrich, das steckt offenbar im Blute, das Zweifeln; Ihr Reinhold, mein Sepp, der zweifelt auch an Allem, für den existirt gar nichts, an das er so geradezu und ohne Umschweife glauben möchte.“

„Er glaubt an Alles, was er für gut und wahr hält,“ sagte Heinrich.

„Ich möchte nur wissen, was er für gut und wahr hält,“ lächelte der Andere wieder; „wenn man ihm so zuhört, bleibt verdammt wenig übrig, das gut und wahr sein könnte.“

„Sie sollten sich immer nur sagen, daß Ihr Sohn einen ausgezeichneten Geist besitzt, und das Uebrige ihm überlassen,“ meinte Heinrich.

„Das thäte ich sehr gerne,“ erwiderte der Nachbar, „wenn ich nur einen Zweck sähe.“

„Da haben wir's!“ rief Heinrich; „mich nahmen Sie gegen meinen Vater in Schutz, weil er mein Leben als ein zweckloses betrachtete, und jetzt treten Sie gegen Ihren Sohn ebenso auf wie mein Vater, und auch nur darum, weil er einen andern Weg geht, als Sie sich gedacht haben, da Sie ihn als kleines Kind auf die Schule brachten. So ist es immer, die Eltern klagen den Sohn an, daß er als Mann nicht den Weg einschlägt, den sie dem zehnjährigen Kinde bestimmt haben.“

Der Nachbar schüttelte den Kopf und sagte: „Sie und mein Sepp, das sind zwei ganz verschiedene Leute, das ist was ganz Anderes — daß er Vieles besser verstehen muß, als ich, das sage ich mir selbst und oft genug, aber ich kann mich doch nicht zufrieden geben — ich weiß nicht, wie ich's sagen soll. Sehen Sie,“ sagte er, indem er in die Luft griff und die Hand schloß, als ob er etwas Festes ergreifen wollte, „sehen Sie, das Leben, das er führt, hat keine Knochen. Er kommt mir vor, wie ein Faß ohne Reifen; es hält ihn nichts zusammen, und er kann nichts zusammenhalten. Verstehen Sie?“

„Das kommt Ihnen so vor, weil seine Existenz eine

ungewöhnliche ist. Menschen wie Reinhold hatten zu allen Zeiten gegen das Mißtrauen ihrer Umgebung zu kämpfen. Ich hoffe, Sie werden den Tag noch erleben, da Sie auf Reinhold stolz sein werden."

„Nun, Gott gebe es!" sagte der Alte halb ungläubig, „Sie müssen das verstehen, und ich will es hoffen."

Joseph oder, wie er sich seit lange selbst nannte und genannt sein wollte, Reinhold Ott gehörte mit zu Heinrichs liebsten Jugenderinnerungen und war gewiß eine der einflußreichsten Erscheinungen, die in der leicht bestimmbaren Periode zwischen Knaben- und Jünglingsalter vor seinem Geiste auftauchten. Schon in früher Kindheit wurde ihm der junge Ott immer als ein Muster vorgehalten, dem er nachstreben sollte, und noch erinnerte er sich, wie von Zeit zu Zeit der Alte kam, um seiner Mutter über die Erfolge des fernen Sohnes, der auf dem Gymnasium der Provinzial-Hauptstadt verweilte, mit Stolz Bericht abzustatten, und wie er, damals noch ein armer Mann, freudig alle Opfer brachte, um dessen Lehrjahre zu fördern. Wenn dann der junge Student in Ferien nach Hause kam, blickte Heinrich mit schüchterner Bewunderung zu ihm hinauf. Aber die entscheidende Zeit, die ihn auf innige Weise an Reinhold knüpfte, trat erst später ein, als Heinrich als strebsamer Gymnasiast von sechzehn Jahren mehrere Wochen mit dem fünfundzwanzigjährigen Reinhold auf dem Dorfe, in den Wäldern, im Kahne auf dem Flusse zugebracht. Reinhold hatte damals schon die Brodstudien verlassen, hatte bereits mehrere Reisen hinter sich und war, man wußte nicht recht, zu welchem Zwecke, in das Dorf und zu seinen Eltern zurückgekehrt. Das Bedürfniß nach gebildetem Umgange bewog ihn, Heinrich an sich heranzuziehen, und die schmeichelhafte Verehrung, die dieser für ihn hegte, ihn festzuhalten. Reinhold war indessen als Schriftsteller aufgetreten und hatte in einem Blatte der Provinzhauptstadt eine Novelle und mehrere Aufsätze veröffentlicht, die wegen der Eigenthümlichkeit in Styl und Gedanken ein gewisses Aufsehen machten. Allgemein

wurde er als ein jedenfalls origineller Geist anerkannt und prophezeite man ihm eine Zukunft. Die Zeitungen kündigten von ihm mehrere Werke an, deren Titel man schon nannte, unter Anderem ein politisches Werk und einen großen Roman. Dem jungen Gymnasiasten, dessen guter Wille und Phantasie den Zeiten vorausgriff, war er schon jetzt eine durch Ruhm verklärte Persönlichkeit. Was er von Reinholds Schriften verstand, schien ihm schön, was er nicht verstand, war ihm tiefsinnig, und den Verfasser selbst nannte er mit dem damals viel gebrauchten Worte „genial." Wie glücklich war er daher, als ihn Reinhold mit so vieler Güte seines Umganges würdigte; mit welcher Andacht hörte er ihn Pläne zu künftigen großen Werken auseinandersetzen. Reinholds äußere Erscheinung war übrigens derart, daß sie nur zur Befestigung des Glaubens an einen hohen und edlen Geist, wenigstens in einem knabenhaften Gemüthe, beitragen konnte. Sein frühzeitig verblaßtes, scharfgeschnittenes Gesicht mit dem sanft lächelnden Munde, der von einem feinen schwarzen Schnurrbärtchen beschattet war, mit den dunklen, durch einen unbestimmbaren Blick gemilderten Augen — sein dichtes schwarzes Haar, von dem eine Locke, nach dem Ausdrucke eines dichtenden Freundes, „wie ein gottesleugnerisches Fragezeichen" auf die weiße Stirne fiel; die schlanke, etwas magere Gestalt, die in der immer schwarzen Tracht nur schlanker und feiner erschien; die mageren Hände, die feinen Füße, kurz Alles an ihm bestätigte, was wohlwollende Leser aus seinen wenigen Schriften herauslasen und was begeisterte jugendliche Freunde und unter diesen jener damals schon in ganz Deutschland bekannte Dichter von ihm prophezeiten. Und wie sollte Heinrich, der gläubige sechzehnjährige Knabe, bezweifeln, was in einem berühmten Buche in fünf aufeinanderfolgenden Sonetten von Reinhold gesagt war? Mit Liebe und Glauben horchte er jedem Worte des jungen Mannes, der ihm wie ein hehrer Meister erschien. Er sah in eine neue Welt, es gingen ihm die Augen auf; es war ihm, als finge er erst zu leben an, als erfahre er zum ersten Male, daß in

der Welt Schönes sei. Nach dem Schulsysteme seiner Heimat kannte er nur wenige Dichter des vorigen Jahrhunderts; Reinhold sprach ihm von Goethe und den modernen Dichtern, und o! welche Nacht war es, als er im Mondschein über die Felder, durch den Wald mit Reinhold wanderte und dieser ihm beinahe den ganzen ersten Theil des „Faust" auswendig recitirte und ihm das tiefe Streben des Menschengeistes und das Ungenügende des Wissens und Lebens erklärte. So hatte Heinrich die Welt noch nicht betrachtet, und solche Deklamationen hatte er noch nicht gehört! Wie unendlich traurig hatte Reinhold

O säh'st du, voller Mondenschein,
Zum letzten Mal auf meine Pein —

hergesagt. Er selbst war Faust, und sollte er eines Tages zu Grunde gehen, so geht er nur an übergroßem Streben zu Grunde, dann ist die Welt, die menschliche Natur, dann sind die Verhältnisse Schuld daran, nicht er. Diese Nacht und ähnliche Stunden blieben Heinrich unvergeßlich; sie waren ihm der Faustus-Mantel, auf dem er, von Reinhold fortgetragen, den höchsten Genüssen zueilte. Aber nicht nur in die schönen Welten der Dichtung, auch in die positive Welt wurde er durch Reinhold eingeführt. Reinhold erzählte ihm von fremden Ländern, von deren Verfassungen, von dem Streben verschiedener Parteien, und er sah sich plötzlich von einem bewegten, wogenden Ozean umgeben, von dessen Dasein er keine Ahnung hatte; er fühlte sich von seiner Zeit ergriffen; neue Wünsche, auch etwas zu sein, wenn auch nur ein kleines Glied in der Kette, auch etwas für die Menschheit zu thun, erwachten in seinem Herzen; er ergriff Partei; er fühlte Haß und Liebe, er fühlte sich zum ersten Male als Mensch und Bürger der großen Welt.

Als er dann nach Wochen das Dorf und Reinhold verließ, um die Universität zu beziehen, nahm er mit den vielen neuen Eindrücken und Gefühlen, mit der gesteigerten Liebe und Verehrung auch noch eine ewige Dankbarkeit für Reinhold und eine

unverwischbare Erinnerung an das einflußreiche Zusammenleben mit sich fort. Wie viel er auch später erlebte, wie viel Noth und Drangsal er durchzumachen hatte, jene mit Reinhold im Walde und auf den Feldern verlebte Jüngerzeit stand immer frisch, rosig, vergoldet in seinem Gedächtnisse fest; und obwohl ihm Reinhold auf seinen vielfachen Kreuz- und Querzügen vollkommen aus dem Gesichtskreise entschwunden war, und obwohl er bis zur Stunde die auf sein Genie bezüglichen Prophezeiungen nicht erfüllt hatte, die schöne, begeisterte Jünglingsgestalt schwebte ihm immer in einer Glorie vor; er dachte seiner stets wie eines höheren Meisters, wie eines geliebten Lehrers. Er fühlte sich ihm gegenüber für so viele innige Freuden, für so viele Aufschlüsse und reinste Genüsse zur größten Dankbarkeit verpflichtet. Kurz nach jenem Zusammenleben im Dorfe kam noch etwas hinzu, was nur zur Steigerung seines liebe- und ehrfurchtsvollen Gefühles für Reinhold beitragen konnte und diesen in den Augen Heinrichs mit einem neuen Scheine der Verklärung umgeben mußte. Er erhielt plötzlich die Nachricht, daß Reinhold, mittellos, wie er war, und allen Entbehrungen ausgesetzt, die weite Reise nach Spanien, und zwar zu Fuße angetreten habe, um sich daselbst in den Reihen der Christinos für die Sache der Freiheit und des neu auferstandenen Volkes zu schlagen. Reinhold war also ein Mann, dessen Thaten mit seinen Worten, dessen Leben mit seinen erhabenen Grundsätzen übereinstimmte. Bald darauf erfuhr Heinrich, daß der verehrte Freund wirklich in Frankreich angekommen war. Welch ein Triumph für ihn allen den Philistern gegenüber, die Reinholds Wesen anzweifelten, seine Grundsätze gerne als Prahlereien, seine Aussprüche als Paradoxen ansahen! Zwar erfuhr man später, daß Reinhold die Pyrenäen niemals erreichte; aber man kannte die Ursachen nicht, die ihn von der Weiterreise abhielten, und für Heinrich war es ausgemacht, daß diese Ursachen nur sehr gewichtige sein, daß ihn nur Zwecke, die noch höher als die spanischen sein mußten, von der Ausführung seines Vorhabens abhalten konnten.

Hatte auch die Zeit die in Heinrichs Gemüth und Phantasie so schön ausgestattete Erscheinung des Jünglings, den er als seinen einflußreichsten Lehrer und Meister betrachtete, etwas in den Hintergrund gedrängt, das schöne Licht, in dem er und die mit ihm verlebten Wochen ihm immer vorschwebten, konnte sie nicht abschwächen, und es ist darum kein Wunder, daß die Nachricht von Reinholds plötzlichem Eintreffen im Dorfe ihm die freudigste Ueberraschung verursachte und daß er sogleich bereit war, ihn gegen Anklagen und Verdächtigungen des eigenen Vaters in Schutz zu nehmen. Dieß gethan, nahm er Hut und Mantel und eilte aus dem Schlosse, durch das Dorf, dem stillen Ott'schen Gehöfte zu.

„Wo ist Reinhold?" fragte er eintretend.

„Oben in der Dachstube," antwortete die Mutter, erfreut über die freudige Aufregung in Heinrichs Gesichte, „die Kinder machen ihm hier zu viel Lärm."

Heinrich eilte die Treppe hinauf, der ihm wohlbekannten Dachstube entgegen. Er klopfte an und trat ein, ohne ein „Herein" abzuwarten.

Reinhold lag auf dem Boden, über den er eine Reisedecke gebreitet hatte; eine thönerne Lampe rauchte, auf einem Stuhl stehend, ihm zu Häupten und beleuchtete seinen auf die Hand gestützten Kopf und ein Buch, das aufgeschlagen vor ihm lag. Er wollte sich beim Eintritte Heinrichs erheben, aber dieser lag rasch auf den Knien vor ihm und drückte ihn nach einer herzlichen Umarmung auf sein Lager nieder. Auch Reinhold war über das Wiedersehen erfreut.

„Gottlob!" rief er, „oder vielmehr die Götter seien gepriesen, da ist doch wieder ein menschliches Gesicht. Erst sechs Stunden bin ich hier, aber es scheint mir eine Ewigkeit. Der Anblick dieser Bauerngesichter dehnt die Zeit ins Unendliche. Kommt man so aus der Welt zurück, aus der wirklichen Welt, was diesen Namen verdient, z. B. aus der Gesellschaft des jungen Deutschland, kann man gar nicht glauben, daß diese Bauern und die Menschen

derselben Gattung angehören. Ich begreife Gentz. Wenn die Dinge so fortgehen, werde ich ein Aristokrat, ein arger Aristokrat. Ein Theil der Menschen ist da, um den andern Theil zu ernähren, daß dieser sich des Lebens freue in Kunst, Wissenschaft und Luxus. Darauf deutet die ganze Natur. Der große Fisch nährt sich von dem kleinen. Wilberforce war ein Narr, und in Europa haben wir weiße Neger."

Heinrich lachte. „Wer Sie nicht besser kennte," sagte er, „müßte vor Ihnen erschrecken."

Reinhold antwortete mit einem lauten Gelächter und sagte: „Sie haben Recht! Selbstironie, lieber Freund, nichts Anderes als Selbstironie. Es ist die hohle Blase der Ironie, mit der man am Besten durchs Leben schwimmt: die Selbstironie ist ihre letzte Konsequenz und höchste Entwicklung; sie ist beinahe der Luftballon des Humors, der uns in die höchste Höhe trägt, von wo aus wir die Welt in der Vogelperspektive betrachten können, erhaben über Zeit, Partei, Vorurtheil und Eigennutz. Sie verstehen mich, Heinrich, Sie haben mich immer verstanden. — Bis zu einem gewissen Grade. Das Verständniß eines Individuums für das andere verliert sich immer mehr. Natürlich. Es fehlt an Uebung, es gibt keine Individualitäten mehr. Unsere Zeit nivellirt; Jeder will, daß der Andere so sei wie er selber, und Alles lebt, denkt, fühlt, liebt und haßt nach Einer Formel, nach einer und derselben Formel."

„Das wäre arg," sagte Heinrich, nur um etwas zu sagen, da Reinhold eine Pause machte.

„Es ist auch arg, sehr arg," fuhr Reinhold fort — „aber es hat auch sein Gutes, sein sehr Gutes. Es werden nicht mehr Einzelne die Geschichte, speziell das Zeitalter machen, sondern die Massen, das Volk, die Menschheit. Gleichheit ist die Losung; hervorragende Individuen müssen auf das Niveau der Allgemeinheit herabgedrückt werden, oder zu Grunde gehen, wie die Mohnhäupter des Tarquinius. Bedauern Sie das? Sie haben Unrecht — aber ich bedaure es auch. Was ist Geschichte ohne

Charaktere? eine langweilige Steppe, eine Wüste, ein Sumpf. Im Grunde kann es gar keine solche Geschichte geben, denn jedes große Individuum ist ein Resumé einer Entwicklung, und die Entwicklung muß sich nothwendigerweise resumiren, zusammenfassen, in Einem Punkte begreifbar machen. Jedes Genie ist der Leichenstein einer alten Zeit und der Anfang einer neuen."

Reinhold sprach noch lange so fort, bald im Tone des Scherzes, bald mit größter Wärme, ja mit Heftigkeit. Seine Stimme fügte sich aufs Natürlichste und Angenehmste, wie bei einem großen Schauspieler, den Gedanken und Affekten, die er ausdrücken wollte, ebenso die Bewegungen seiner Arme und des ganzen Oberkörpers, den er während des Redens manchmal vom Boden erhob, manchmal wie aufgegeben oder nachlässig sinken ließ.

Ein Aphorismus folgte auf den andern, ein Axiom auf das andere; jeder Satz wurde mit Bestimmtheit und wie mit der Voraussetzung seiner Unumstößlichkeit hingestellt, wenn auch schon der nächstfolgende dem hervorgehenden widersprach und ihn in Nichts auflöste. Als ihn Heinrich einmal auf einen solchen Widerspruch aufmerksam machte, lachte er laut auf und sagte: „Sehen Sie, lieber Heinrich, ich bin eine Art von Montaigne. Ich stelle Thatsachen, Beispiele, Gedanken, Meinungen neben- und hintereinander; mögen sie sich widersprechen; ist Das meine Schuld? Ich hüte mich vor Schlußfolgerungen wie auch Montaigne; das ist Alles, was man den Widersprüchen gegenüber, welche die Welt erfüllen, thun kann. Aber so spiegelt man Welt und Leben am Besten ab; nehme sich Jeder heraus, was ihm zusagt, was er verdauen kann, oder worüber er sich, wenn ihm Das Bedürfniß ist, ärgern mag. Am Bornirtesten sind die logischen Menschen mit ihren anmaßenden Schlußfolgerungen. So lange wir nicht alle Thatsachen kennen und alle Gesetze, welche die Welt im Innersten zusammenhalten, so lange sollte alle Logik verboten sein."

Heinrich fing an, zu glauben, daß die Leute, die Reinhold zu großer Liebe zum Paradoxen beschuldigten, Recht haben könnten.

Es wurde ihm etwas unheimlich bei dieser Art des Gespräches, und um es auf solideren, thatsächlichen Boden zu leiten, fragte er Reinhold, wo er die letzten Jahre verlebt habe.

„Ueberall und nirgends," rief Reinhold, „ich durchstreifte halb Europa, um irgendwo etwas Neues zu finden. Ich fand es nicht. Aber ich will Neues. Die Welt will Neues!" rief er mit Nachdruck.

„Und was ist," fragte Heinrich weiter, „aus Ihren schönen literarischen Plänen geworden, die Sie mir vor Zeiten mittheilten, vorzugsweise aus dem großen Romane, von dem auch schon die Zeitungen wiederholt gesprochen haben?"

„Nichts!" antwortete Reinhold gleichgültig, „bei näherer Prüfung fand ich in all Dem nur alte Form und alte Anschauung — aber die Welt will Neues, und sie hat ein Recht, es zu wollen."

Aus dem weiteren Gespräche ging ziemlich deutlich hervor, daß Reinhold in den letzten Jahren in den verschiedensten Verhältnissen gelebt, daß er viel erfahren, daß er unzählige und unter diesen große und herrliche Entwürfe und Anfänge zu Arbeiten gemacht, daß er aber eigentlich nichts vollendet, und daß sich seine literarischen Produkte, seit seinen ersten Erfolgen, nicht um ein einziges abgeschlossenes Werk vermehrt hatten. Aber diese Bemerkung konnte dem Bilde Reinholds, wie es einmal in Heinrichs Geist und Phantasie feststand, nicht zum Nachtheile gereichen. Reinhold mußte wissen, was er that. Sein ehemaliger Schüler steckte noch in der alten Gewohnheit der Bewunderung, war ihm gegenüber noch so gläubig wie ehemals und nahm es sich noch nicht heraus, ihn zweifelnd und kritisch zu beurtheilen. Letzteres um so weniger, als Reinholds sprudelndes Gespräch immer viel Anregendes hatte und dem seit vielen Wochen in der Einsamkeit Lebenden einen Genuß gewährte, der ihm, er sah es jetzt erst recht ein, sehr fühlbar mangelte. Mehr als die Hälfte der Nacht wurde verplaudert. Als Heinrich endlich ins Schloß zurückkehrte, war er wie berauscht. Eine gewisse Folgerichtigkeit

und Gradheit schien ihm zwar im Wesen Reinholds zu fehlen; aber, sagte er sich, wie es immer sei, er ist ein ungewöhnlicher und bedeutender Mensch, und für mich ist seine Anwesenheit ein wahres Glück.

Aber, ob Glück, ob Unglück aufgeht, lehrt das Ende.

Viertes Kapitel.

Reinhold wurde am folgenden Morgen durch das Geräusch geweckt, das seine Mutter machte, als sie das Feuer im Ofen seiner Dachstube anzündete.

„Hast du gut geschlafen, Seppi?" fragte sie, da sie ihn wach sah und sich an sein Bett setzte.

„Danke, Mutter, ziemlich gut," antwortete er gähnend, „aber gegen Morgen hat mich der Lärm der Kinder geweckt. Könntest du sie nicht etwas weiter von meiner Stube unterbringen?"

„Ich wüßte nicht wo, lieber Seppi; es bleibt mir kein Fleckchen im Hause, als die dunkle Kammer."

„Es ist doch sonderbar," sagte Reinhold verdrießlich, „daß der Vater, da er nun Geld hat, in diesem alten, schlechten, engen Hause bleibt."

„Wir waren hier immer glücklich," entschuldigte die Mutter, „es thäte uns wehe, das Haus zu verlassen."

„Vorurtheile! Eingebildete Gefühle!" rief Reinhold achselzuckend. „Es ist mir nicht nur wegen der Nacht, es ist mir auch wegen des Tages. Die Kinder werden mich während der Arbeit stören. Wie soll ich denken, wenn da unten ein solcher Lärm verführt wird. Höre nur, wie der kleine Toni schreit! Hat der Junge eine Lunge! Wie soll da ein gebildeter Mensch etwas Rechtes dabei denken können!"

„Beruhige dich, lieber Seppi!" seufzte die Mutter; „ich werde mein Möglichstes thun, um die Kinder ruhig zu erhalten.

Beklage dich nur beim Vater nicht — er ist ohnedieß verdrießlich — es würde Streit geben."

Reinhold zuckte wieder mit den Achseln; die Muter, nachdem sie noch einmal nach dem Feuer gesehen, ging, um dem Sohn das Frühstück zu bringen. Er stand auf, zog den Schlafrock an und stellte sich gähnend ans Fenster. Ich werde es hier nicht lange aushalten, dachte er, während er über den schneebedeckten Dorfplatz und die verschneiten Strohdächer seine Blicke streifen ließ. Nach wenigen Wochen wird mein Vater meiner müde sein und wird gerne mit einem Theile seiner Erbschaft herausrücken, nur um mich los zu werden. Dann werde ich wieder in der Stadt und vor meinen Manichäern erscheinen können. Wenn nur diese Bauern nicht so konservativ wären und nicht so ängstlich an ihrem Besitz hängen würden, den sie doch so schlecht zu genießen verstehen! — Dann fiel ihm der gestrige Besuch Heinrichs ein, und er lächelte zufrieden. Er erinnerte sich an Alles, was er ihm gesagt, und fand, daß er ganz gute und originelle Gedanken gehabt habe. Plötzlich wurde sein Gesicht aufmerksamer. Er näherte sich dem Fenster und legte die Stirne an die Scheibe, die er abwischte, um die Gegenstände da draußen deutlicher unterscheiden zu können.

Ungefähr fünfzig Schritte vom Ott'schen Gehöfte lag das Häuschen des Schulmeisters, eine kleine hölzerne Hütte, die jetzt so trostlos wie all die anderen Hütten aussah, aber im Sommer einem im Grün versteckten Vogelneste ähnlich war. Ein Garten verband es mit dem Ott'schen Garten, ein kleiner Hof führte auf den großen Dorfplatz und eine niedere Treppe vom Hofe in das Innere des kleinen Häuschens. Auf dieser Treppe stand eben der Schulmeister, der alte Tobias, und neben ihm ein junges Mädchen von ungefähr zwanzig Jahren, das Reinhold, der doch das ganze Dorf kannte, eine neue Erscheinung war, eine neue und überraschende Erscheinung. Sie war städtisch gekleidet und hatte, wie er sich gleich beim ersten Anblick sagen mußte, nichts mit dem Wesen der übrigen Dorfbewohner gemein. Wie sie die Treppe herabstieg und den alten Schulmeister, der sich in das Schul-

gebäude begab, an die Hofthür begleitete, ihm dort die Hand schüttelte und sich neigte, um ihm die Stirne zum Kusse zu bieten, schüttelte Reinhold über die auffallende und doch so einfache Anmuth der Unbekannten wie bedenklich den Kopf. „Recht niedliche Händchen und Füßchen," murmelte er, „ein Phönix, bei den Göttern, ein Phönix in diesem Dorfe!"

„Wer ist das Mädchen, das dort den Schulmeister begleitet?" fragte er die Mutter, die ihm eben in ihrer schönsten Festtagsschale den Kaffee hereinbrachte.

„Ein gutes Kind, beinahe ein Fräulein," erwiderte diese, „die Nichte des Schulmeisters und die Tochter eines Lehrers von der Hauptschule in der Kreisstadt. Der alte Tobias nahm sie zu sich, da sie beide Eltern verloren und sonst keine Verwandten hat. Er hat klug und gut daran gethan, der alte Tobias, denn sie ist gar lieb, die schöne Fanny, und erheitert ihm seine alten Tage. Er ist auch ein ganz anderer Mensch geworden, seit sie hier ist; er spricht doch wieder mit den Leuten und ist auch gütiger gegen die Schuljugend."

„War er es nicht immer?" fragte Reinhold.

„Ja wohl, aber seitdem ihm ein böser Junge den Zopf abgeschnitten, ist er menschenfeindlich geworden. Jetzt behaupten die Leute, er sei wieder gut geworden, seit ihm der Zopf wieder gewachsen; die Wahrheit aber ist, daß ihn seine Nichte glücklich macht und daß er darum wieder besser geworden."

Ein reizender Novellenstoff „Der Zopf und die Nichte", dachte Reinhold, während seine Blicke das Mädchen ins Haus zurückbegleiteten. Er stand noch lange am Fenster und spähte, ob er die schöne Fanny nicht hinter den blau und weiß gestreiften Kattunvorhängen des kleinen Hauses entdecken könne; da sie aber nicht erschien, setzte er sich an den Kaffee und dachte schlürfend: Willst du immer weiter schweifen? Sieh, das Schöne liegt so nah. Das Gemüth wie die schöpferische Phantasie finden überall Stoffe in Fülle. Ich muß mir diese schulmeisterliche Idylle in der Nähe ansehen. Ich werde dem alten Schulmeister als einem

Mann der Wissenschaft schmeicheln — ich bin ja auch sein Schüler — ich bin ihm einen Besuch schuldig. Man muß sich zerstreuen. Auch das Gemüth muß beschäftigt werden, sonst verrostet es, wie ein ungebrauchtes Instrument. So ein armes, zwanzigjähriges, jungfräuliches Gemüth sehnt sich ebenso nach Aufregungen wie ein Dichterherz. Wir wollen sehen.

Dann kleidete er sich langsam an und schlenderte gegen Mittag dem Schlosse zu, um Heinrich seinen Besuch zurückzugeben. Er fand ihn in der Mitte seiner Geschwister, an einem runden Tische sitzend und lehrend.

„Ei, Sie machen sich nützlich, Heinrich,“ sagte er billigend, „das ist recht. Die Welt wird von zwei Menschenklassen aufrechterhalten: von der einen, die das Nützliche, von der andern, die das Schöne schafft.“

Nach diesem Aphorismus sah er mit dem ihm eigenen aufmunternden, beinahe zärtlichen Blicke und nach der Seite geneigtem Kopfe lächelnd die Geschwister an. Er streichelte Alfred das Haar, Agnes die Wangen, und selbst bei Hedwig ließ er sich, das alte Recht in Anspruch nehmend, nicht von Liebkosungen abhalten, als wäre sie, die er als kleines Mädchen kannte, nicht indessen zu einer Jungfrau herangewachsen. Hedwig erröthete, als er auch ihr die Wangen streichelte und versicherte, das Kind habe sich prächtig entwickelt und sei merkwürdig gewachsen. Mit einer unmerklichen Bewegung entzog sie sich seiner Hand, um ihm einen Sitz anzubieten. Da lächelte er sie noch einmal an, versicherte sie, daß sie aber von nun an als erwachsene Person, als ein liebenswürdiges junges Fräulein gelten solle, und setzte sich.

„Unterrichten! Lehren!“ sagte er. „Ja, ja, es hat seine großen Reize. Man pflanzt die Seelen Anderer auf den Boden seiner eigenen Seele, man ist wie ein Baum, dessen solidem Stamme zarte Zweiglein eingeimpft werden, um sich von seiner Kraft zu nähren. Tragen sie auch andere Früchte, ihr Geschmack erinnert doch an den Stamm. — Ich kenne Das. Vor Jahren saß ich so in Chalons, in der Champagne, und lehrte lustige

Französinnen. Es war eine eigenthümliche Geschichte. Ich wanderte nach Spanien, um mich gegen Don Carlos für die Freiheit zu schlagen; in Chalons war ein Werbebureau für die Fremdenlegion der Königin Christine. Der Werber, ein Franzose, machte Ausflüchte und bestellte mich zu wiederholten Malen, ehe er mich auf die Liste setzen wollte. Endlich, da ich einmal mit ihm allein war, sagte er mir, daß er sich nicht entschließen könne, mich anzuwerben; ich sei zu gut für die Legion und ich mache mir Illusionen über die spanische Sache. Es sei die Sache eines absolutistischen Prätendenten und eines ehrgeizigen, intriganten Weibes, das nicht um einen Deut mehr werth sei, als Don Carlos. Dann fragte er mich, ob es denn in meinem eigenen Vaterlande so gut stehe, daß seine Söhne ihr Blut und ihren guten Willen in die Fremde exportiren können, ohne der eigenen Heimat Abbruch zu thun? Der Alte hatte Recht, und ich ließ mir um so leichter von der Reise abrathen, als ich in Chalons schon in mannigfache Beziehungen getreten war, die mich an die Stadt mit angenehmen Banden fesselten.

„N'en parlons pas!“ fügte Reinhold beziehungsvoll mit einem Blicke auf die Kinder hinzu, wie er überhaupt gerne, besonders, wenn er von Frankreich sprach, französische Phrasen einmischte. „Genug, ich blieb,“ erzählte er weiter, „und ich mußte bleiben, da mich der Alte nicht anwerben wollte und ich so kein Reisegeld bekam, mit dem ich meinen Weg hätte fortsetzen können. Er selbst aber half mir mich ernähren, indem er mir Lektionen verschaffte; meine erste Schülerin war seine eigene Tochter, ein liebliches, anmuthiges Geschöpf — tiens! bei den Göttern, sie hatte einige Aehnlichkeit mit Ihnen, Hedwig!“

Hedwig erröthete wieder und hätte gewünscht, daß er seine Erzählung fortsetze, aber er legte seine Stirne in Falten und sagte vor sich hin: „Wie interessant auch die Zeit war, ich denke nicht gerne daran zurück. Es gibt Menschen, die überall Schicksale haben. Ich bin ein Mensch der Katastrophen.“

Auf die Bitte der Hexe erzählte er doch wieder, aber dießmal

von Paris, wohin er, wie er sagte, durch die Chaloner Katastrophe verschlagen wurde; dann wieder von anderen Städten und Ländern. Er erzählte, als ob er vor sich hin spräche, als ob er sich nur erinnern wolle, und hie und da mischte er nach seiner Art einen Aphorismus ein. Doch brach er öfter mitten in der Erzählung ab, um sie in ganz anderer Gegend, unter ganz anderen Verhältnissen wieder aufzunehmen, bald mit einem düsteren Gesichte, bald mit einem lauten Lachen. Bruchstück folgte auf Bruchstück. Ein Bild schloß sich ans andere, und jede Viertelstunde trat er in anderer Umgebung und in anderer Gestalt auf: als Vorleser einer alten Gräfin, als Schauspieler, als Schriftsteller, als Zeitungsredakteur, als Spieler an der Badener Spielbank, als armer Wanderer, als Gast am Tische eines Pastors, als Freimaurer, ja selbst als Mitglied einer geheimen politischen Gesellschaft. Wie rasch verging seinen Zuhörern die Zeit. Alfred hörte mit offenem Munde zu, Agnes klatschte in die Hände, und Hedwig, die etwas abseits saß, betrachtete ihn mit Verwunderung, die ihm manchmal Bewunderung schien. Heinrich fragte sich, ob er hier einen Odysseus vor sich habe, wie sich Reinhold selbst nannte, oder einen Gil Blas von Santilana, oder einen Don Quixote von La Mancha?

Wie verschieden auch die Wirkung von Reinholds Erzählungen auf seine verschiedenen Zuhörer war, wie ungleichmäßig sie ihn auch nach diesen Erzählungen beurtheilten, der Reiz, den Mittheilungen aus fernen Gegenden und aus fremdartigen Verhältnissen auf Menschen, die in der Einsamkeit leben, oder auf jugendliche Gemüther ohne Erfahrung und Erlebniß ausüben, war für Alle gleich stark. Die Zeit war rasch vergangen, und man bat Reinhold, doch zu Tische zu bleiben. Er nahm die Einladung an, obwohl er die Bemerkung machte, daß ihn seine Mutter erwarten werde. Geschmeichelt durch das allgemeine Interesse, erzählte er auch bei Tische — der Vater war abwesend — nur daß er sich jetzt mehr zu Hedwig wandte. Agnes, deren feurig zuhorchende Augen ihn Anfangs angezogen hatten,

stießen ihn jetzt ab. Je vertraulicher sie im Laufe der Stunden wurde, desto öfter beleidigte sie ihn. Sie konnte seine Aphorismen nicht leiden, welche die Erzählung so oft unterbrachen. Wenn sie das Herannahen einer allgemeinen Bemerkung spürte, fiel sie ihm ins Wort mit einem: „Es ist schon gut!" oder „Ganz recht, erzählen Sie nur weiter." Hedwig hingegen horchte mit religiöser Andacht, mochte er nun erzählen oder Bemerkungen oder Reflexionen machen. Seine Aphorismen waren ihr wie tiefsinnige Räthsel. Sie bedauerte es, wenn sie dieselben nicht verstand, und sie fand sie wahr und tief, wenn sie ihren Sinn errieth.

Als Reinhold spät Abends das Schloß verließ und Heinrich, der ihn bis an die Brücke begleitet hatte, in die Stube zu den Geschwistern zurückkehrte, fand er Hedwig allein in der Fensternische sitzend, während Alfred und Agnes über die Erzählungen und den Erzähler sprachen.

„Nun," sagte Heinrich, „das war ein Tag für dich, Hexe. Wie viele Geschichten! Wie viele Abenteuer! Du mußt ganz glücklich sein! Nicht wahr, Hexe, wenn Herr Reinhold nur bald wiederkäme."

Aber Heinrich war im höchsten Grade erstaunt, als ihm die kleine Schwester kurz antwortete: „Ich kann ihn nicht leiden!"

„Wie, und warum?"

„Ich weiß nicht," antwortete Agnes achselzuckend, „aber ich kann ihn nicht leiden."

Reinhold schlug sich vor die Stirne, als er am Hause des Schulmeisters vorbeikam. „Ich habe ja," dachte er, „die schöne Fanny ganz vergessen! Nun, die kleine Hedwig ist auch nicht übel. Sie sieht aus, als wollte sie aus einem Seelenschlafe erwachen; vielleicht kann ich sie wecken. Welche von Beiden ist hübscher? Das wollen wir morgen sehen!" — So denkend lehnte er sich an die Staketenwand, die den kleinen Hof des Schulmeisters abschloß, und sah in die beleuchtete kleine Stube. Der alte Tobias saß mit seiner Nichte beim Nachtessen; eine kleine Lampe stand zwischen ihnen und beleuchtete das kleine faltige

Gesicht des alten Mannes, das lächelnd in das freundliche, aber melancholische seiner Nichte blickte. „Eine ächte Idylle!“ sagte Reinhold; „sie essen Kartoffeln in der Schale. Es fehlt nur noch der Dritte. — Ich habe die Wahl zwischen Schloß und Hütte. ‚Schloß und Hütte,‘ ein hübscher Titel für einen Roman. Nein, etwas banal!“

Fünftes Kapitel.

Der alte Tobias war verlegen und gerührt zugleich, als Reinhold bei ihm eintrat, auf ihn zueilte und ihm beide Hände drückte. Er war so wenig an Besuche gewöhnt. Seine Schüler, und zu diesen gehörten nach seiner beinahe vierzigjährigen Wirksamkeit als Schulmeister nunmehr zwei Drittheile der Dorfbewohner, nannten ihn unmittelbar nach dem Austritte aus seiner Schule den alten Narren, indem sie nur unwillkürlich der Ueberlieferung folgten, die seit Geschlechtern in dem Dorfe fortwirkte. An diese Benennung knüpfte sich von selbst eine Art leiser Verachtung, die bewirkte, daß man ihn einer gänzlichen Einsamkeit überließ. Wie sollte man einen Menschen nicht mitleidig belächeln, der von seinem Vater, dem ehemaligen herrschaftlichen Verwalter des Dorfes, ein kleines Häuschen, einige Stück Feldes und eine hübsche Summe ererbte, und der sich trotzdem schon in seinem fünfundzwanzigsten Jahre mit wahrem Fanatismus an das verachtetste Amt im Dorfe, an die Stelle eines Schulmeisters, herandrängte, ja, der ein solches verachtetes Amt nur zu seinem Vergnügen verwaltete, da er keinen Gehalt annahm und die Gemeinde bewog, die kleine Summe, die ihm ausgezahlt werden sollte, zum Ankaufe von Büchern zu verwenden, die er dann an die begabtesten seiner Schüler als Preise austheilte? Er war dem Dorfe ein Räthsel, und auf dem Dorfe ist Alles lächerlich, was räthselhaft ist.

„Wie geht es, mein guter alter Lehrer?“ fragte Reinhold

mit dem Ausdrucke der innigsten Theilnahme, indem er ihm wiederholt die kleinen mageren Hände drückte.

„Wie schön, daß Sie sich meiner erinnern!“ stammelte der Schulmeister, „das geschieht mir so selten.“

„Sollte ich meinen alten Lehrer vergessen?“ rief Reinhold, „ich wäre der undankbarste aller Menschen!“

„Nun, nun, das ist zu viel,“ lächelte Tobias; „ein Mann, wie Sie, darf mich nicht Lehrer nennen. Von Ihnen würde es mir am Wenigsten auffallen, wenn Sie mich vergessen hätten, und habe ich es in der That immer natürlich gefunden, wenn Sie ins Dorf zurückkehrten, ohne zu mir zu kommen.“

„Damals war ich undankbar, lieber Lehrer,“ rief Reinhold, „aber je länger ich lebe, desto mehr sehe ich ein, was ich Ihnen schulde. Haben Sie nicht den Grund gelegt zu Allem, was ich später in mir aufbaute? Sind Sie nicht die Ursache des —“

„O, o! nur nicht zu viel,“ wehrte der Alte bescheiden ab; doch rieb er sich die kleinen Hände ganz glücklich und versicherte einmal übers andere, daß ihm der Besuch die größte Freude mache. „Wissen Sie, lieber Herr Ott,“ fügte er hinzu, „daß Sie seit vielen, vielen Jahren der Erste sind, der sich daran erinnert, daß er bei mir lesen und schreiben gelernt! Nun, es ist mir schon genug. Sie sind wohl so viel werth, wie hundert dieser Bauern, die gleich nach dem Austritt aus der Schule mit den Andern über meinen Zopf zu lachen anfangen.“

„Ihr Zopf,“ sagte Reinhold mit tiefstem Ernst, „ist mir eine Erinnerung an eine ehrwürdige Zeit, die wir nicht genug zu schätzen wissen — an eine Zeit, der wir alle Ideen verdanken, die uns noch heute nähren und die wir noch lange nicht verdaut haben — an eine Zeit, deren Losungswort Wissen, Bildung, Aufklärung war, die unsere und anderer Völker bedeutendste Geister reifen sah.“

„Das ist's! Das ist's!“ rief Tobias freudig. „Sie sagen es, Sie drücken es aus, was mich an diese Zeit so fesselt — es war die wahre gute alte Zeit.“

„Gewiß,“ bestätigte Reinhold, „und Sie sind ein Märtyrer dieser guten alten Zeit und ihrer unsterblichen Prinzipien.“

Bei aller Bescheidenheit des alten Mannes that ihm diese Anerkennung, wenngleich er sie übertrieben fand, doch wohl, da in dieser Anerkennung in der That mehr als ein Gran von Wahrheit steckte. Tobias, ein Sohn des vorigen Jahrhunderts und wegen der Schwächlichkeit seines Körpers wie wegen der Sinnigkeit seines Geistes von der robusten Jugend seiner Umgebung frühzeitig zurückgestoßen und ausgeschlossen, warf sich auf die Bücher. Er las die idealistischen und aufklärenden Schriftsteller seiner Zeit. Er wurde, wie man sich in diesen Schriftstellern ausdrückte, „ein Schätzer der Menschheit“, und hätte nichts so sehr gewünscht, als ihr Wohlthäter zu werden. Aber die Mangelhaftigkeit seiner Kraft wie seiner Bildung erkennend, wollte er wenigstens im kleinen Kreise, in seiner Welt Gutes wirken und wurde Schulmeister. Reinhold, der sich seine Geschichte aus Dem, was ihm erzählt wurde, zusammensetzte, fand die Bestätigung derselben in den Büchertiteln der kleinen Bibliothek, die sich in einem alten Glasschranke über dem altgothischen Lehnsessel des Schulmeisters befand, und in den Porträts Lessing's, Campe's, Herder's, Schiller's, welche die vier Wände des Zimmers zierten. Die Bücherrücken und die Bilder sagten ihm, in welchem Sinne er zu dem alten Manne zu sprechen hatte, um rasch und ganz dessen Herz zu gewinnen. Dieser Zweck war bei dem jugendlichen, ja kindlichen Gemüthe des Schulmeisters bald erreicht. Mit strahlendem Gesichte saß er da an dem kleinen, roth angestrichenen Tische, Reinhold gegenüber, und ließ er sich von diesem über neue Bücher sprechen, die er nicht kannte, und von den Fortschritten der Welt, die ihm ein Geheimniß waren. Reinhold setzte ihm auseinander, wie die Dampfmaschinen bestimmt seien, anstatt der Menschen zu arbeiten und diesen Zeit zu lassen, daß sie sich bilden und ihrem hohen Ziele der Vervollkommnung entgegenstreben, während sie bis jetzt unter dem Drucke der Arbeit verdumpfen, körperlich und geistig zu Grunde gehen mußten. Er

bewies ihm, wie die Eisenbahnen einen größeren Einfluß auf die Menschheit ausüben müssen, als selbst die Buchdruckerei je gethan. „Wie ehemals das Auge die Zeilen des Buches," sagte er, „so wird nun der Mensch die Welt selbst durchfliegen; er wird sie selbst kennen lernen und nicht bloß ihre Theorie; er wird selbst urtheilen, anstatt wie früher das Urtheil Anderer auf Treue und Glauben anzunehmen. Die Vorurtheile von Volk gegen Volk werden sich durch die erleichterte und häufige Berührung abschleifen; dieser Fluch der Nationen wird abfallen, wie die Gränzen zusammenstürzen, und die Erde wird bewohnt sein von einem Volke von Brüdern, die sich brüderlich ihre Geistesschätze, ihre Errungenschaften entgegentragen."

„Ein Evangelium! Ein Evangelium!" rief Tobias strahlend und hob beide Hände begeistert zum Himmel. „Hast du gehört, Fanny," fragte er seine Nichte, die schweigend und horchend am Ofen stand, „hast du gehört? Und siehst du, wie recht ich habe, wenn ich dir immer sage, die Welt wird besser und die Menschen werden glücklich werden, und dann auch besser und liebevoller! Komm doch näher und setze dich hieher zu uns und höre die gute Botschaft."

Fanny näherte sich und setzte sich an die Seite ihres Oheims. Sie ergriff seine Hand und blickte ihm in das freudestrahlende Gesicht. So glücklich hatte sie ihn noch nicht gesehen. Ein dankerfüllter Blick sagte dann Reinhold, daß sie sich als seine Schuldnerin fühle, und munterte ihn auf, fortzufahren. Auch Tobias hätte ihm gerne seine Dankbarkeit bezeigt. Aber wie? Was konnte er Reinhold bieten? Er war ein leidenschaftlicher Kaffeetrinker, und so fiel es ihm ein, Reinhold eine Tasse des geliebten Getränkes anzubieten. Fanny erhob sich, um ihn zu bereiten. Während es in einer Ecke des Zimmers brodelte, breitete sie ein weißes Tuch über den Tisch, stellte altes, blaugeblümtes Kaffeegeschirr darauf und, da es zu dunkeln anfing, die alte, zweizackige Lampe, die nur einen kleinen Kreis von Licht verbreitete, während die Winkel der Stube in heimliche Dämmerung getaucht

blieben. So saßen die Drei bald gemüthlich plaudernd vor ihren Tassen, und Reinhold wurde vom alten Tobias gezwungen, die Cigarre anzuzünden, die ihm doch sonst so sehr verhaßt war.

Der Alte nannte den Abend, der so schnell verfloß, einen der glücklichsten seines Lebens, und auch Fanny erschien er ebenfalls als einer der reichsten. Es war ihr, als hätte sie nie so viel erlebt, wie in diesen wenigen Stunden. Ohne es zu wollen, begleitete sie Reinhold, als er endlich ging, bis an die Thür des Hauses, und sie war sehr überrascht, ja beschämt, als er sie würdigte, ihr die Hand zu reichen. Sie blieb auf der Treppe stehen, bis der Oheim, der Reinhold bis an die Staketen begleitete, zurückkam.

„Er wird uns bald wieder besuchen, bald, sehr bald — er hat es mir versprochen," sagte der Alte und lief händereibend in der Stube auf und ab. — „Welch ein Mann! He Fanny, welch ein Mann! Welche Gedanken! Jedes seiner Worte könnte man drucken lassen! Du bist ja aus einer Stadt, Fanny — ist dir schon ein solcher Mann begegnet? Nicht? Das glaube ich! Eine Stunde mit einem solchen Manne, und man fängt neu zu leben an."

Diese Worte waren Fanny aus dem Herzen gesprochen. Es war ihr, als finge für sie ein neues Leben an. Gedankenvoll stand sie am Ofen und vergaß, die langen braunen Haare, deren Flechten sie wie jeden anderen Abend aufgelöst hatte, aufzubinden und neu zu ordnen — ebenso vergaß der Schulmeister, vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben, die Hefte seiner Schüler durchzusehen und die orthographischen Fehler mit rother Tinte anzustreichen. Die orthographischen Fehler blieben stehen, ebenso das Kaffeegeschirr auf dem Tische, und das Haar Fanny's blieb ungeordnet.

Reinhold hatte versprochen, so oft zu kommen, als er Zeit habe. Und er hatte viel Zeit. Doch erschien er durch mehrere Tage nicht wieder; er begnügte sich damit, Fanny von seiner Dachstube aus zu beobachten und zu spähen, ob sie nicht manchmal

nach ihm herübersehe. Wenn sich drüben die blau und weiß gestreiften Vorhänge bewegten und er einen Schatten dahinter bemerkte, flog ein Lächeln über seinen Mund. Fanny sah ihn nur, wenn er über den Dorfplatz ging, um den Schloßbewohnern einen Besuch zu machen. Des Nachts erhob sie sich manchmal in ihrem Bette und betrachtete das erleuchtete Fenster der Dachstube, das ihr eine eigenthümliche Ehrfurcht einflößte. Da drüben in stiller Nacht, während die Welt rings umher im Schlafe lag, wurden Gedanken gedacht, von deren Tiefe sie keine Ahnung hatte; der Oheim wiederholte es ihr ja jeglichen Tag, daß dieser bleiche Kopf Dinge denke, wie sie in diesem Dorfe noch nicht gedacht worden. Aber wie klein sie sich auch einem Manne wie Reinhold gegenüber fühlte, so war ihr Mädchenstolz doch beleidigt, daß er seit jenem Abende nicht den kurzen Weg vom Ott'schen Gehöfte herüber in das kleine Haus gemacht habe. Sie hatte ihm allerdings nichts zu sagen und zu bieten, was ihn anziehen könnte, aber sie horchte doch auf jedes seiner Worte mit religiöser Andacht, ihre Seele flog ihm entgegen, sie verehrte ihn, sie war glücklich, wenn der Oheim von ihm sprach, und der Oheim sprach immer von ihm; das sollte für ihn doch auch einigen Werth haben. Freilich wußte er das Alles nicht und sollte er das Alles nie erfahren, aber wie schön wäre es, wie weise wäre Alles in der Natur eingerichtet, wenn man so etwas ahnen könnte, und von einem Manne wie Reinhold hätte sie es beinahe erwartet, ja verlangt, daß er die geheimsten Geheimnisse eines Herzens errathe. Der Oheim sagte von ihm, er sei einer der Geister, die in die ferne Zukunft sehen, warum soll er nicht wissen, daß man sich in seiner nächsten Nähe nach seinem Worte, nach seiner Belehrung sehnte? Am Ende sagte sie sich, daß sie sich eigentlich nur darüber ärgere, daß er sein Wort nicht halte, und daß er den guten Oheim, seinen Lehrer, vernachlässige.

Endlich kam er doch wieder und dießmal schon wie ein alter Bekannter und guter Freund. Fanny war ihm für seine Leutseligkeit und Herablassung sehr dankbar, und sie freute sich, daß

er sie einfach bei ihrem Namen und nicht mehr Fräulein nannte. Er spielte mit dem Oheim Schach und hörte sehr geduldig dessen Geschichten zu, wie er das Spiel zur Zeit der französischen Einquartierung von einem französischen Kapitän lernte, wie er es bald besser spielte als sein Lehrer, wie er ihn aber doch aus Furcht immer gewinnen ließ, da der Kapitän ein sehr zornmüthiger Mann gewesen. Aber eines Tages habe der Kapitän das gemerkt und sei vor Wuth aufgesprungen und habe seinen Säbel ergriffen; denn, sagte er, er wolle keinen Pardon, keine Gnade, das sei gegen die militärische Ehre, und ein kleines Schulmeisterlein sollte sich nicht herausnehmen, ihn entwischen zu lassen. Er, der Schulmeister, sei damals sehr erschrocken, und der Kapitän habe gelacht und ihm dann, um ihm seinen Schrecken abzukaufen, dieses selbe Schachspiel zum Andenken geschenkt. Reinhold lachte sehr über die Geschichte, lobte das Spiel des alten Tobias, erzählte die Geschichte des Schachspieles, hob dessen tiefe Bedeutung hervor und knüpfte allerlei politische Bemerkungen daran. Dann bat er Fanny, einen Gang mit ihm zu versuchen. Sie war eine Schülerin ihres Oheims und spielte es nicht übel. Reinhold lobte auch sie und gab ihr manchen guten Rath — und manchen verlorenen Stein zurück. Es war ihr, da sie am kleinen Tischchen ihm gegenüber und so nahe saß, daß er nur den Kopf zu neigen brauchte, um ihre Stirne zu berühren, als wäre sie auf der Leiter menschlicher Wesen um eine Stufe höher gestiegen, und wenn er ihre Hand faßte, um sie von einem verderblichen Zuge zurückzuhalten, glaubte sie, daß zwischen ihm und ihr aller Unterschied aufgehört habe. Ein elektrisches Feuer durchzuckte ihr ganzes Wesen, und mit elektrischer Schnelligkeit flog ihr in solchen Momenten der Gedanke an hundertfache Möglichkeiten durch Herz und Phantasie.

Sechstes Kapitel.

Reinhold war nicht der Mann, um über Menschen, Dinge oder Gefühle, die ihn beschäftigten, lange zu schweigen. Bemerkte man dieses, so verglich er seine Gedanken und Gefühle mit Oel, das immer oben auf schwimme, oder er fand es natürlich, daß der Becher seines Herzens, in dem es immer zuströme, übersprudelte. So wußte man im Schlosse bald viel über das anziehende und sinnige Wesen Fanny's, und beim Schulmeister hörte man oft von den Reizen der stillen und tieffühlenden Hedwig erzählen. Fanny horchte dann, wie sie bald selbst bemerkte, mit einer gewissen Besorgniß; denn das Schloßfräulein mußte einem Manne wie Reinhold in Bildung und Manieren näher stehen, während sie sich ihm in dieser Beziehung so fern fühlte, und sie empfand dem Fräulein gegenüber, ohne sie weiter zu kennen, eine leichte Abneigung. Hedwig hingegen hätte gerne „die stille Blume aus des Schulmeisters Garten," wie sie Reinhold nannte, kennen gelernt, um zu sehen, wie ein Mädchen sein mußte, von dem er so poetisch erzählte, und das ihr in Folge dieser Erzählungen in einem sehr romantischen Lichte erschien. Sie wußte nicht, daß jeder Kenner des weiblichen Herzens den Wunsch, das Weib, das sie geliebt glaubte, kennen zu lernen, für ein Zeichen der Liebe genommen hätte. Sie bildete sich ein, nur die Vertraute Fanny's werden zu wollen und von ihr überhaupt nur hören zu wollen, wie von Liebe gesprochen werde und wie Reinhold von Liebe spreche. In ihren Gedanken saß sie oft an Fanny's Stelle in der stillen Schulmeisterwohnung hinter den blauen Fenstervorhängen und lauschte den Worten Reinholds und war glücklich. Je mehr sie sich in diese Vorstellung versenkte, desto öder wurde ihr das weite Schloß und desto lieblicher wurde ihr die kleine Stube des alten Tobias, und im Verfolge solcher Gedanken däuchte es sie nicht nur leicht, sondern selbst wünschenswerth, allen Reichthum zu verlassen, um ihm in poetische Zurückgezogenheit und Stille zu folgen.

Eigenthümlicherweise begegnete Reinhold ihrem Wunsche, Fanny's Bekanntschaft zu machen. Er hatte immer gerne ein Publikum, und der Gedanke verführte ihn, zwei Zuhörerinnen zugleich zu haben, die ihm horchten wie Niemand, die keines seiner Worte anzweifelten und Alles mit gläubiger Liebe hinnahmen. Diese Zwei auf Einem Punkte waren ihm mehr werth, als ein anderes hundertköpfiges Publikum. Es reizte ihn außerdem, diese beiden jungen Herzen, von deren Liebe zu ihm er überzeugt war, zusammen zu sehen und womöglich eine innige Freundschaft zu Stande zu bringen. Die Kombination war neu und konnte allerlei Verwicklung und Aufregung bewirken. Die Romane, die er auszuführen nicht die Ausdauer hatte, setzte er gerne im Leben in Szene; er war eben so gerne Romanheld als Romanschriftsteller. Es war ihm leicht, die Geschwister aus dem Schlosse zu einem Besuche beim Schulmeister zu bewegen. Der Umgang mit diesem vortrefflichen Manne, meinte er, werde ihnen eine große Genugthuung gewähren und ihm im Dorfe ein Ansehen geben, das ihm die Erreichung seiner, freilich etwas phantastischen, aber doch edlen Zwecke erleichtern könne. So wanderten denn die drei Geschwister an einem schönen Vorfrühlingstage, von Reinhold geführt, dem Hause des alten Tobi entgegen. Er war eben damit beschäftigt, die Ranken der Schlingpflanzen, welche die südliche Seite seines Hauses bedeckten, zuzuschneiden und aufzubinden. Fanny stand am Fuße der Leiter und reichte ihm Scheere, Nägel und Bindfaden. Verlegen stieg er herab, um seine Gäste zu bewillkommnen und sie ins Haus zu führen. Fanny folgte stumm, mit hoch erhobenem Kopfe und etwas düsterem Gesichte. Hedwig wagte kaum, zu ihr aufzublicken; sie erschien ihr so stolz und überlegen, daß sie unwillkürlich das Haupt vor ihr neigte, und sie bebte zusammen, als Reinhold zwischen sie trat und den Wunsch aussprach, sie bald als innige Freundinnen zu sehen. In dem Augenblicke war es Fanny, als ob die gefürchtete Nebenbuhlerin bittend und um Schutz flehend zu ihr hinaufsähe, und als ob sie in der That Schutz bedürfte.

Das stolze Schloßfräulein war ganz anders, als das arme Mädchen sich vorgestellt hatte. Fanny fühlte mit Einem Male etwas wie Mitleid mit ihr; ihr ganzes Benehmen schien ihr anzudeuten, als ob sie dem reichen Fräulein etwas, vielleicht die Liebe Reinholds geraubt hätte. Und wenn dieses auch nicht der Fall war, so war es doch gewiß, daß Hedwig Reinhold liebte. Bei dem Eindrucke, den sie ihr jetzt machte, war es der Schulmeistersnichte genug, um das Eis schmelzen zu machen. Mit Wärme ergriff sie Hedwigs Hand, um sie aus der Stube in den Garten zu führen. Reinhold ließ sie allein und sah ihnen lächelnd nach. Er wußte, wie solche kleine Spaziergänge nach dem ersten Zusammentreffen Mädchenfreundschaften rasch zur Blüthe und Reife bringen, und er wunderte sich nicht, als er nach einem halbstündigen Gespräche mit Heinrich und dem Schulmeister einen Blick zum Fenster hinauswarf und die beiden Mädchen mit verschlungenen Armen wie alte Freundinnen den Garten durchstreifen sah, und zwar im lebhaftesten Gespräche. Ich würde nicht erstaunt sein, dachte er, wenn sie sich schon Du sagten.

In der That stellte sich zwischen den beiden Mädchen bald ein inniger Umgang her, und Fanny erschien ebenso oft im Schlosse als Hedwig im Schulmeisterhause. Mit Anbruch des Frühlings versammelte sich die ganze Gesellschaft am Liebsten im Schloßgarten oder bei schlechtem Wetter in der kleinen Stube; nur der alte Tobias entschuldigte sich. Er nannte die Versammlungen der kleinen Gesellschaft im Schlosse „die große Welt,“ für die er nicht gemacht sei, und verbrachte die Stunden, in denen ihn Fanny allein ließ, mit den Büchern, die ihm Reinhold aus eigener und aus Heinrichs Bibliothek sehr reichlich lieferte, indem er seinen Bildungsdrang und seine Wißbegierde durch den Umgang mit den beiden jungen Männern aufs Neue und aufs Jugendlichste angeregt fühlte. Er wollte auch diese glückliche Zeit benützen, da sich ihm die Gelegenheit bot, sich bei diesen über schwer verständliche Stellen Aufklärung und Rathes zu erholen. Die Welt verschwand ihm vor den neuen Gedanken, die ihm die modernen

Bücher vor den Geist brachten; er versank in die neuen Vorstellungen und in all die Projekte, die sich mit Veränderung und Beglückung der Menschheit, mit Begründung einer schönen Zukunft beschäftigten, und er gab sich diesen Eindrücken um so freudiger hin, als er seine Nichte in so guter und bildender Gesellschaft geborgen und glücklich sah. In der That mochte die ganze Gesellschaft, wenn man sie so unter einem Lindenbaum des Parkes oder in einer gemüthlichen Stube um ein Buch versammelt oder den Reden Reinholds und den Worten Heinrichs lauschen sah, Jedermann als eine glückliche erscheinen. Heinrich hoffte, diesen Kreis bald auf die schönste Weise erweitert zu sehen; denn nun war der Frühling da, und mit ihm sollte auch Willibald erscheinen, mit dem er in beständigem brieflichen Verkehre stand, und der nun kommen sollte, um Heinrichs Lieblingsidee, ein sinniges Monument seiner Mutter, auszuführen. Aber diese Hoffnung sollte auf eine Heinrich sehr liebe Weise vereitelt werden. Willibald hatte mit dem Modell seiner Mignon in der Frühlings-Ausstellung großes Glück gemacht und den Auftrag erhalten, sie in Marmor auszuführen. An diesen Auftrag knüpften sich bald andere Bestellungen, da er von einem hohen Herrn ausgegangen war, auf dessen Kunstsinn man sich verließ und den man gerne nachahmte. Heinrich war der Erste, der Willibald rieth, das Eisen zu schmieden, so lange es warm sei, und seine Reise nach Steinthal aufzuschieben. Die Sehnsucht nach dem Freunde und nach Gesprächen über ihre Vergangenheit war in Heinrich um so leichter zu beruhigen, als er ihn in froher und beschäftigter Gegenwart glücklich wußte und sich selbst zufrieden fühlte. Er that seine Pflicht, er erreichte seinen Zweck. Agnes entwickelte sich von selbst und wuchs und blühte an Geist und Körper wie eine schöne Pflanze. Alfred arbeitete mit jenem Bewußtsein und guten Willen, die einen künftigen besonnenen Mann versprechen, und Hedwig, wenn sie sich ihm auch nicht mehr so anschloß wie zu Anfang, war doch angeregter und wie aus ihren früheren Träumen erwacht. Er schrieb das dem Umgange mit Fanny zu,

der immer inniger wurde, bei der sie oft viele Stunden und ganze Abende verbrachte; Frauen, sagte er sich, oder auch Mädchen können nur durch Mädchen erzogen werden, und die Besorgniß, die er manchmal in dem Gedanken an eine rein männliche Erziehung empfand, verschwand im Hinblicke auf den gesammelten, in sich abgeschlossenen Charakter Fanny's. Eine Mutter hätte freilich zu erfahren gesucht, was die beiden Mädchen so innig an einander knüpfte; der Bruder wäre sich unzart vorgekommen, wenn er den Grund dieser Mädchenfreundschaft hätte erforschen wollen. Sorgenlos wanderte er mit Alfred nach dem Schlosse Halden, und mit Freuden nahm er an den Versammlungen Theil, die nunmehr im Frühling und im Sommer beinahe immer im Schloßgarten stattfanden. Keine Dissonanz störte äußerlich dieses Zusammenleben, wenn nicht etwa der kleine Haß, den die Hexe oder Agnes gegen Reinhold zur Schau trug, dem sie oft Worte gab, aber fast immer nur, um die Gesellschaft zum Lachen zu bringen. Nur Reinhold fühlte sich unter dieser Abneigung offenbar unbehaglich; er that Alles, um das Herz des Kindes zu gewinnen; er schmeichelte ihr, er beschäftigte sich mit ihr, ja er raffte sich ihr zu Gefallen zu literarischer Thätigkeit auf und schrieb und las kleine Geschichten vor, die vorzugsweise auf den Beifall Agnes' berechnet waren.

Möge hier eine der vielen kleinen Geschichten stehen, die er, wie er versicherte, im südlichen Frankreich selbst erlebt hatte.

Der Wolfstödter.

In dem alten Schlosse Latour de Farges, das auf dem letzten südlichen Ausläufer der Cevennen liegt und über die Hügel, die den edlen Muscat-Lunel tragen, über die Ebene Nieder-Languedocs, über die alte, verlassene, todte Stadt Aigues-Mortes bis in das Mittelmeer hinausblickt — in diesem eigenthümlichen Schlosse,

wo ich als Gast mehrere Monate verlebte, saßen wir eines Morgens beim zweiten Frühstück, als das Wiener Stubenmädchen eintrat und zum Herrn des Schlosses sagte: „Der Mann mit die Wolfsköpf' ist draußen!" Darauf griff mein Wirth in die Tasche und gab ihr für den so bezeichneten Mann einige Franksstücke. — „Wer ist der Mann mit die Wolfsköpf'?" fragte ich, durch die sonderbare Bezeichnung des Gastes neugierig gemacht. — „Das ist," sagte mein edler und gelehrter Wirth, „unser Herkules, der die Schluchten unserer Gebirge von Ungethümen reinigt, wie es in der alten Welt der Sohn der Alkmene mit der Keule der Gesittung gethan. Wäre dieses Land noch griechisch, wie es ehemals gewesen, dieser Mann würde ein Heros oder Halbgott, er würde in hundert Mythen als der gallische Herkules weiterleben, und man würde ihm Tempel bauen; in unseren unmythologischen Zeiten muß er sich mit den Almosen begnügen, die er bei Bauern und Gutsbesitzern sammelt, und mit dem Preise, den er für jedes eingelieferte Wolfshaupt von der Regierung erhält."

„Es ist ein Wolfsjäger?" fragte ich.

„Ja, so etwas der Art; jedenfalls ein Mann, der diesen Gegenden, die keine anderen als Schafheerden haben, sehr nützlich ist. So viel ist gewiß, daß, seit Jean Reynaud sein Handwerk treibt, die Zahl der Wölfe in den Cevennen bedeutend abgenommen hat. Ehemals kamen sie in den Wintern schaarenweise bis in die Dörfer; das geschieht jetzt nur noch selten, und das haben wir gewiß nur dem unermüdlichen Eifer dieses Mannes zu verdanken und seinem Haß, den er den Wölfen geschworen zu haben scheint."

Ich wurde noch neugieriger, leerte mein Glas und ging hinaus, um mir den Heros in der Nähe zu betrachten.

Da war ich überrascht, einen Mann zu finden, der nichts weniger als einem Herkules glich. Jean Reynaud war eine schmächtige, kleine Gestalt, mit blaßbraunem Gesichte, das von einem mehr als zur Hälfte ergrauten Barte eingefaßt war. Er saß auf der Terrasse und verzehrte behaglich ein Frühstück, das

ihm die Köchin vorgesetzt hatte. Als ich mich näherte, stand er höflich auf, nahm einen Sack und schüttelte ihn, bis zwei gewaltige Wolfsköpfe heraus und mir zu Füßen rollten. Dann setzte er sich wieder hin und frühstückte weiter.

Es war in der That ein sonderbares Bild. Die prächtige Terrasse mit der Aussicht in das blühende südliche Land; die runden Thürme des alten Schlosses; rechts und links vor dem Wolfstödter große Aloën; hinter ihm ein gewaltiger Feigenbaum und Rosenlorbeerbüsche, welche die Wand des Schlosses bedeckten; neben ihm die zwei Wolfsköpfe und im Fenster des einen Thurmes ein angefesselter Bergadler, der mit blitzenden Augen auf die Köpfe der erschlagenen Ungethüme niedersah. Das Bild war um so sonderbarer, als der Mann mit seiner friedlichen Beschäftigung und seiner noch friedlicheren Erscheinung so wenig zu den Wolfsköpfen paßte. Hätte ein Maler diese Szene gemalt, der Beschauer würde es eben so wenig verstanden haben, als ich Jäger und Beute zusammenreimen konnte.

Um so begieriger, wie auf die Lösung eines Räthsels, war ich, die Geschichte des Wolfsjägers oder vielmehr die Geschichte seiner Neigungen zu erfahren, die ihn einem solchen gefahrvollen und blutigen Berufe entgegenführten. Sollte in der Brust dieses Mannes aus dem Volke wirklich etwas derart geschlummert haben, das ihn trieb, sich allgemein nützlich zu machen? War es einfach ein Mensch, der Gefahren, Aufregungen, Abenteuer liebt? oder noch einfacher, Einer, der dieß Geschäft wie ein anderes trieb, um Geld zu verdienen?

Ich setzte mich zu ihm, und nachdem ich die Wolfsköpfe bewundert, ihre Rachen und glänzenden Zähne angestaunt, fragte ich ihn, ob ihm die Jagd auch etwas Rechtes einbringe.

„Genug, um mich und mein Weib zu ernähren," antwortete er in so gleichgültiger Weise, daß ich wohl erkannte, wie ihm der Erwerb Nebensache war.

Ich fragte weiter, auf welche Art und mit welcher Waffe er zu Werke gehe. Er zog ein sogenanntes katalonisches Messer,

dessen Klinge ungefähr vier Zoll lang war, aus der Tasche und sagte: „Dieß ist meine Waffe!"

„Wie?" rief ich erstaunt, „mit einem Messer geht Ihr Wölfen zu Leibe?"

„Ich nehme wohl," antwortete er, „wenn ich auf die Jagd gehe, auch eine Büchse mit, und zwar eine Doppelbüchse, um für alle Fälle gerüstet zu sein, besonders wenn ich des Thieres nicht mit meinen Händen habhaft werden kann. Dann schicke ich ihm eine Kugel nach. Aber ich treffe selten, denn ich bin ein schlechter Schütze. Am Liebsten werfe ich mich selbst auf das Thier und mache ihm mit diesem Messer den Garaus."

Bei diesen Worten hob er das Messer, schwang es und machte die Bewegung des Stoßes mit einem Ausdrucke, daß ich plötzlich einen andern Menschen vor mir sah. Seine Augenlieder zogen sich in die Höhle zurück, während die Augäpfel leuchtend hervortraten; die Zähne knirschten übereinander, und die Hand, die das Messer hielt, schloß sich knochig und krampfhaft an den Griff, als sollte sie ihn nie wieder fahren lassen. Der Aermel fiel bei dieser Bewegung zurück, und ich sah einen nervigen Arm, der aber von oben bis unten mit Narben bedeckt war.

„Nun," sagte ich, auf diese Narben deutend, „ich sehe, daß sich die Bestien zu vertheidigen wissen."

„Das glaube ich," erwiderte er lachend; „so ist mein anderer Arm, so sind meine Rippen, so ist mein Schenkel zugerichtet. Das glaube ich, daß sich die zu vertheidigen wissen; aber sie sollen mich nicht unterkriegen, bis ich mein Werk gethan habe."

„Was?" fragte ich, „bis alle Wölfe in den Cevennen ausgerottet sind?"

„Nein, etwas Anderes!" antwortete er kurz, als ob er nicht gern nähere Auskunft geben wollte.

So stellte ich denn eine andere Frage: „Habt Ihr das Geschäft aus Neigung ergriffen?"

„Nein, weiß Gott, nicht aus Neigung!" rief er in einer Art, daß ich nicht wußte, ob er lachte, ob er sich selbst oder mich verhöhnte.

„Habt Ihr es von Jugend auf betrieben?"

„Nein, erst seit zwölf Jahren verfolge ich sie; früher war ich Schulmeister."

„Schulmeister?" rief ich erstaunt. „Ihr seid sonderbare Leute, ihr Schulmeister in Languedoc. Da sah ich vor Kurzem einen in der Arena von Nimes, der bei einem Stiergefechte einen wilden Stier aus der Camargue bei den Hörnern packte und ihn auf den Rücken legte, ohne daß ihm dabei die Brille von der Nase gefallen wäre — gerade, als ob er einen unartigen Jungen übers Knie legte. In meinem Vaterlande würde man sehr lachen, wenn man solche Thaten von Schulmeistern erzählte."

„Ja," lachte Jean Reynaud seinerseits, „man kann nicht wissen, wozu Einen das Schicksal macht. Ich hätte ehemals auch nicht geglaubt, daß ich mein Leben im Kriege mit diesen Bestien verbringen würde."

So sprechend stand er auf, warf die Wolfsköpfe in den Sack, den Sack über die Schulter, ergriff den Stock, rief noch einen Gruß in die Küche und machte sich auf, um weiter zu wandern. Ich schloß mich ihm an und schlenderte mit ihm fort. Wir gingen an den drei Pinien vorbei, welche den Schiffen auf den Gewässern der nahen See, wie ein Tagesleuchtthurm, als Richt- und Merkzeichen dienen, auf dem Wege nach St. Geniés und Castries, wo die Gegend mit ihrem Aquädukt beinahe der Campagna von Rom ähnelt. Ich hätte noch gerne Manches aus ihm heraus gefragt, wenigstens die Erzählung einiger Abenteuer eines Wolfsjägers gehört, aber Jean Reynaud war offenbar nicht der Mann, der gerne mit seinen Thaten prahlte. Des Ruhmes wegen tödtete er die Wölfe nicht, auch nicht des Gewinnes halber, so viel wußte ich schon. Aber welche waren seine Beweggründe? Liebe zu seinem Nächsten? Um den Bauern ihr Eigenthum zu schützen? Nein! Er haßte die Bauern, die ihn für verrückt hielten und sich über ihn lustig machten. Aus seinen Worten schien mir hervorzugehen, daß ihn eine Art persönlichen Hasses gegen die Wölfe erfüllte und daß er in dem Kriege gegen sie nur eine

persönliche Befriedigung suchte, und zwar nicht jene Befriedigung des Jägers, die sich mit der Beute begnügt, sondern eine Befriedigung des Herzens. Ich deutete ihm an, daß ich so etwas vermuthete, und fügte hinzu, daß ich sehr wohl verstehe, wie man sich einer wilden Bestie gegenüber von Gefühlen könne leiten lassen, als hätte man es mit Menschen zu thun.

„Nun denn," rief Jean Reynaud, als wir schon halbwegs von St. Geniés waren, „da Sie das verstehen und Ihnen außerdem daran zu liegen scheint, die Ursache meines Krieges zu erfahren, so will ich Ihnen Alles sagen."

So sprechend setzte er sich auf den Rand des Weges unter einen Mandelbaum und sagte: „Ich habe oft gehört, und Sie werden wohl auch oft gehört haben, daß es Völker gibt, bei denen die Blutrache heimisch ist; bei denen, wenn ein Glied aus der Familie ermordet worden, die ganze Familie nicht eher ruht, als bis sie wieder dem Mörder den Tod gegeben; wenn sie das nicht kann, verfolgt sie alle Glieder der Familie des Mörders. O, das begreife ich ganz gut, denn zwischen mir und den Wölfen ist es gerade so. Sehen Sie, Herr, ich hatte ein Kind, ein einziges Kind, ein Mädchen von drei Jahren, schön wie ein Engel. Ich hatte geglaubt, daß das grimmigste Thier beim Anblicke dieses Kindes seinen Blutdurst verlieren und es verschonen müsse, wie die Löwen den Propheten Daniel verschonten. Aber die Wölfe haben es nicht verschont. Vor meinem Hause spielte es eines Tages mit frischgefallenem Schnee; ich höre einen Schrei, den ich ewig hören werde; ich stürze hinaus, und ein Wolf trägt es in seinem Rachen fort. Ich habe ihn erreicht, ich warf mich auf ihn, ich rang mit ihm, und ich entwand ihm mein Kind. Er floh vor meinem Messer — aber sein Zahn war in das Herz meines Kindes gedrungen, und nach einer halben Stunde lag es todt in meinen Armen. Damals über der Leiche meines Kindes habe ich ihnen Rache und unversöhnlichen Krieg geschworen. Sie mögen sich in Schluchten und Wälder verkriechen, ich weiß sie aufzufinden; ich weiß alle ihre Schlupfwinkel, ich habe ihre Listen

und Tücken studirt. Ihre Jungen erwürge ich mit diesen meinen Händen, den Alten stoße ich das Messer in den Nacken. Sie mögen mich zerfleischen, ich lasse keinen, den ich einmal halte. O, hätte ich damals die Kunst verstanden, wie jetzt, der Mörder meines Kindes wäre mir nicht entgangen! O, hätte ich ihn mit meinen Händen würgen können! Aber er soll mir nicht entgehen; ich will nicht eher ruhen, ich will nicht eher sterben, als bis ich ihn vor meinen Füßen verenden gesehen!"

Mit einem gezwungenen Lächeln — denn es war mir beim Anblick dieses vor Ingrimm zitternden Mannes gar nicht lächelnd, vielmehr unheimlich zu Muthe — sagte ich: „Aber Jean Reynaud, wie wollt Ihr ihn erkennen? Sieht nicht ein Wolf aus wie der andere? und sind seit jener Zeit nicht Jahre vergangen? Ist er nicht vielleicht schon erlegt worden?"

„Nein!" rief Jean Reynaud, „er ist, Gott sei Dank, noch von Niemandem erlegt worden. Ich eile überall hin, wo ich von einem erlegten Wolfe höre; er ist noch nicht getödtet. Und was das Erkennen betrifft, ich würde ihn ohne jedes Zeichen erkennen, denn ich habe ihn gezeichnet; ich habe ihm am Halse, rechts, eine Wunde beigebracht, deren Narbe nie verschwinden wird. Aber, wie gesagt, ich würde ihn auch ohne Das erkennen. Habe ich ihn doch vor drei Wintern auf dreihundert Schritte erkannt; aber er floh, der Elende, er hatte nicht den Muth, den Kampf mit mir aufzunehmen, und feige hat er sich versteckt, denn ich habe ihn durch Wochen vergebens gesucht. O, er kennt mich, wie sie mich alle kennen! Sie wissen, was ich geschworen habe. Wenn ich nur erst den Einen halte! Durch zwei Winter hat er mir in den Cevennen gefehlt, da durchstreifte ich die Alpinen und den Jura und habe dort furchtbar gehaust; ihn aber fand ich nicht. Aber ich weiß es, ich erreiche ihn noch. Dann soll mir keine Kugel dienen; mit den Händen und höchstens mit dem Messer wird er gewürgt."

„Aber der Wolf, wenn er noch lebt, muß jetzt ein gewaltiges Thier sein."

„Schadet nichts. Ich werde auf dem Platze bleiben, er aber auch. O meine Marion! jetzt wäre sie eine blühende Jungfrau!"

Wie traurig klang diese kurze Elegie nach jenem langen Rachegesang. Noch eine Zeitlang saßen wir schweigend neben einander; dann wanderte Jean Reynaud weiter nach St. Geniés, ich zurück nach Latour de Farges, beschäftigt mit dem Gedanken an den Mann, in dessen Gemüthe, wie bei Fabeln lesenden Kindern, und doch so verschieden von den Kindern, eine so eigenthümliche Vermenschlichung der Thierwelt vor sich gegangen.

Doch hatte ich ihn beinahe vergessen, als ich den Winter darauf in dem Cevennenthale Vaunages meinen Aufenthalt nahm. Auf einem Ausflug kam ich auch einmal nach St. Come, und erst hier erinnerte ich mich Jean Reynaud's wieder, denn ich war in seiner Heimat. Seine Wohnung war bald erkundet, aber Niemand glaubte, daß ich ihn zu Hause finden werde, denn dieß sei die Zeit, die er vorzugsweise im Gebirge verbringe. Dennoch traf ich ihn daheim. Er war eben aus dem Gebirge zurückgekehrt, aber nur, um sein Haus sofort wieder zu verlassen. Er war in einem so aufgeregten Zustande, daß er sich kaum Zeit ließ, mich zu begrüßen; fieberisch lief er in der Stube hin und her, ordnete Das und Jenes, antwortete kaum auf die Fragen seines Weibes und eilte wieder zum Hause hinaus. Auf der Schwelle sagte er mir: „Jetzt habe ich ihn, er ist wieder in den Cevennen; jetzt gilt es, er oder ich, oder wir Beide!" Dann lief er weiter. Aber nach zwanzig Schritten kehrte er wieder in den kleinen Hof vor seinem Hause zurück, setzte sich an einen Schleifstein, zog sein Messer aus der Tasche und schliff es, daß die Funken vom Steine flogen, indem er diesen mit wüthenden Tritten in so schnelle Bewegung setzte, daß er kaum sichtbar blieb. Dann rief er mir wieder zu: „Jetzt gilt es, jetzt halt' ich ihn!"

„Jean Reynaud," sagte ich, „nehmt doch wenigstens für alle Fälle eine Büchse mit."

Er machte mit der Hand eine verächtliche Bewegung durch die Luft, lief eilends von dannen und verschwand bald in dem

Hohlwege, der in die verbrannte, steinige Bergwüste führt, die unmittelbar hinter den Weingärten von St. Come beginnt. Die Leute des Dorfes, die ihn so abziehen sahen, lächelten und sagten: Jean Reynaud hat etwas Großes vor. Gewiß hat er es auf den riesigen Wolf abgesehen, der sich dieser Tage in den Bergen zeigte.

Die Zeit in St. Come verging mir auf sehr angenehme Weise in Gesellschaft des Maire, dessen Gast ich war, und seines südfranzösischen Weines, den man, wenn er ein Alter von einigen Jahren in Fässern dem Sonnenlicht ausgesetzt erreichte, in Paris als Alicante verkauft. So hatte ich meinen Wolfstödter bald wieder vergessen und dachte seiner am Wenigsten, als ich, drei oder vier Tage nach unserem kurzen Wiedersehen, mit meinen Gastfreunden am Tische saß und ein wahrhaft homerisches Mahl einnahm, wie es sich in diesen einst von der Griechenstadt Massalia aus bevölkerten Gegenden ganz in seiner alten Art bis auf den heutigen Tag in Sitten und Gewohnheiten erhalten hat. Da entstand ein Auflauf vor unserem Hause, und herein stürzte der Garde champêtre, um dem Maire pflichtschuldigst zu melden, daß sich in der Nähe des Dorfes, jenseits des Hohlweges, unfern der Windmühle, der Wolf gezeigt, daß man Jean Reynaud gesehen, der ihn verfolgte, und daß dieser im Augenblicke wohl schon im Kampfe mit dem gewaltigen Thiere begriffen sei. Wir sprangen auf und eilten hinaus auf den Platz, wo wir ein Volk versammelt fanden, das sich bereits mit seinen Nationalgardewaffen ausgerüstet hatte und sich sogleich in Bewegung setzte, als sich der Maire an seine Spitze stellte. Jean Reynaud sei zwar der Mann, meinte man, der mit den Wölfen allein fertig zu werden verstehe, und gewiß werde es ihn beleidigen, daß man ihm zu Hülfe komme, aber dießmal handle es sich um einen ganz auserlesenen Feind, gegen welchen Bundesgenossen nicht zu verachten seien. Manche wetteten, man werde trotz der Ungethümlichkeit des Thieres Jean Reynaud bereits als Sieger auf seiner Leiche sitzend finden.

Der Garde champêtre führte den Zug. Es ging über Stock und Stein, dann über ein Feld, das tief aufgerodet war, denn man hatte vor einiger Zeit zufällig daselbst einige antike mit Münzen angefüllte Urnen gefunden und dann, in der Hoffnung auf weiteren Gewinn, das ganze Feld tief aufgewühlt und umgelegt; dann ging es durch ein tiefes Thal und wieder über einen Hügel, an dessen Fuß sich eine kümmerlich bewaldete Schlucht hinzog. Von diesem Hügel weiterziehend, hielt man einige Male inne, um zu horchen, denn unfern von hier mußte nach den Berichten der Kampf stattfinden. Man wollte vom Kampflärm geleitet sein, aber man vernahm nichts, und da auch von der Höhe aus, so weit das Auge reichen konnte, nichts zu sehen war, mußte man annehmen, daß der Kampfplatz unten im verbergenden Gehölze oder hinter demselben sei. Dorthin wendeten sich Aller Schritte.

Wir hatten uns nicht geirrt; wir hatten den Kampfplatz vor uns, aber der Kampf war vorüber. Unten angekommen, blieben wir erstarrt stehen; es wurde uns ein trauriger, schauriger Anblick. Der Wolf, ein wahrhaft riesiges Unthier, lag ausgestreckt da; sein Leib war von Wunden bedeckt, in seinem Nacken stak Jean Reynaud's katalonisches Messer bis ans Heft; aus seinem aufgerissenen Rachen strömte noch das Blut, ringsherum hing der Schaum. Aber neben ihm lag auch Jean Reynaud, vom Blute bedeckt, das aus unzähligen Wunden geflossen und hie und da schon geronnen war; die größte seiner Wunden klaffte vorn an der Brust, weit und gähnend. Er lag auf dem Rücken, doch hielt die linke Hand noch den Nacken des Thieres so krampfhaft, als ob sie nicht abzulösen wäre. Der Kampf muß schrecklich und lang gewesen sein, denn der Kampfplatz erstreckte sich hundert Schritte weit rechts und links von dem Orte, wo die beiden Todten lagen, das konnte man an den gebrochenen Bäumen, an den geknickten Sträuchern, selbst an dem zerstampften, verwitterten Gestein und an den Blutspuren erkennen, die überall zu finden waren. Da es ausgemacht war, daß Jean Reynaud

vor dem Wolfe nicht geflohen sei, mußte man annehmen, daß sich der Wolf seinem Feinde zu entziehen gesucht, daß ihn dieser mehrere Male verfolgt und erreicht oder sich von dem fliehenden Thiere habe nachschleppen lassen. Ich näherte mich, um Jean Reynaud ins Gesicht zu sehen; sein Ausdruck überraschte und erschütterte mich umsomehr, als er von der schauerlichen Szene ringsumher so auffallend abstach, denn dieser Ausdruck war ein Ausdruck höchster Befriedigung, der seligsten Ruhe. Ein unendlich glückliches Lächeln war an seinen Lippen hängen geblieben. Rasch beugte ich mich tiefer, um nach dem Halse des Thieres zu sehen, und fand an der rechten Seite desselben eine gewaltige Narbe, die beinahe die ganze Fläche einnahm — jene Narbe, an der Jean Reynaud seinen Todfeind erkennen wollte. Er hatte ihn also endlich gefunden; seine Rache war gesättigt, seine Sendung vollbracht. Daher dieses glückliche Lächeln, das den Todeskampf überdauerte.

Einige Männer von St. Come trugen ihren ehemaligen Schulmeister in das Dorf, um ihn in der Nähe seiner Marion zu begraben; den riesigen Wolf schickte man nach Nimes auf die Präfektur und dann auf den Markt, um wenigstens den Preis, den die Regierung auf Tödtung eines Wolfes setzte, und den Verkaufspreis für die Wittwe Jean Reynauds zu gewinnen. Den Wolf kaufte der Maire zu St. Come, ließ ihn ausstopfen und in der Mairie aufstellen, als Merkwürdigkeit der Gegend und als Erinnerung an Jean Reynaud, den Wolfstödter.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Gegen Mitte des Sommers wurde die Idylle im Schloß und Park auf lärmende Weise gestört. Herr Volkmar hatte den Kreis der jungen Leute bisher gewähren lassen, ohne ein einziges Mal Gefallen oder Mißfallen an dessen Treiben auszudrücken, so daß es schwer zu bestimmen war, ob er das Leben Heinrichs mit Ironie oder Achtung, oder nur mit Gleichgültigkeit betrachtete. Im Ganzen schien es, daß er mit der im Hause herrschenden Ordnung und Stille zufrieden war und daß er sich um das Uebrige nicht kümmerte. Wenn Heinrich ihn hie und da zu Rathe ziehen oder bei irgend einer Angelegenheit der Erziehung betheiligen wollte, entzog er sich mit einem nicht unfreundlichen, aber kurzen: „Das mußt du besser verstehen," und versicherte ihn, daß er alles Vertrauen zu ihm habe; ja er gestand ihm einmal bei solcher Gelegenheit, daß er sich durch Heinrichs Benehmen aufs Angenehmste enttäuscht fühle; er habe von ihm und seinen übertriebenen Gefühlen allerlei Unpraktisches und mancherlei Uebertreibung erwartet, er sehe aber mit Freuden, wie sein Sohn mit seinem Leben wie mit seinen Lehren in vernünftigen und bürgerlichen Gränzen bleibe. Es war zu verwundern, daß Herr Volkmar auch nur Dieses bemerkt hatte; denn jene Weichheit, die sich nach dem Tode der Mutter manchmal an ihm geoffenbart und

die den Wunsch, sich seinen Kindern zu nähern, im Gefolge zu führen schien, war längst verflogen, und seine Familie bekam ihn nur selten zu sehen. Mehrere Stunden von Steinthal, in der Nähe einer kleinen Eisengrube, die er ausbeutete, besaß er ein kleines Haus, das er nunmehr den größten Theil der Zeit bewohnte, weil, wie er seinen Kindern andeutete, sich jetzt dort sein Geschäft konzentrire und er nach jener Seite hin allerlei Pläne auszuführen gedenke, die seinen Aufenthalt in jenen waldigen Gegenden nothwendig machen.

Eines Tages, nachdem er beinahe drei Wochen ohne Unterbrechung abwesend gewesen, fuhr er plötzlich in seinem leichten, von zwei siebenbürgischen Pferden gezogenen Wagen, von jener geräumigen, luftigen, halb ländlichen, halb eleganten Art, die man in jenen Gegenden Neutitscheinka nennt, in den Hof des Schlosses, und die Kinder, die ans Fenster eilten, bemerkten mit Staunen, daß der Korb des Wagens beinahe ganz mit ausgesuchten und kostbaren Lebensmitteln jeder Art ausgefüllt war. Herr Volkmar erklärte ihnen dieses Räthsel, indem er ihnen nach kurzer Begrüßung mittheilte, daß er in Kurzem Besuch erwarte.

„Es wird,“ sagte er, „Frau Böcking, die Besitzerin jener ausgedehnten Güter, die an meine Wälder stoßen, wahrscheinlich längere Zeit oder wenigstens zu wiederholten Malen in diesem Schlosse ihren Aufenthalt nehmen. Ich habe sie eingeladen, und sie hatte die Güte, die Einladung anzunehmen. Es ist das eine ausgezeichnete Frau, der ich alle Rücksichten schuldig bin, und ich wünsche, daß sie demgemäß hier empfangen werde und auf eine Weise, die ihrem ungeheuren Reichthum entspricht. Es darf an nichts mangeln, man muß jedem ihrer Wünsche entgegenkommen. Sie muß sich hier wohl fühlen und gerne hieher zurückkehren; es ist unbedingt nothwendig. Die ganze vordere Front muß für sie eingerichtet werden, da sie schwerlich allein kommen wird, und dabei, Heinrich, verlasse ich mich auf deinen städtischen Geschmack. Frau Böcking wird nichts tadeln, wenn sie hört, daß die Einrichtungen von einem Menschen herrühren,

der in der eleganten Welt der Residenz gelebt hat. Du, Hedwig, sorgst für das innere Hauswesen und daß Küche und Keller reichlich versehen seien. Dir, Agnes, habe ich nur zu empfehlen, daß du deine Zunge im Zaume haltest und überflüssige oder naseweise Bemerkungen unterdrückst, wenn dir an der Dame etwas auffällt, was du als unerfahrenes Geschöpf nicht verstehst."

Nach diesen Verhaltungsbefehlen zählte Herr Volkmar hundert Dukaten, je fünf und fünf unter einander, auf den Tisch. „Dieß," sagte er, zu Hedwig und Heinrich gewendet, „zur Bestreitung der Kosten; wenn es nicht ausreicht, verlangt mehr. Ich glaube selbst, daß die Summe nicht hinreichen wird, denn die Dienerschaft ist neu zu kleiden. Du, Heinrich, bist so gut, einige der Tölpel, die im Hause herumfaullenzen, anzuweisen, wie sie sich als anständige Bediente zu benehmen haben; ihrem Anzuge muß ein Anstrich von Livrée gegeben werden. Frau Böcking ist gerne von Livrée-Bedienten umgeben."

Herr Volkmar brachte alles Dieses in einer Art von Aufregung hervor, die er zu verbergen suchte. Ohne sich gesetzt zu haben, verließ er wieder die Stube; aber auf der Schwelle wendete er sich noch einmal um und sagte: „Für die Zeit des Aufenthaltes der Frau Böcking wünsche ich, daß Monsieur Reinhold Ott vom Schlosse ferngehalten werde. Ich glaube nicht, daß ihr der Umgang mit derart Menschen gefallen würde, und ich wünsche — wohl verstanden — daß ihr hier Alles einen guten Eindruck mache."

Die Geschwister sahen einander erstaunt an. Agnes warf einen Blick auf das Geld und sagte traurig: „Was hätte Mama Alles mit so viel Geld angefangen! Sie hat nie so viel gehabt, und jetzt wird das so hinausgeworfen für eine Unbekannte, der zu gefallen ich die Zunge halten muß." — Hedwig lächelte bitter, indem sie dachte, welche Art Person die Unbekannte sein müsse, die am Umgange Reinholds keinen Geschmack finden könne. Heinrich aber ermunterte die Schwestern, mit gutem Willen ans

Werk zu gehen und den Vater ganz zufriedenzustellen, da ihm an einem glänzenden Empfange jener Dame offenbar viel liegen müsse. „Ich weiß es,“ fügte er hinzu, „daß der Papa mit ihr in Geschäftsverbindung steht; sie hat zahlreiche Eisenwerke und bezieht Holz und Kohlen aus unseren Wäldern. Auch ist sie Gutsnachbarin, und Papa hält sich für verpflichtet, der guten Nachbarschaft wegen ein Uebriges zu thun.“

„Sie ist ungeheuer reich! Heirathen will er sie!“ rief Agnes, mit dem Fuße stampfend.

Heinrich erbläßte bei diesem Ausruf; doch faßte er sich schnell und murmelte: Thorheit! Hedwig aber schüttelte den Kopf. „Du weißt noch nicht, Heinrich,“ sagte sie, „daß die Hexe immer Alles erräth. Ich hasse sie im Voraus, die hier die Stelle unserer Mutter einnehmen soll.“

„Und noch dazu eine lächerliche Person!“ fügte Agnes hinzu.

„Woher weißt du, daß Frau Böcking lächerlich ist?“ fragte Heinrich mit verweisendem Tone.

„Daher, daß mir der Papa befiehlt, meine Zunge zu halten. Er fürchtet, daß ich Bemerkungen mache oder herausplatze.“

„Und mit Menschen von Genie soll sie auch nicht zusammenkommen,“ murmelte Hedwig.

„Meine Schwestern,“ sagte Heinrich, „seien wir nicht ungerecht auf bloße Vermuthungen hin. Vielleicht lernen wir an Madame Böcking eine brave, vielleicht eine vortreffliche Frau kennen. Es ist auch möglich, daß sie eine komische oder häßliche Außenseite und einen guten Kern hat. Aber wie Dem immer sei, sie ist unser Gast, und das Beste, was wir thun können, ist, uns nach dem Willen unseres Vaters zu richten.“

Es gelang ihm, sie von ihren vorgefaßten Meinungen abzubringen, und sie folgten dem Beispiele, das er ihnen gab, indem er sich bemühte, Alles im Schlosse zu ordnen, und Tag und Nacht arbeitete, den vorderen Flügel sowohl wie den etwas verwilderten Park in Stand setzen zu lassen. Nach wenigen Tagen waren unter der Aufsicht der Geschwister die Dinge so

weit gediehen, daß Herr Volkmar seine Zufriedenheit ausdrückte und meinte, daß Schloß Steinthal jetzt eine verwöhnte Fürstin empfangen dürfte und daß er der Ankunft der vortrefflichen Frau Böcking mit Ruhe entgegensehe.

Sie ließ nicht lange auf sich warten. An einem schönen Sommernachmittage erhob sich auf der Straße, die vom Walde ins Thal hinunterführt, eine gewaltige Staubwolke, die sich rasch dem Schloß entgegen bewegte. Herr Volkmar rief seine Familie zusammen und stellte sich auf der Höhe der Treppe auf, die in Hufeisenform vom großen Saale auf die Terrasse vor der Schloßbrücke herunterführt. Die Staubwolke wurde durch den Bach abgeschnitten, den der Wagen durchfahren mußte, und erhob sich diesseits des Baches nicht wieder, da hier der Weg, der zum Schlosse führte, zum größten Theile mit Gras bewachsen war. Es erschien ein gewaltiger, blau angestrichener, von zwei kräftigen Mecklenburgern gezogener Reisewagen. Er fuhr rasselnd über die Brücke und hielt plötzlich vor der Treppe, von der Herr Volkmar rasch hinabeilte, indem er seinen Kindern winkte, ein Gleiches zu thun. Noch bevor der Bediente herabspringen konnte, hatte Herr Volkmar den Schlag geöffnet und Frau Böcking den Arm zum Herabsteigen gereicht. Eine korpulente Frau zwischen Vierzig und Fünfzig, mit rothen, von der Hitze noch mehr gerötheten Wangen, sprang heraus und erwiderte den Gruß Herrn Volkmars eben so rasch, ja in Eile, als ob sie früher nach Anderem sehen müßte. In der That wendete sie sich um und dem Wagen zu, den sie ebenso wie die Pferde und die beiden Bedienten prüfend betrachtete. „Himmel!“ rief sie erschrocken, „wie das Alles bestaubt ist! Man sieht's dem Wagen gar nicht mehr an, daß er ganz neu ist! Was müssen Sie von mir denken, Herr Volkmar! Ich versichere Sie, es ist ein ganz neuer, theurer Wagen. Achtzehnhundert Gulden wie Ein Kreuzer, und fünfundachtzig Gulden Transport! Ist's nicht wahr, Jean? — Aber Jean, wie siehst du denn aus?“ fuhr sie gegen den Bedienten gewendet fort. „Deine weißen Handschuhe! Deine weißen Strümpfe, als ob du

sie seit acht Tagen getragen hättest! Alles von heute Morgen, ich versichere Sie, Herr Volkmar! O, das Reisen und der Luxus! Was das kostet! Nun gottlob, man hat es ja!“ fügte sie, sich selbst beruhigend, hinzu. „Guten Tag, Herr Volkmar, ich freue mich, bei Ihnen zu sein. Ich freue mich, daß es Ihrer Beharrlichkeit gelungen ist, mich herbeizuziehen! Aber lassen Sie mich doch gleich Ihr Schloß von Außen in meinen Augenschein nehmen! Das interessirt mich ja hier am Meisten!“

So sprechend, eilte sie über die Brücke zurück, wo sie die Front des Schlosses überblicken konnte. „Ein herrliches Schloß!“ rief sie, „so adelig! Und die Menge Wappen, die da angebracht sind! Das sieht so ungeheuer nobel aus!“

Herr Volkmar war ihr nachgegangen. Sie wandte sich zu ihm, ergriff seine Hand und sagte mit einem beinahe sentimentalen Tone der Sehnsucht: „Welch ein Glück, ein solches Schloß zu bewohnen! Das ist ja mehr als zur Hälfte geadelt!“ Dieser Gedanke schien sie nachdenklich und ihr bewegliches Wesen etwas ruhiger zu machen. Lächelnd kehrte sie zu der Familie zurück, um sich dieselbe vorstellen zu lassen. Während Herr Volkmar die Namen seiner Kinder nannte, verneigte sie sich mit einer zeremoniellen Hoheit und bewegte den Fächer langsam hin und her; da sie aber Agnes erblickte, bedeckte sich ihr Gesicht mit einem gutmüthigen Lächeln, und den angenommenen Anstand vergessend, rief sie: „Das ist ja ein prächtiger Kerl!“

Der Anzug der neu angekommenen Dame, die großen Blumen und Schleifen auf dem weitfaltigen Mousselinkleide, die langwehenden Federn auf dem Hute machten beinahe ebensoviel Lärm, als ihre Beweglichkeit und Beredtsamkeit, ja wirkten bis zu einem gewissen Grade beinahe betäubend, so daß man einen jungen Mann, der nach ihr aus dem Wagen gestiegen war, kaum bemerkte. Er hielt sich Anfangs im Schatten des Wagens und später hinter den Balustraden der Treppe. Während der rasch aufeinanderfolgenden Ausrufungen der Frau Böcking flog nur manchmal ein schüchterner Blick über die Gesichter der Anwesenden,

als ob er prüfen wollte, welchen Eindruck das Wesen der sonderbaren Frau hervorbrachte. Agnes, die Alles zuerst sah, war auch die Erste, die das blasse, schüchterne Gesicht des etwa zwanzigjährigen Jünglings bemerkte, und die auch zu errathen schien, was in ihm vorging. Bei dem freudigen Ausrufe, den der Anblick der vielen Wappen der Frau Böcking entlockte, hatte sie nicht übel Lust, das Verbot des Vaters zu vergessen und laut aufzulachen. Da begegnete sie dem Blicke des jungen Mannes, der sie ängstlich und wie flehend ansah; sie unterdrückte schnell ihr Lächeln, fühlend, daß es ihm wehthun würde. Dafür lächelte er ihr dankbar zu, und als sie Frau Böcking einen prächtigen Kerl nannte, wendete sich ihr großes Auge unwillkürlich dem jungen Manne zu, und sie erkannte, daß das Wort in ihm ein Echo gefunden. Sie nahm sich in dem Augenblicke vor, über Frau Böcking nicht zu lachen, ja sie sagte sich, daß die sonderbare Frau eine gute Frau sein müsse, da das edle Gesicht des fremden jungen Mannes offenbar für sie besorgt war und es ihm leid thun müßte, wenn man sie lächerlich fände. Wenn sie nur schon gewußt hätte, wer der junge Mann eigentlich war?

Frau Böcking befriedigte ihre Neugierde.

„Ich muß doch," rief sie, „den jungen Leuten meinen Neffen vorstellen. Komm, Edmund. Edmund Bronn, mein Neffe, oder besser, mein Sohn und Erbe, denn ich habe ihn an Kindesstatt angenommen, adoptirt nennt man Das, und er erbt eines Tages mein ganzes Vermögen, das gottlob nicht klein ist. Er ist der Sohn meiner seligen Schwester und des berühmten Professors Bronn, der sich so viel mit allerlei Steinen abgegeben und darüber Bücher schrieb. Er war Professor der — wie heißt man Das, Edmund?"

„Der Geologie," sagte Edmund leise.

„Richtig, der Geologie. Ein sehr schlechtes Geschäft, denn der berühmte Professor hat keinen Kreuzer hinterlassen, aber Hofrath ist er geworden, und Das ist doch auch etwas. Edmund ist der Sohn eines Hofrathes, und gelernt hat er etwas; er darf sich

gottlob in der Welt sehen lassen. Sie sind ja auch ein Gelehrter, junger Herr Volkmar, Sie können über Alles mit ihm sprechen, denn er hat Alles gelernt; aber Alles, was man nur lernen kann. Ich habe ihm alle Lehrer gehalten und immer die theuersten. Ist's nicht wahr, Edmund? Sie haben gar keinen Begriff, Herr Volkmar, was so eine vornehme Erziehung kostet!"

Heinrich fühlte, wie peinlich diese Art der Vorstellung dem jungen Manne sein mußte. Er näherte sich ihm und reichte ihm die Hand, indem er ihm seine Freude ausdrückte, den Sohn eines so verdienstvollen Mannes kennen zu lernen. Agnes hing an seinem Arme und begleitete seine Rede mit einer Geberde, die sagen wollte, daß sie sich ebenfalls freue, als ob die Geologie ihre Lieblingswissenschaft wäre.

Frau Böcking war indessen, von Herrn Volkmar geführt, die Treppe hinaufgestiegen in die ihr bestimmten Gemächer. Die Anderen folgten. Wie im Sturme durchflog sie die Stuben und Säle, verwundert und entzückt, so herrliche Räume bewohnen zu dürfen.

„Das ist ja herrlich," rief sie einmal übers andere, „das ist ja wahrhaftig adelig! O, welch ein Glück, ein solches Schloß zu besitzen!" Aber nach dem ersten Rausche des Entzückens hatte sie schon Manches zu tadeln. „Das Alles wäre noch weit schöner," sagte sie, „wenn anstatt dieser alten Teppiche schöne neue Seidentapeten die Wände bedecken würden und dieses alte Gehölz nicht da wäre."

„Dieser Vorwurf," sagte Herr Volkmar, „trifft dich, Heinrich. Ich habe mich mit der Einrichtung dieser Zimmer auf dich verlassen."

„Entschuldigen Sie, Madame," sagte Heinrich, „ich glaubte dieß Alles so lassen zu müssen, da diese Möbel, Stickereien und Holzschnitzereien aus der Zeit Ludwigs XIII. heute sehr geschätzt werden und sich in der That durch Geschmack auszeichnen."

„Was kümmert mich Ludwig XIII.," rief Frau Böcking, „und wenn das Alles noch älter und aus der Zeit Ludwigs des

Zwanzigsten wäre, eine elegante Einrichtung muß modern sein. Sie sollten die Einrichtung des Bankiers Baron v. Fries sehen, der sich alle fünf Jahre neu einrichtet! Diese schönen Papiere und diese Goldleisten! Lauter Gold und nichts als Gold!"

„Liebe Tante," sagte Edmund, „das ganze Schloß des Barons Fries mit allen seinen Möbeln und Tapeten ist nicht so viel werth als hier ein einziger Salon."

„Wirklich? Nun du mußt Das besser verstehen, Edmund, du bist ein sehr gebildeter junger Mann." Dann zu ihren Wirthen gewendet, fuhr sie fort: „Sehen Sie, ich bin die Tochter eines Tuchhändlers aus einer kleinen Stadt. An meiner Wiege ist es mir nicht vorgesungen worden, daß ich einmal Millionen besitzen werde, und was ich so von der großen Welt und der Eleganz verstehe, das habe ich erst später gelernt, als mein Seliger reich wurde. Sehr viel habe ich einem Bedienten zu verdanken, der früher in einem gräflichen Hause diente und mich in der Vornehmheit unterrichtete."

Die Offenherzigkeit der Frau Böcking verfehlte nicht, trotz ihrer falschen Vornehmheit auf Heinrich einen guten Eindruck zu machen; er sagte sich, daß hier eine gute Natur zu Grunde liegen müsse, und die Wärme und rücksichtsvolle Güte, die Edmund ihr zeigte, und die Ueberzeugung, die sein ganzes Wesen einflößte, daß er einer großen Erbschaft wegen alle die lächerlichen Seiten eines Emporkömmlings nicht ertragen würde, daß er in der That mit einer gewissen Liebe an ihr hänge und daß diese Liebe nur durch gute Eigenschaften verdient werden könne, bestärkten Heinrich in seiner Ansicht. Für Agnes war es genug, daß Edmund ihr Neffe war, um sich ihr gefällig und dienstfertig zu erweisen. Nur Hedwig sah vor Allem ihre schwachen Seiten. Ihr that die Erfahrung wohl, daß die Frau, aus deren Gesellschaft man Reinhold ausschließen mußte, nothwendig eine kleine Seele haben müßte. Aber schweigsam und immer ernst, wie sie war, nahm man es nicht in auffallender Weise wahr, daß sie dem Gaste gegenüber eine feindliche Stellung einnahm. Sie

hatte nicht widersprochen, als ihr der Vater befahl, die aufmerk=
same Wirthin zu machen, und so glaubte sie, bei dem in sich zu=
sammengefaßten Charakter, den sie hatte, ihre Pflicht erfüllen
und, ohne irgend ein Widerstreben zu zeigen, Alles thun zu
müssen, was die Gastlichkeit verlangte. Edmund konnte sich be=
reden, daß man seiner Tante allseitig mit Wohlwollen entgegen=
komme, über ihre Schwächen hinwegsehe, und er trat aus seiner
bisherigen Befangenheit heraus, um sich dankbar und mit Wärme
an seine neuen Bekannten anzuschließen. An Heinrich fand er
einen Umgang, wie er ihn, seit er mit der Tante auf dem Lande
lebte, schmerzlich vermißt hatte, und Agnes, die ihm Park und
Schloß zeigte, erschien ihm wie einer jener leitenden Genien ro=
mantischer Märchen, die den Ritter zu Schätzen oder in ver=
zauberte Gärten zu einem seligen Leben führen.

Bei der Schwatzhaftigkeit der Tante war es natürlich, daß
man im Schlosse bald die ganze Stellung des Neffen beurtheilen
und daß Diejenigen, die ihm eine besondere Theilnahme widmeten,
sich den immer melancholischen Ausdruck seines Gesichtes, das
Ergebende, Entsagende seines ganzen Benehmens erklären konnten.
Edmund war der Sohn eines berühmten, aber armen Gelehrten,
der eine zahlreiche, unversorgte Familie hinterließ. Die Tante
übernahm es, die Waisen zu versorgen, und sie that es auf groß=
müthige Weise, indem sie den Schwestern Edmunds die Männer
ihrer Wahl verschaffte und noch zur Zeit für die Ausbildung
eines jüngeren Bruders sorgte, der sich bei einer seiner Schwe=
stern befand. Die ganze Familie, die ohne Frau Böcking ein von
Sorgen und Mangel zerrissenes Leben führen, die sich vielleicht
hätte trennen müssen, um in verschiedenen Ländern und Berufen
ihr Brod zu suchen, dankte, Das war offenbar, ihr Glück der Tante
Böcking. Aber es war von jeher wie eine stillschweigende, darum
nicht minder feststehende Bedingung der Tante, unter der sie sich
großmüthig und gütig zeigte, daß Edmund, für den sie von jeher
eine große Vorliebe verrieth, ihr ganz und gar und gewissermaßen
wie eine Belohnung ihrer Handlungsweise überlassen werde.

Frühzeitig wurde er dem stillen Landhause vor dem Thore der Universitätsstadt entrissen, um den Winter in der Residenz, den Sommer auf den Gütern seiner Tante zu verbringen und sich, wie diese es wünschte, zu einem eleganten jungen Manne auszubilden, der mit den Löwen der Residenz wetteifern und der den würdigen Begleiter der reichen Frau darstellen sollte. Frau Böcking wußte, wie viel ihr zu einer vornehmen Dame fehlte, aber die Welt sollte erkennen, daß sie wenigstens Bildung im Hause hatte. Ihren Zweck erreichte sie nur zur Hälfte. Edmund wurde nie ein Löwe; die Vergnügungen der Bankiers- und Fabrikantensöhne sagten ihm nicht zu; er bewahrte immer eine gewisse Schüchternheit, die ihn verhinderte, sich auf lärmende Weise geltend zu machen, und eine Befangenheit, die um so größer war, als er wußte, daß die Tante ein glänzendes Auftreten von ihm verlangte, und er immer fürchten mußte, daß sie ihn in Verlegenheit bringen würde, indem sie ihn, wie eitle Mütter ihre Kinder, zu einem Auskramen seines Geistes oder seiner Kenntnisse zwang. Der Grundzug seiner Stimmung war die Angst vor diesem Zwang und die Sehnsucht nach dem stillen und inhaltsvollen Familienleben, in dem er zu Hause seine Jugend verbrachte unter dem anregenden Worte eines liebenswürdigen Gelehrten, seines Vaters, unter dem häuslichen Walten einer liebenden Mutter und in der Gesellschaft der geliebten Geschwister. Er entsagte dem Glücke, das sein Glück gewesen wäre, in demselben Augenblicke, da er mit vierzehn Jahren von der kinderlosen Tante entführt und von allen Freunden der Familie wegen der Adoption, die gleich darauf erfolgte, glücklich gepriesen wurde. Aber mit jener frühen Einsicht, die Kindern eigen ist, welche in einem intimen Familienleben aufwuchsen und Leiden und Freuden einer beschränkten Existenz verhandeln hören, erkannte er seine Lage und seinen Beruf. Er war zwar nicht hochmüthig genug, um sich zu sagen, daß er sich opfere, aber es war ihm klar, daß er ein ihm widerstrebendes Leben hinnehmen müsse, um für das Loos der Einen Hälfte seiner Familie zu sorgen und für das

der andern dankbar zu sein. Ihren Zweck erreichte Frau Böcking nur insofern, als Edmund, obwohl er sich nicht ganz nach ihren Absichten entwickelte und ausbildete, doch, wie sie selbst sagte und wie sie aus der Anerkennung der Anderen schließen konnte, ein „nobles Wesen" hatte, daß er, wie sie sich gerne ausdrückte, „vornehm," „fein," „gentil" aussah. In der That war seine angeborne Anmuth derart, wie sie selbst die Welt der Emporkömmlinge, die Halbbildung und der Halbgeschmack anerkennen muß, obwohl das Rezept der vorgeschriebenen Eigenschaften eines jungen Mannes nach der Mode wenig auf sie paßte. Es war die Anmuth einer edlen Seele, die sich in Wort und Bewegung, selbst in Schweigen und Zurückhaltung äußert und die, ohne es zu wollen, selbst in der absichtsvollen und in ihren Begriffen so beschränkten Welt der Eleganz ihr Uebergewicht geltend macht. So wirkte sie auch auf Frau Böcking, die sich von den Erfolgen ihres Neffen zwar keine Rechenschaft abzulegen verstand, aber im Allgemeinen erkannte, daß er sehr liebenswürdig sei, und im Besonderen seine weißen Hände, sein blasses Gesicht und vor Allem seine Toilette, die ihm immer so gut saß, bewunderte.

Agnes fand, daß Edmunds Stellung eine gewisse Aehnlichkeit mit der Stellung ihres Bruders hatte; führte er doch auch aus Rücksicht für seine Familie ein Leben, das er ohne diese Rücksicht nicht gewählt haben würde, und jede Aehnlichkeit mit Heinrich war in ihren Augen schon ein Zeugniß der Vortrefflichkeit. Am Liebsten wäre sie stets in seiner Gesellschaft gewesen, wenn das bewegte Leben, das seit Ankunft der Frau Böcking begonnen, dieß gestattet hätte. Man war fortwährend auf den Beinen; die sehr bewegliche Frau wollte Alles sehen, jeden Winkel der Gegend kennen lernen, und bei ihrem Bedürfniß, stets einen großen Hof um sich zu haben, mußte die ganze Familie zu Roß und zu Wagen an ihren Ausflügen theilnehmen und die wenigen Stunden des Tages, die sie im Schlosse verbrachte, im Parke oder in ihren Gemächern sie umgeben. Hedwig war eine schweigsame und ernste Gesellschafterin, die ihr nicht zusagte; umsomehr wurde

die lebhafte Hexe in Anspruch genommen. Frau Böcking mit ihrem hausbackenen Gefühle, das sich unter allen Parvenuschwächen gesund erhalten hatte, fand es heraus, daß die Hexe mit den Gästen zufrieden war, daß aber Hedwig einen stillen Widerwillen gegen sie im Herzen trug. Sie schrieb Ersteres ihrem eigenen gewinnenden Wesen zu, das einem liebenswürdigen Kinde, wie die Hexe, zusagen müsse; den Widerwillen der älteren Schwester erklärte sie sich dadurch, daß sie bei dieser eine Ahnung der Pläne ihres Vaters voraussetzte. Hedwig, sagte sie sich, ahnt, daß mich Herr Volkmar zur Herrin dieses Schlosses zu machen wünscht; sie ist eifersüchtig, sie will nicht abdanken, sie sieht schon die künftige Stiefmutter in mir, und ich merke, daß ich an ihr eine schlimme Stieftochter bekomme. Die reiche Böcking ist auch nicht auf den Kopf gefallen. Wir wollen uns nichts merken lassen, aber wir werden sie aus dem Hause entfernen, und zwar nicht als Stiefmutter, sondern, indem wir sie uns zu Dank verpflichten und sie eine gute Partie machen lassen.

Und die kluge Frau war nicht drei Tage im Hause, als sie Herrn Volkmar schon von einem Neffen ihres Seligen sprach, einem vortrefflichen jungen Manne, der bereits ein gutes Amt innehabe und dem nichts fehle als etwas Geld, um eine glänzende Carrière zu machen.

Herr Volkmar verstand sie und bedauerte, solche junge Männer nicht in der Nähe zu haben; dieser Mangel habe ihn schon oft betrübt, da er nicht wisse, wie seine Hedwig zu versorgen, und es doch seine Absicht sei, sie so bald als möglich zu verheirathen. Daraufhin berief sie Edmund, der ihr immer als Sekretär diente, um ihr einen Brief an den betreffenden Neffen zu diktiren. Nach einiger Ueberlegung aber schickte sie ihn wieder fort und setzte sich selbst an den Schreibtisch. Edmund hatte den entfernten Neffen und Kreissekretär seiner Pedanterien und seines Beamten-Ehrgeizes wegen nie geliebt, und er war offenbar für die ganze Volkmar'sche Familie schon sehr eingenommen. Er konnte Hedwig für den Kreissekretär zu gut finden, und er liebte außerdem so

von dritter Hand arrangirte Heirathen nicht. Es war besser, sie zog ihn nicht ins Geheimniß; sie legte die Rücksicht auf die orthographischen Fehler ab und schrieb dem Kreissekretär eigenhändig. Sie bot ihm in diesem Briefe eine gute Partie und ihrerseits eine schöne Mitgift an; er wäre sehr pedantisch und undankbar, wenn er unter solchen Umständen ein Gefühl für Rechtschreibung haben wollte.

Zweites Kapitel.

Reinhold hatte sich der zeitweiligen Verbannung aus dem Schlosse mit Anmuth unterworfen. Als ihm Heinrich die Entschließung seines Vaters mittheilte, und zwar lächelnd, als ob es keiner Schonung bedürfte, wo von einer Beleidigung nicht die Rede sein konnte, nahm er sie eben so lächelnd hin, als ein Mann, dem der vorausgesetzte Widerwillen der Frau Böcking gegen seine Gesellschaft nur schmeichelhaft war. „Diese Dame," sagte er scherzend, „hat wohl die Angst Gretchens vor Mephistopheles. Welches größere Kompliment kann Unsereinem gemacht werden," fügte er stolz hinzu, „als diese Scheu, welche die Welt des Geldes vor uns empfindet? Sprechen Sie vor diesen Menschen nur die Worte Geist, Bildung, Literatur, Poesie aus, und es wird ihnen unbehaglich wie dem Teufel, wenn der Name Gottes vor ihm ausgesprochen wird. Ich freue mich, ich betrachte es als eine Anerkennung, so oft mir ein solcher Affront widerfährt."

Aber unmittelbar von Heinrich ging er in das Schulmeisterhaus, und indem er schon in der Thür dem alten Tobias und Fanny die Hände entgegenstreckte, rief er halb scherzend, halb in gedrücktem Tone: „O Freunde, nehmt gütig einen Verbannten auf! Ich bin aus dem Schlosse gewiesen für die ganze Dauer eines hohen Besuches, als unwürdig solchen Umgangs!" Tobias war entrüstet. „Grämen Sie sich darum nicht," sagte er dagegen, „Sie sind darum nicht von allen Freunden verlassen."

„Nur der Arme kann den Armen lieben!“ rief Reinhold zurück und drückte Fanny's Hand aufs Bedeutungsvollste.

Da der alte Tobias der Ernte wegen, bei der die Mithülfe der ganzen Schuljugend in Anspruch genommen wurde, eben Ferien hatte, entwarf Reinhold sogleich einen Plan, wie man zu Dreien diese Zeit auf die angenehmste Weise verbringen könne. Er wollte mit Vergnügen seine großen Arbeiten unterbrechen, seinem Geiste ebenfalls Ruhe gönnen, um mit den Freunden die Gegend zu durchstreifen. Das Land, das im Winter einen so trübseligen Anblick bot, war im Sommer in der That lieblich anzusehen. Von frischem Wasser durchrauschte Thäler, sanfte Hügel, hie und da wilde Klüfte, in die von der Höhe herab über zerbröckeltes Gestein kleine Wasserfälle stürzten, auf manchen der Hügel, das Land weit überblickend, kleinere und größere Edelsitze und vor Allem der meilenweit hinlaufende Tannenwald mit seinen sausenden Hallen und lichten Halden boten Abwechslung genug und konnten tage- und wochenlang mit Vergnügen durchstreift werden. Tobias, der es sich schön dachte, mit einem Buche im Walde zu liegen, nahm den Gedanken Reinholds mit Freuden, Fanny mit einer Ahnung tiefen Glückes auf. Und schon am nächsten Tage wanderten die Drei einer Thalschlucht entgegen, die im Lande berühmt war, freilich mehr der Sagen wegen, die sich an sie knüpften, als ihrer schönen Wildheit halber.

Reinhold war überaus heiter und erzählte von seinen Reisen. Auf einem Hügel stehend, den er mit Fanny rascher, als es dem alten Schulmeister möglich war, erklettert hatte, jauchzte er vor Freude in die Luft und sagte einige schöne Worte über die Reize der Gegend.

Fanny sah ihn verwundert an.

„Wie können Sie, lieber Freund, sich über diese arme Gegend so freuen, da Sie die Alpen und die Pyrenäen gesehen haben? Es ist mir ebenso unbegreiflich, wie es mir ein Räthsel ist, daß Sie sich mit unserer Gesellschaft begnügen können.“

„Nehmen Sie,“ erwiderte Reinhold, „meine Bewunderung

dieser Gegend als einen Beweis an, daß ich Sie lieben kann, was Sie doch auch nicht glauben können. Nehmen Sie Beides als einen Beweis der Frische, die ich meinem Gemüthe zu bewahren wußte. Mein geliebtes Mädchen, ebenso wenig, als ich auf der wilden und gewaltigen Grimsel wohnen möchte, und eben so sehr ich mich in einem lieblich gewellten Lande, wie dieses ist, wohl fühle, ebenso wenig sehne ich mich nach den Erschütterungen und Kämpfen der Welt, nach den glänzenden Erscheinungen der Gesellschaft zurück, und ebenso sehr möchte ich mein Leben in Gesellschaft holder Naturen, wie die Ihrige, dahinspinnen."

Fanny schüttelte ungläubig den Kopf, doch lächelte sie selig. Aber dieses Lächeln verhinderte nicht, daß eine Thräne in ihr Auge trat.

„Eine Thräne!" rief Reinhold gerührt, „warum weinst du, Fanny?"

So sprechend, faßte er sie an der Hand und führte sie einige Schritte tiefer den Hügel hinab, auf eine Stelle, wo sie dem nachkeuchenden Schulmeister unsichtbar waren. „Warum weinst du, Fanny?" wiederholte er dort wieder und drückte sie in seine Arme.

Fanny ließ es geschehen, ohne sich zu sträuben, aber auch ohne die Umarmung zu erwidern. Sie wischte sich die Thränen aus den Augen und wollte seine Frage beantworten, als eben der Schulmeister auf der Höhe des Hügels ankam. „Ich will Ihnen ein anderes Mal antworten," sagte sie, „heute seien wir heiter und lassen wir den Onkel nicht so viel allein."

Reinhold, befriedigt von den Thränen und daß sie die Umarmung gestattet hatte, kehrte gerne zum Onkel zurück, indem er sich vornahm, diese Spaziergänge und Ausflüge nicht fallen zu lassen, und den schönen Anfang zu schönen Fortsetzungen und einem erfreulichen Schlusse auszuspinnen.

So sahen denn alle die nächsten Tage sie im Walde; da der alte Tobias ein starker Kaffeetrinker war, wurde die Kaffeemaschine mitgenommen, und wo diese aufgestellt wurde, da blieb er mit seinen Büchern liegen, während Reinhold und seine Nichte den

Wald durchstreiften. Meist wanderten sie einer stillen Schlucht, einer der romantischesten Stellen des Waldes zu, die von moosbedeckten Felsen und alten Tannen umschlossen war. Von Oben wanden sich dünne Wasserfäden flüsternd und lispelnd in den Grund herab, wo sie sich zu kleinen Tümpeln sammelten, ohne die platten Felsen zu bedecken, die mit dicken Moosen und Flechten weiche Ruhebänke bildeten, während das Nadelholz sanftes Gesäuse herniederwehte und wie einen Schleier um die ganze Schlucht wob. Reinhold stand auf einem der Felsen, und den Hut in der Hand und die Haare zurückgestrichen, deklamirte er:

Die rauhen Felsen sorgen,
Daß noch eine Stätte bliebe,
Wo ausweinen kann verborgen
Eine unglückliche Liebe.

Als er darauf zu Fanny niedersah, die ihm zu Füßen saß, lächelte sie ihm auf eine Weise entgegen, daß er betroffen war. Es kam ihm vor, als wäre etwas Haß oder Verachtung oder Ironie in diesem Lächeln.

„Die rauhen Felsen," sagte sie sofort lächelnd, „mögen für mich sorgen, so viel sie wollen, ich weine doch nicht. Oder meinen Sie, daß ich weinen sollte?"

„Ich verstehe Sie nicht," sagte Reinhold verlegen, „es kommt mir vor, als ob du mit mir zanken wolltest, Fanny! Thue Das; die Versöhnung wird desto süßer sein."

„Nein," sagte Fanny ruhig, „ich will nicht zanken; setzen Sie sich hieher, und ich will Ihnen jetzt sagen, warum ich damals geweint habe."

Reinhold gehorchte, setzte sich zu ihr und ergriff ihre Hand, die sie ihm ruhig überließ; dann sagte sie: „Reinhold, ich kenne Sie durch und durch. Ich weiß nicht recht, wie ich zu dieser Kenntniß kam, aber ich weiß es, daß ich Sie kenne. Sie sind ein Verräther, ein kaltes Herz, ein Mensch, der Allen etwas einreden will, woran er selbst nicht im Mindesten glaubt. Sie kennen

alles Schöne, auch die Liebe, den Edelmuth, die Großmuth, kurz Alles, was ich nicht einmal zu nennen weiß, vom Hörensagen oder aus Büchern, oder durch Ihre Phantasie. In Ihnen selbst ist nichts von all Dem."

Reinhold lachte laut auf: „Du sagst mir da schöne Sachen, Fanny, das Schlimmste, was man einem Menschen sagen kann, und dabei behauptest du, daß du mich liebst! Wenn das Alles wahr wäre, könntest du mich nicht einmal achten, um wie viel weniger —"

„Stille," unterbrach ihn Fanny, „ich kenne die Phrase: keine Liebe ohne Achtung; du hast sie selbst mehrere Male wiederholt, sie ist aber ebenso wenig wahr, als das Meiste, was du mir und Anderen gesagt hast. Ich liebe dich, ja, ich liebe dich, trotz Allem, ja, trotzdem ich dich — du hast es errathen — trotzdem ich dich nicht im Geringsten achte, ja, ich verachte dich aufs Gründlichste. Aber ich habe dich geliebt, bevor ich dich errieth, und nun kann ich nicht mehr los."

Während sie so sprach, begann ihre Lippe so arg zu zittern, daß sie nicht fortfahren konnte. Reinhold wollte ihr Schweigen benützen, um Einwendungen zu machen; aber eine Bewegung der Entrüstung mit ihrer Hand, die sie ihm rasch entzog, schnitt ihm das Wort ab. Sie athmete tief auf, als wollte sie eine Last von der Brust werfen, die sie am Sprechen hinderte, und fuhr mit trockenem Tone fort:

„Ich liebe dich, weil ich nicht anders kann, und ich will glücklich sein. Wenige Wochen oder Tage sind mein, und die will ich benützen; in dieser Zeit gehörst du mir, und ich gehöre dir. Nach dieser Zeit wirst du dich von mir abwenden, wirst du mich verlassen, ich weiß es; glaube nicht, daß du mit mir gespielt, daß du mich betrogen hast. Ich weiß, was ich thue. Ich werde nie wieder einen Mann lieben, aber ich werde das Glück oder wenigstens die Liebe ohne Glück gekostet haben. Was dann folgt, ist gleichgültig. Man lebt nur einmal im Leben, und mein Leben ist in diese Tage zusammengedrängt. Wir lieben dich Beide, Hedwig

und ich; so habe ich getheilt, daß sich Hedwig nicht beklagen kann. Du wirst zu ihr zurückkehren, nicht weil du sie mehr liebst als mich, nur weil sie reicher ist, und sie wird dich selbst nach mir annehmen, weil sie dich liebt und mit Täuschungen liebt, die ich längst nicht mehr habe. So bald du wieder aufs Schloß gehst, sind wir geschieden; mein Leben hat ausgebrannt. Solltest du dir einst Gewissensbisse machen wollen, was ich aber nicht glaube, so ist es überflüssig, denn, du siehst es, du hast mich nicht betrogen. Sei nur, wenn möglich, mit Hedwig anders, als mit mir. Nun weißt du es, und nun seien wir glücklich, so lange es dir gefällt."

„Fanny, du bist ein Kind!" rief Reinhold etwas verlegen, „beim Himmel, ein kindisches Kind und vor Allem eifersüchtig — nichts als Das — du wirst es einsehen lernen."

„Stille!" rief Fanny gebieterisch.

„Du bist ein großer Charakter!" fügte er rasch hinzu, und er dachte es auch, daß ein großer Charakter dazu gehöre, ein solches Schicksal mit solcher Ruhe zu acceptiren. Er ergriff wieder ihre Hand und streichelte sie; aber Fanny entzog sie ihm und sagte: „Nicht heute, nicht, so lange meine Worte in mir selbst nachklingen."

In der That schien ihm schon am nächsten Tage dieser ganze Vorgang ein leerer, beunruhigender Traum. Fanny war liebender und hingebender als je, und die Ausflüge in den Wald wurden schöner, als sie vorher gewesen. Eines Tages stiegen sie aus tiefem verschwiegenen Thalgrunde einen Hügel hinan. Fanny hing schweigend an Reinholds Arme; ihre Wangen glühten, ihre Lippen zitterten; ihre Augen waren geschlossen, und sie ging wie eine Nachtwandlerin. Reinhold lächelte sonderbar und blickte manchmal seine Begleiterin von der Seite an. Auf dem Hügel angekommen, blieb er plötzlich stehen, denn auf der Landstraße am Fuße des Hügels war es belebt; ein Wagen rollte dahin, von einem Reiter und einer Amazone begleitet. Reinhold trat rasch einige Schritte zurück, und Fanny folgte ihm, ohne zu wissen, was sie that, und ohne die Gesellschaft dort unten gesehen zu haben. Reinhold

aber hatte sie auf den ersten Blick erkannt. Im Wagen saßen Frau Böcking mit Hedwig und Heinrich; der Reiter und die Amazone waren Edmund und Agnes. Er hatte sich noch zur rechten Zeit ihren Blicken entzogen; aber die Landstraße machte eine solche Wendung um den Hügel, daß Reinhold nicht Zeit hatte, ihn zum zweiten Male zu ersteigen, um sich jenseits desselben den Blicken der Gesellschaft zu entziehen. Auch hatte ihn schon Agnes bemerkt. Rasch sprengte sie vor und klopfte ihrer Schwester mit der Reitpeitsche auf die Schulter, dann zeigte sie nach dem Hügel, und Hedwigs Blicke folgten den ihrigen.

„Ist Ihnen nicht wohl?" fragte Frau Böcking. „Sie werden ganz blaß!"

Auch Heinrich erschrak über die plötzliche Blässe seiner Schwester und folgte mit Frau Böcking der Richtung, nach der eben Hedwig gesehen hatte; aber Reinhold und Fanny waren indessen jenseits des Hügels verschwunden, und Hedwig versicherte, daß sie ganz wohl sei. Der Wagen rollte weiter dem Dorfe zu.

Agnes hielt ihr Pferd zurück und ließ es langsamen Schrittes gehen; so that auch ihr Begleiter aus Höflichkeit, und weil er unwillkürlich gerne an ihrer Seite blieb. Nachdem der Wagen schon einen bedeutenden Vorsprung erreichte und eben im Begriffe war, im Walde zu verschwinden, sagte sie: „Jetzt, lieber Edmund, haben Sie die Güte, mich zu begleiten; rasch zurück! Ich muß spioniren und etwas sehen, was mir vielleicht von größter Wichtigkeit ist. Kommen Sie mit, ich habe vor Ihnen keine Geheimnisse."

So sprechend, wandte sie ihr Pferd und galoppirte, von Edmund gefolgt, auf der Landstraße zurück, dann in kühnen Sprüngen über den Graben, über ein Ackerfeld, dann über Wurzel, Stock und Stein den Hügel hinan. Edmund hatte Mühe, ihr zu folgen; doch war er auf diesem gefährlichen Wege stets an ihrer Seite und langte gleichzeitig mit ihr auf der Spitze des Hügels an. Sie sah sich schnell nach allen Seiten um und rief dann, die Hand nach einem breitschattigen Baume ausgestreckt: „Dort sind sie!"

Edmund sah ein Mädchen, das am Fuße des Baumes saß und das Gesicht mit beiden Händen bedeckte; vor ihr ging ein Mann auf und ab und sprach, wie man an den Bewegungen seiner Arme erkennen konnte, mit großer Beredtsamkeit.

„Sie sehen da ein Mädchen, das sehr unglücklich ist," sagte Agnes, „und gleich dabei den Mann, der sie so unglücklich macht."

„Wer ist dieser Mann?" fragte Edmund.

„Es ist dieser Reinhold Ott, den Sie bei uns schon mehrere Male nennen hörten, aber niemals aus dem Munde meiner Schwester. Ein schlechter Mensch, Edmund, ein arger schlechter Mensch!" Der junge Mann sah sie erstaunt an. Diese Worte paßten so schlecht zu dem kindlichen Munde, zu dem zarten jungfräulichen Gesichte, und doch wieder klangen sie wie ein doppelt wahrer Richterspruch, da sie aus so wahrhaftigem Munde kamen.

„Sie staunen?" sagte Agnes weiter, „aber es ist so. Niemand hält ihn dafür, aber ich thue es, und ich allein habe Recht. Was ich da sehe, beweist mir, wie sehr ich Recht habe. Sehen Sie, Edmund — ich sage Ihnen ja Alles — sehen Sie, den Mann liebt meine arme Hedwig."

Traurig wandte sie wieder das Pferd und sprengte der Landstraße zu. Nach wenigen Minuten hatten sie den Wagen erreicht.

Als Reinhold spät Abends nach Hause kam, erwartete ihn seine Mutter am Thore des Hofes. — „Gehe leise auf deine Stube und komme heute Abend nicht herab in die Wohnstube," flüsterte sie ihm zu.

„Warum? Was ist wieder?"

„Dein Vater ist zornig; ich fürchte, es gibt wieder einen Auftritt."

„Was hat er wieder?" fragte Reinhold ärgerlich und schüchtern zugleich.

„Vielleicht weiß ich es. Geh nur still auf deine Stube und halte dich ruhig, daß er nicht merkt, du seiest schon zu Hause. Ich bringe dir dein Nachtessen, dann will ich's dir sagen."

Reinhold schlich die schmale Treppe hinauf, trat leise in die

Stube und setzte sich sogleich in seinen geflochtenen Armstuhl, um mit keinem Schritte seinem Vater, der unter ihm in der Wohnstube auf und ab ging, seine Gegenwart zu verrathen. So saß er wohl eine Stunde lang, bis die Mutter hereintrat, in der einen Hand eine Lampe, in der andern den Teller mit dem Nachtessen Reinholds.

„Dein Vater ist fort," sagte sie; „er ist wieder ausgegangen und kommt wohl erst spät wieder nach Hause. So wird's heute wohl friedlich ablaufen, und bis morgen wird sich sein Zorn wieder verraucht haben. Du weißt ja, wie er ist."

„Was hat er denn? Um was handelt es sich?" fragte Reinhold ängstlich und ungeduldig zugleich.

„Schau," sagte die Mutter mit niedergeschlagenen Augen, „das ganze Dorf spricht von dir und der Schulmeisters-Fanny. Die Leute sagen, du machst ihr die Kur, du verdrehst ihr den Kopf, und Gott weiß was Alles noch. Sehr viel schlechte Sachen erzählen sie; sieh, Sepp, sehr schlechte Sachen, deren du doch nicht fähig bist. Nicht wahr, mein Kind, du bist nicht fähig? Eure beständigen Spaziergänge in den Wald — siehst du, das muß den Leuten auffallen."

„Dummes Zeug," brummte Reinhold; „was liegt mir am Geschwätz der dummen Leute!"

„Freilich sind es dumme Leute," bestätigte die Mutter, „da sie solche Dinge von dir sagen können; aber schau, in der großen Stadt macht das vielleicht nichts, das Geschwätz der dummen Leute; da verliert sich das, und man kümmert sich nicht weiter darum. Aber auf dem Dorfe ist das anders; was die Leute einmal zu schwätzen anfangen, das schwätzen sie dann lange fort, Jahre lang, und Niemand vergißt es, und Jeder erinnert sich dann bei jeder Gelegenheit, weil sie nichts Anderes zu schwätzen haben. Das bringt so ein Mädchen um seinen Ruf für ewige Zeiten, und das ist doch nicht recht — für ein gutes, ehrliches Mädchen! Nicht wahr, Seppi, sie ist noch ein ehrliches, ein recht ehrliches Mädchen, die gute Fanny?"

„Ja wohl! ja wohl ist sie noch ein recht ehrliches Mädchen!“

„Gottlob,“ rief die Mutter, „da ist es ja noch Zeit, Alles gutzumachen — da kannst du noch fortbleiben vom Schulmeister, wenn du nicht die Absicht hast, sie zu heirathen. Oder willst du sie heirathen, mein Sohn?“

Reinhold zuckte die Achsel.

„Nicht?“ fragte die Mutter besorgt, „du willst nicht?“

„Mutter,“ antwortete Reinhold etwas barsch, „frage du Fanny, ob sie mich heirathen will, und sie wird Nein sagen.“

„Das will nichts sagen,“ erwiderte die Mutter eifrig; sie hat dich lieb, Das weiß ich, Das braucht sie mir nicht erst zu sagen, Das sehe ich an dem Blicke, mit dem sich mich, deine Mutter, grüßt, seit du ins Haus kamst. Und so ein gutes Mädchen, das einen Mann recht lieb hat, ist immer bereit, einen Mann nicht zu heirathen, wenn es sich sagt, daß es der Mann nicht wieder so lieb hat, daß er nicht so glücklich mit ihr wäre, als sie es ihm wünscht; sie sagte immer Nein, und sollte ihr hundertmal das Herz darüber brechen, oder wenn sie auch als alte Jungfer sitzen bleiben oder ihren guten Ruf verlieren sollte.“

„Vielleicht ist es so,“ lächelte Reinhold mit einiger Selbstgefälligkeit.

„Wenn es so ist, mußt du sie erst recht heirathen; so ein Mädchen paßt zu jedem Manne, und sie ist so viel werth wie irgend eine gelehrte Dame, und so einem Mädchen muß man beweisen, daß sie Einen ja recht glücklich machen kann, und daß sie nur bescheiden ist.“

„Und wenn ich sie heirathe, womit sie ernähren?“ fragte Reinhold, „rückt der Vater mit seinen Thalern heraus? Er thut es nicht, und wenn es sich um hundert ehrliche Mädchen handelte.“

„Er behauptet immer,“ seufzte Frau Ott, „es sei dir nur um seine Thaler zu thun; aber wir haben noch so viele kleine Kinder, Sepp.“

„Mutter,“ sagte Reinhold, das Gespräch abschneidend und den Löffel ergreifend, „wir werden wohl über die Sache noch sprechen.

Hast du nichts aus dem Schlosse gehört? Wann werden die Besuche wieder abreisen?"

„In den nächsten Tagen, vielleicht schon morgen oder übermorgen; Herr Volkmar hat die Pferde deines Vaters zurückbehalten, um der fremden Frau ihr Gepäck nachzuschicken."

„Nun," sagte Reinhold, „so wollen wir ruhig abwarten, was die Zukunft bringt."

Während dieses Gesprächs der Mutter mit dem Sohne hatte der Vater ein anderes über denselben Gegenstand und über dieselben Personen mit dem alten Tobias. Er war herübergekommen, sobald er im Schulmeisterhause Licht bemerkte. Der alte Tobias empfing ihn lächelnd und ohne Ueberraschung, obwohl die Stunde für einen Besuch ungewöhnlich gewählt und obwohl er nicht gewohnt war, von seinem Nachbar besucht zu werden. Aber Ott war ja der Vater Reinholds, und der alte Tobias bildete sich seit einiger Zeit viel auf seinen Scharfblick ein, mit dem er entdeckte, daß sich zwischen Reinhold und Fanny etwas anspinne, etwas, was seine alte und immer hoffnungsvolle Seele mit Glück erfüllte. Gewiß, dachte er beim Eintritte Otts, gewiß ist dieser Besuch ein Vorspiel zur Anknüpfung innigerer Bande. In seiner Vermuthung wurde er noch durch die feierlich ernste Miene bestärkt, mit der sich sein Besucher ihm gegenüber an den Tisch setzte. Mit einem klugen Lächeln machte er Fanny ein Zeichen, daß sie das Zimmer verlasse, und sie ging hinaus in den Garten.

Aber wie traurig schnell fiel er aus allen seinen Himmeln, als sich Nachbar Ott, kaum daß er sich gesetzt hatte, zu ihm vorbeugte und so begann:

„Schulmeister, Ihr wißt, daß Euch die ganze Gemeinde für einen alten Narren hält" — Tobias lächelte zustimmend — „nun, Ihr seid nahe daran, allen Denen, die Euch bis jetzt nicht dafür hielten, zu beweisen, daß Ihr wirklich und wahrhaftig ein ausmachter und ungeheurer Narr und Thor seid!"

Tobias fuhr erschrocken zurück und sah Ott mit weit offenen, erstaunten und fragenden Augen an.

„Ja, reißt nur die Augen auf!" fuhr Ott fort, „und es ist wahr, wer nicht bei Zeiten die Augen ordentlich aufthut, der muß sie zu spät aufreißen. Meint Ihr, ich habe an Eurem Lächeln, da ich hier eintrat, nicht erkannt, was für Gedanken Ihr hattet? Ihr glaubtet, ich komme, als guter Papa für ein gutes Söhnlein um die Hand Eurer Nichte zu werben? Ja freilich, der Vater oder Oheim, der dergleichen erwartet, kann lange warten, bis ich als Werber für meinen Sohn vor ihn hintrete."

„Nun," stammelte der Schulmeister verlegen, „Herr Ott, Sie sind jetzt ein reicher Mann; ich weiß auch, wer Ihr Sohn ist, und daß er würdig wäre ganz anderer Partien; aber ich dachte, seine Neigung" —

„Zum Henker!" fiel ihm Ott ins Wort, „das ist es ja nicht! Im Gegentheile, ich wäre ja glücklich, wenn er eines solchen ordentlichen Gedankens fähig wäre und ein ordentliches Mädchen heirathen wollte; dann könnte vielleicht noch etwas aus ihm werden. Meinen Reichthum! Alles gebe ich ihm, wenn er was Rechtes damit anfangen will; aber der Henker hole meinen Reichthum, er hat mir meinen verlorenen Sohn wieder ins Haus gebracht, den ich als armer Mann für immer los gewesen wäre. Irrt Euch nicht, Schulmeister! setzt Euch keine singenden Vöglein in den Kopf. Dem Menschen fällt es nicht ein, ein armes Mädchen zu heirathen und sich ordentlich und mit Mühe durchs Leben zu schlagen. Der will müßiggehen, sich unterhalten und große Worte machen. Jetzt zieht er mit Eurer Nichte in den Wäldern herum, und an jedem Strauch bleibt ein Fetzen ihrer Reputation hängen. Das ganze Dorf spricht davon, und die Einen nennen Euch einen Narren und die Anderen einen schlechten Kerl, dem man von Rechts wegen sein Mündel nehmen sollte, um es unter bessere Obhut zu stellen. Mit Fanny's gutem Ruf ist es aus, ein für alle Mal, und wenn sie noch einen Mann finden will, muß sie hundert Meilen weit von hier fortziehen oder nach Amerika auswandern."

Der Schulmeister sprang erschrocken von seinem Sitze auf und rief ein über das andere Mal: „Fanny! Fanny!“ ganz unter dem Eindrucke der eben gehörten Worte und unfähig, seine Gedanken zu sammeln. Aber sein Charakter voll Vertrauen gewann bald die Oberhand. Er setzte sich, athmete tief auf und lächelte wieder. „Herr Ott,“ sagte er nach einiger Zeit, „Sie haben mich arg erschreckt, denn ich habe einen Augenblick vergessen, von wem Sie sprachen; aber Sie sprachen von Ihrem Sohne, den Sie zu allen Zeiten verkannten; ich weiß es; er hat mir in den rührendsten Worten darüber geklagt. Sie verkennen ihn jetzt wieder; er ist ein edler Mensch und wird ein armes Mädchen nicht zu Grunde richten; er wird, wenn er in der That in ein Liebesverhältniß mit ihr getreten, auch Alles thun, was ein edler Mensch in diesem Falle thut.“

„Zum Beispiele?“ fragte Ott, bitter lächelnd, „zum Beispiele, was wird er in diesem Falle thun?“

„Er wird meine Fanny heirathen.“

„So, und wie wird er sie ernähren?“

„Er hat so viele Mittel! Dieser Mann kann anfangen, was er will.“

„Und was wird er in diesem Falle wollen?“

„Ich glaube, er wird mit seinem Weibe ein stilles Loos jedem anderen vorziehen und sich eine der Menschheit nützliche Beschäftigung geben.“

„Welche, zum Beispiele?“

„Zum Beispiele, er kann hier im Dorfe mein Nachfolger und Schulmeister werden.“

Ott lachte laut auf.

„Lachen Sie, so viel Sie wollen; ich kenne seine Ansichten über den Beruf des Lehrers; er wünscht nichts so sehr, als von unten auf etwas zur Bildung und Aufklärung des Volkes beizutragen; er sagt, dieß sei die einzige wahre und solide Grundlage einer besseren Zukunft, und Ehre Dem, der an dieser Grundlage seinen Theil hat.“

Der Vater Ott lachte wieder wie vorhin. „Und Ihr glaubt, o närrischer Tobias," rief er, „daß dieser Mensch fähig ist, eine Pflicht zu erfüllen, die jeden Tag wiederkehrt? eine Arbeit zu übernehmen, die Ausdauer, Gewissenhaftigkeit, Selbstverleugnung verlangt? einen Stand zu wählen, der ohne Glanz ist, und Worte zu sprechen, die nicht wie Pauken und Trompeten klingen? Armer Tobi! Ich habe meine Pflicht gethan und Euch gewarnt. Glaubt nicht, daß es mir leicht geworden; denn es ist immer nicht leicht, gegen sein eigen Fleisch und Blut zu sprechen. Jetzt seht, daß Ihr Eure Pflicht thut, und daß Ihr nicht nachträglich bedauern müßt, was Ihr nicht vorzusehen im Stande seid."

So sprechend, erhob er sich und verließ den Schulmeister in einem Zustande der Unruhe, wie ihn dieses friedliche Gemüth bisher noch nicht gekannt hatte. Sein Vertrauen in Reinhold war zwar nicht tief erschüttert, aber er sagte sich, daß allerdings zwischen ihm und Fanny eine große Kluft sei, die sie trenne; daß es ungerecht sei, einem solchen Manne eine Schulmeisterei zuzumuthen, und daß doch andererseits keine andere Zukunft abzusehen sei, und dabei that es ihm herzlich leid, daß Fanny's Ruf, wenn auch nur vorübergehend, gelitten haben sollte. Er nahm sich vor, mit Fanny oder Reinhold zu sprechen oder auch mit Beiden. Dieser Entschluß vermehrte nur noch die Unruhe. Wie sollte er mit Fanny von Liebe sprechen? Er hatte dergleichen nie gethan, er verstand sich nicht darauf, er schämte sich vor ihr; sie war ja ein Weib! Und wie sollte er Reinhold Vorstellungen machen; ihm, den er gewissermaßen wie seinen Lehrer betrachtete! Schon in dem Gedanken lag eine Anmaßung, deren der bescheidene Schulmeister nicht fähig war.

Nie hatte er einen größeren inneren Kampf durchgemacht, und nie war er in seiner Stube so spät in die Nacht hinein auf und ab gegangen. Endlich nach Mitternacht raffte er sich auf, entriß sich diesem unbehaglichen Widerstreite in seinem Innern, setzte sich an den Tisch und las Fichte's „Bestimmung des Menschen."

Drittes Kapitel.

Während der Schulmeister Fichte's „Bestimmung des Menschen" las, hielt Frau Böcking in ihrem Salon, wo sich nach ihrem Wunsche die Familie versammelt hatte, einen Vortrag über die Nothwendigkeit, sich adeln zu lassen. Um zu beweisen, wie sehr sie von dieser Nothwendigkeit überzeugt sei, erzählte sie, welche Schritte sie schon gethan, welche Mühe sie sich schon im Vereine mit ihrem seligen Manne gegeben, um dieses Ziel zu erreichen. Wenn er noch lebte, rief sie traurig und mit zum Himmel gekehrten Augen, wäre ich heute Frau Böcking Edle v. Böckingsfeld; ja, wenn er nur zwei Monate länger gelebt hätte, der Selige, denn es war Alles schon aufs Beste vorbereitet. Die Leute bei der Landtafel, die Hofkammer, die Sekretäre des Ministers des Innern, Alles, Alles war schon für uns gewonnen und aufs Glänzendste bestochen. Ich versichere Sie, Herr Volkmar, man konnte keiner Hofrathsfrau mehr begegnen, ohne ein Sammtkleid, ein brillantenes Armband, eine kostbare Busennadel oder dergleichen, Alles, Alles von meinem Seligen herstammend, an ihr zu bemerken. Das ist wahr, theuer ist die Ehre, und wer's nicht in großem Ueberflusse hat, soll auch lieber nicht daran denken; man kann sich daran zu Grunde richten. Nun, gottlob, wir konnten es ja thun und bestehen. Wir hatten ja keine Kinder, dachten wir; da wir keine Kinder haben, wollen wir wenigstens den Adel haben. Wie gesagt, es war Alles fix und fertig, der Rapport über die Verdienste meines Seligen so schön aufgesetzt, daß ich gerührt war, als ihn uns der Hofrath von der Polizei vorlas; auch mein Mann vergoß eine Thräne. Das Wappen war schon bestimmt, ein großer Löwe mit einem Hammer in der Tatze — der Sekretär rieth, einen Bock zu wählen; das hätte glauben machen, daß das Wappen mit unserem Namen verwandt und unser Adel so alt wie der Name sei — aber ich wollte keinen Bock, ich wollte einen Löwen, das ist viel schöner. Finden Sie

nicht? Aber wie gesagt, da starb mein Seliger, und mit dem Adel war's aus; als ob ich nicht sein ganzes Vermögen geerbt hätte! Glauben Sie, daß es den Leuten eingefallen wäre, die ungeheuren Summen, die wir ausgelegt, zurückzuerstatten? Nicht im Geringsten, sie behielten, was sie hatten, und ich war um den Adel."

Agnes lachte so laut auf, daß es in dem hohen Saale wiederhallte; der Vater warf ihr einen zornigen Blick zu, aber Frau Böcking sagte, ihn begütigend: „Lassen Sie den kleinen Wildfang lachen; lächelt doch selbst Herr Heinrich, und mein theurer Neffe Edmund ist ebenfalls bereit, zu lächeln, wie immer, wenn ich diese Geschichte erzähle, die mich doch an zehntausend Dukaten kostete. Diese Jugend mit ihrem Leichtsinn und ihrer Philosophie, wie sie's nennen, versteht sich schlecht auf den wahren Werth der Dukaten und der Titel. Nun, die Zeit wird kommen, wo auch sie diese Dinge mit reiferem Verstande beurtheilen wird. Was nun die Hexe betrifft, so nehme ich der gar nichts übel, denn einmal ist sie ein verbranntes Gehirn, und dann habe ich meine Pläne mit ihr, sehr schöne Pläne!"

„Darf man wissen?" lachte Agnes, „damit man sich ein wenig darnach einrichten kann."

„Nicht, bevor du siebzehn Jahre alt bist!" antwortete Frau Böcking.

„Siebzehn Jahre?" rief Agnes — „es handelt sich also um eine Heirath?"

„Vielleicht!" lächelte Frau Böcking selbstgefällig; „ich sorg' gerne für die Jugend!"

„Haben Sie vielleicht noch einen zweiten Neffen, irgend einen verlorenen Assessor oder Kreissekretär, den Sie mir zugedacht haben, wie Sie Hedwig Ihren ältesten Neffen geben wollen?"

„Was plauderst du da?" rief Herr Volkmar erzürnt, wurde aber von Frau Böcking überschrien, die aufsprang, auf Agnes zueilte und halb ärgerlich, halb lachend sagte: „Spitzbub! was weißt du? Du hast an der Thür gehorcht? Du hast meine Briefe

erbrochen, die ich dir anvertraute, um sie auf die Post zu schicken! Bekenne!"

„Alle diese Verbrechen," sagte Agnes, uneingeschüchtert durch den Zorn des Vaters und durch die lauten Worte der Frau, „alle diese Verbrechen wären überflüssig gewesen. Das Meiste haben Sie mir selbst verrathen. Warum haben Sie in diesen vierzehn Tagen meiner Schwester Hedwig wenigstens zwanzigmal von Ihrem vortrefflichen und ausgezeichneten Neffen, dem Kreissekretär Joseph Scholle, gesprochen? und von der herrlichen Carrière, die dieser fleißige und ebenso gut angeschriebene Beamte machen werde? Warum sollte das Alles meine gute Schwester Hedwig interessiren, wenn ihr nicht der vortreffliche, ordentliche, carrière-machende, dreißigjährige, steife Vatermörder tragende Herr Kreis-sekretär Josephus Scholle als beglückende Ehehälfte bestimmt ist?"

„Sie ist wirklich eine Hexe!" rief Frau Böcking.

„Und das muß wahr sein," fuhr die Hexe fort, „sehr bereit-willig ist der gehorsame Neffe auf die Pläne der theueren, vor-sorglichen Tante eingegangen. Umgehend hat er auf ihren ersten Brief geantwortet und so auch auf den zweiten und dritten; die Sache scheint abgemacht, und ich wette, der Kreissekretär ist so sehr gewöhnt, den Befehlen seiner Oberen und seiner Frau Tante zu gehorchen, daß er jetzt schon in Hedwig aufs Heftigste ver-liebt ist."

„Sie spricht von ihm, als ob sie ihn seit zehn Jahren kennte!" rief Frau Böcking mehr erstaunt als erzürnt.

„Freilich kenne ich ihn," bestätigte Agnes. „Ist es nicht natürlich, daß ich mich nach ihm erkundigte, da es sich um den Künftigen meiner Schwester handelt? Der gute Edmund, der von allen den Plänen keine Ahnung hat, läßt sich seit zwei Wochen aufs Liebenswürdigste ausfragen und gibt mir so viel Auskunft, als ich nur verlangen kann. Heute noch, als der letzte Brief des Herrn Josephus Scholle ankam, machte er mich auf die Adresse aufmerksam und sagte: ‚Ist das nicht die Schrift einer vertrock-neten, bestaubten, hölzernen Beamtenseele?‘ Ja, sagte ich! Dann

zeigte mir Edmund die Devise des Siegels: Semper idem, das heißt: ‚Immer derselbe!‘ ‚Ja,‘ sagte Edmund, ‚so war er schon mit zehn Jahren, so wird er sein Leben lang bleiben. Denken Sie nur,‘ fügte er hinzu, ‚dieser Joseph Scholle trug schon mit zwölf Jahren einen Cylinderhut, Vatermörder und schwarzen Frack.‘“

„Das ist wahr,“ lachte Frau Böcking; „aber,“ fügte sie hinzu, „solche Leute geben die besten Ehemänner.“

„Was mich betrifft,“ versetzte Agnes mit Entschiedenheit, „so bitte ich, mich mit solchem Glücke zu verschonen.“

„Sei ruhig, Hexe,“ versicherte Frau Böcking, „dir habe ich etwas zugedacht, womit du zufrieden sein wirst.“

Während dieses Gespräches war Hedwig leise aufgestanden, um sich eben so leise zu entfernen; Edmund begleitete jedes Wort des Mädchens mit beifälligem Lächeln, während Heinrich ernst und mit gefalteter Stirne zuhörte. Es war ihm, als rückte eine Zeit mit neuen Pflichten, vielleicht mit Kämpfen heran. Frau Böcking bemerkte seine ernste Miene, und fürchtend, daß es zu ernsthaften Verhandlungen kommen könne, für die der Moment noch nicht reif sei, bat sie die jungen Leute, sie mit Herrn Volkmar, mit dem sie vor ihrer Abreise noch über allerlei wichtige Gegenstände und Geschäftsangelegenheiten zu sprechen habe, allein zu lassen. Sie bot Allen eine überaus freundliche gute Nacht und umarmte die Hexe, die sie etwas länger zurückhielt, um sie zu versichern, daß sie für sie auf eine Weise sorgen wolle, die sie zufriedenstellen werde. Agnes ihrerseits versicherte, daß Das gar nicht nothwendig sei und daß sie selbst für sich sorgen werde. „Vielleicht,“ fügte sie lachend hinzu, indem sie aus dem Saale eilte, „vielleicht habe ich es schon gethan.“

Kaum war Frau Böcking mit ihrem Gastfreunde allein, als sie ein ernsteres Gesicht machte. „Ich fürchte,“ sagte sie nachdenklich, „daß wir auf ernstere Hindernisse stoßen werden, als wir Anfangs glaubten. Das thäte mir leid; meines Neffen wegen, Ihrer Tochter wegen und, ich will es nur gestehen — auch

meinetwegen. Es geht nicht recht bei meinem Alter, eine so erwachsene Stieftochter im Hause zu haben. Das Mädchen hat ihren eigenen Kopf; wir werden Das jetzt bei dieser Heirath erfahren, und wenn aus der Heirath nichts wird, fürchte ich, werde ich es im Hause oft genug erfahren müssen."

„Sie irren," versicherte Herr Volkmar; „sie hat bis auf den heutigen Tag nie widersprochen."

„Die widerspricht nicht," sagte Frau Böcking nachdenklich, „sie schweigt — aber — eben —"

„Ich versichere Sie, verehrteste Frau, Sie irren; es ist eine Natur, die Alles mit sich machen läßt."

„Wir wollen sehen — aber sie ist nicht allein. Ich habe wohl bemerkt, welches Gesicht Ihr Herr Sohn machte, als von der projektirten Heirath die Rede war; die heutige junge Welt will von solchen verabredeten, mit praktischem Verstande arrangirten Heirathen nichts wissen, oder es ist wenigstens Ihr Herr Sohn der Art —"

„Lassen Sie mich machen," fiel ihr Herr Volkmar ins Wort, „ich habe Heinrich bis jetzt gewähren lassen, aber ich werde wieder mit meinem Willen auftreten, sobald es sich um Wichtiges handelt und sobald er den Gedanken haben sollte, sich seinem Vater zu widersetzen. Ich habe nicht vergessen, welch ein unpraktischer Mensch er ist."

„Nun, wir wollen das Alles ruhig abwarten," sagte Frau Böcking; „Sie haben mehr durchgesetzt, Sie werden auch Das durchsetzen, wenn Sie wollen. Eigentlich wollte ich Ihnen von was Anderem sprechen. Nicht umsonst und bloß um zu plaudern bin ich diesen Abend auf das Gespräch über den Adel gekommen. Sehen Sie, mein verehrtester Herr Volkmar, es scheint mir höchst unerklärlich, ein solches altadeliges Schloß mit so vielen Wappen zu bewohnen, ohne selbst adelig zu sein. Es scheint mir wie schreiende Anmaßung. Ein bürgerlicher gemeiner Name und dieses Schloß und dieser Reichthum — das paßt so wenig zusammen, wie — wie, ich weiß gar nicht wie! Sie kennen meine

Bedingungen, Herr Volkmar. Ich muß aus der gemeinen, bürgerlichen Frau Böcking wenigstens Frau von Volkmar werden. Ich sterbe nicht ruhig, wenn ich nicht ein Wäppchen auf meinem Wagen und ein Von vor meinem Namen habe.

„Aber, verehrteste Frau Böcking, ich halte so wenig auf dergleichen —"

„Aber, verehrtester Herr Volkmar, ich halte so viel darauf! Glauben Sie," rief Frau Böcking stolz, „es wäre mir so schwer, einen Titel zu bekommen? Nicht im Geringsten. Ich brauche nur meine zwei Hände zum Fenster hinauszustrecken, um an jedem Finger einen Grafen oder Freiherrn hängen zu sehen; aber sie sind Alle ruinirt, und ich habe keine Lust, mein ganzes Vermögen herzugeben, um adelige Schulden zu zahlen. Dazu bin ich zu sehr die praktische Frau Böcking. Ich begnüge mich mit einem einfachen ‚von' oder ‚Edler von' oder ‚Ritter von' bei einem soliden Vermögen. Es ist das Einzige, was ich von Ihnen verlange; dafür gebe ich Ihnen alle meine Wälder, Hämmer, Hochöfen, Maierhöfe zur freiesten Verfügung. Fangen Sie damit an, was Sie wollen, schalten und walten Sie damit ganz nach Herzenslust. Ich weiß es ja, daß Sie große Pläne damit haben, daß Sie glauben, Ihre und meine Einkünfte verzehnfachen zu können, daß Sie der Gedanke nicht ruhen läßt, wie unsere beiden Güter vereinigt ein so herrliches Ganzes geben würden. Nehmen Sie Alles hin, verwirklichen Sie Ihre liebsten Pläne, aber geben Sie mir dafür ein einfaches ‚von'!"

Herr Volkmar lächelte zu der Aussicht, die ihm die reiche Frau eröffnete und die in der That die Verwirklichung seiner liebsten Pläne enthielt, wie ein junges Mädchen vor sich hin lächelt, wenn es von Liebe und Liebesglück träumt, und er sagte: „Mit größtem Vergnügen würde ich auf Alles eingehen, was Sie von mir verlangen, verehrteste Frau Böcking, aber ich habe mich um diese Dinge nie gekümmert, ich habe meinen bürgerlichen Widerwillen oft gegen Diejenigen ausgesprochen, dir mir solche Ehren anboten; ich würde mich schämen, nun vor sie hinzutreten

und sie aufzufordern, daß sie die nothwendigen Schritte für mich thun."

„Ueberlassen Sie das Alles mir," rief Frau Böding rasch; „ich habe in diesen Dingen Erfahrung, ich kenne die Leute, die dergleichen einzurichten wissen; ich habe sie schon einmal gekauft und werde sie zum zweiten Male zu kaufen wissen, und zwar wohlfeiler als das erste Mal, da Sie schon so viel von mir bezogen haben. Seien Sie ruhig, kümmern Sie sich um nichts; eines Tages werde ich vor Sie hintreten und Sie als Herrn v. Volkmar begrüßen, und Alles wird fix und fertig sein. Vierzehn Tage darauf bin ich Frau v. Volkmar, und Sie sind unbeschränkter Herr eines unendlichen Waldgebietes und aller meiner Hämmer, Hochöfen und Gruben."

Herr Volkmar lächelte wieder und schlug in die dargebotene Hand der künftigen Frau v. Volkmar; der Handel war abgeschlossen, und sie erklärte, schon am nächsten Morgen abreisen zu wollen, um die große Angelegenheit sofort in Angriff zu nehmen.

Es war vielleicht in demselben Augenblicke, daß auch in der Stube Heinrichs zwischen diesem und Agnes einerseits und zwischen Edmund andererseits ein Vertrag abgeschlossen wurde, und dieser lautete dahin, daß der neue Freund Edmund, den man längst wie einen alten Freund behandelte und betrachtete, so oft als möglich herüber nach Steinthal kommen solle; selbst wenn die Tante nicht käme, solle er zu Pferde steigen und herüber reiten, um einige Tage mit den Freunden zu verleben. Zur Bekräftigung des Vertrages reichte man sich die Hände, und da bemerkte man, daß Hedwig nicht zugegen war.

„Wo ist sie?" fragte Heinrich; „ich will sie rufen."

„Sie ist schwerlich im Schlosse," sagte Agnes.

„Um diese Stunde? wo kann sie sein?"

„Ich errathe es vielleicht," seufzte Agnes. „Vielleicht thun wir gut, wenn wir uns überzeugen, daß meine Vermuthung richtig ist. Komm mit mir, Heinrich; ich will dir zeigen, wo sie ist. Vielleicht erfährst du bei dieser Gelegenheit Manches,

was du wissen mußt und was du mir nicht glauben würdest; du bist eine viel zu edle und vertrauensvolle Seele, um das Schlechte zu errathen, wenn du es nicht mit eigenen Augen siehst und mit eigenen Ohren hörst. Du siehst weniger wie ich, weil du nicht so verdorben bist wie ich, und so viel Mißtrauen —"

Die beiden jungen Männer lachten laut auf.

„Lacht nur," fuhr Agnes ernst fort, „ihr werdet euch überzeugen, wie Recht ich habe. Kommen Sie auch mit, Edmund; Sie gehören zur Familie, und ich habe keine Geheimnisse vor Ihnen. Sie haben heute Nachmittags schon etwas gesehen, Sie werden jetzt die Fortsetzung sehen."

Agnes führte die jungen Männer aus dem Schlosse, durch das Dorf. Als sie sich der Schulmeisterwohnung näherten, gab sie ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß sie nunmehr vorsichtig und leiser aufzutreten hätten. Wie eine Katze schlich sie um den Hof des Schulmeisters, längs der Stakete, die den Garten umschloß, sprang rasch, doch geräuschlos über die Stellen, die hell vom Monde beschienen waren, und winkte dann, von der schattigen Stelle aus, ihren Begleitern, ein Gleiches zu thun, bis sie hinter dem Garten anlangten, an einem Platze, wo er bloß durch eine lebende Hecke geschlossen war. Einen rauschenden Mitternachtswindzug benützend, der die Zweige lärmend aneinander schlug, bog sie das Gebüsch auseinander und schlüpfte hinein, immer das Gesträuch auseinander haltend, daß ihr die beiden jungen Männer folgen konnten. Ungesehen blickte sie von diesem Verstecke aus in eine Allee von kleinen Apfelbäumen, die zum Theil im Schatten lag, zum Theil vom Monde beschienen war, und in der zwei weibliche Gestalten auf und nieder gingen.

„Die rechts ist Hedwig," flüsterte die Hexe.

„Und die Andere?" fragte Edmund.

„Des Schulmeisters Nichte, Fanny; dieselbe, die Sie heute Früh vom Hügel aus weinen sahen."

„Wie bleich und traurig sie aussieht," flüsterte Edmund, „und sie ist so hübsch."

„Das darf Sie nichts kümmern," erwiderte Agnes, „da Sie von Ihrem Schicksale, der Tante, mir bestimmt sind."

Edmund wollte antworten, als sich die beiden Mädchen näherten und ihm Agnes durch ein Zeichen Schweigen gebot.

„Ach, hättest du eine Ahnung von den Qualen," sagte Hedwig mit zitternder Stimme, „die ich diese ganze Zeit hindurch getragen habe. Ich wußte dich allein mit ihm, ich sagte mir, daß er mich gänzlich vergessen müsse, daß ihr glücklich seid. Ich sah nur euch, ich dachte nur an euch, ich war neidisch, eifersüchtig — wie oft, Fanny, hätte ich dich in Gedanken ermorden mögen — dich und ihn auch."

„Und alle diese Qualen," erwiderte Fanny mit ruhiger Stimme, in fast trockenem Tone, „alle diese Qualen sind nichts im Vergleiche mit dem Jammer, den ich durchmachte. Ist es nicht schlimmer als alle Eifersucht, jeden Tag ein Stück seiner Täuschung fallen zu sehen? allen Glauben zu verlieren und im Herzen ein Gefühl zu haben, als ob man jede Stunde um Jahre älter würde, als ob Alles in der Seele austrocknete? So war mir's. Das war ein jämmerlicher Traum, daß ich wenigstens vierzehn Tage lang glücklich sein wollte; es waren vierzehn höllische Tage, in denen ich fortwährend gegen die Wahrheit kämpfte. Ich wollte mich berauschen, um wenigstens im Rausche an Glück zu glauben, und ich that Alles und erlaubte Alles, um diesen Rausch zu erreichen. Umsonst! der Rausch dauerte nicht eine Minute, die Reue und der Widerwille gegen mich selbst und gegen die Welt dauerte die Tage und Nächte hindurch."

Sie entfernten sich wieder. Die Lauscher schwiegen; es hatte Keiner den Muth, an den Anderen ein Wort zu richten. Agnes zog das Tuch, das sie um den Kopf geworfen hatte, über dem Gesichte zusammen und schlüpfte aus dem Gebüsche heraus ins freie Feld, wo sie sich in den Schatten eines Baumes setzte und die Stirn in beide Hände legte.

Heinrich und Edmund lauschten noch einem Bruchstücke des Gespräches, als die Mädchen sich zum zweiten Male näherten.

„Du sagst ja selbst," hörten sie Hedwig sprechen, „daß du ihm nur wie ein Spielzeug gedient hast — vielleicht liebt er dann mich. Er hat es mir ja geschworen."

„Glaubst du," erwiderte Fanny, „daß man mit einem Mädchen so leben kann, während man eine Andere liebt?"

„Wir kennen die Männer nicht. — Vielleicht!"

„Nein!" rief Fanny entschieden, „wer hier liebt, kann dort nicht lügen. Willst du noch jemals etwas von Liebe hören, wenn es nicht wahr ist, daß sie jede Lüge vernichtet? Hedwig, sei glücklich, daß du eine solche Erfahrung vor dir hast; ein Geschöpf, das er um jede Möglichkeit künftigen Glückes brachte, das er entwürdigte und erniedrigte. Lasse dich abschrecken und lasse ab von ihm!"

„Ich kann nicht!" seufzte Hedwig.

Sie hielt inne und lehnte sich an einen Baum, als ob sie nicht fähig wäre, auf ihren Füßen zu stehen. Dann wandte sie sich rasch wieder zu Fanny und sagte: „Vielleicht thust du ihm Unrecht! Sein Vater ist bei deinem Oheim; vielleicht will er für den Sohn und in seinem Auftrage um deine Hand anhalten."

Fanny legte den Arm um Hedwigs Hals und sagte bitter lächelnd: „Armes Geschöpf, jetzt hoffst du schon auf dein Unglück, um nur dir ein Stück deines Glaubens an Reinhold zu retten. Du wünschest, daß er ehrlich sei, und zitterst davor. Ich vermuthe, ich bin überzeugt, daß sein Vater vor seinem Sohne warnt, wie ich dich jetzt warne. Er kommt zu spät, und seine Warnung ist überflüssig. Reinhold wird seinen Fuß nicht wieder über unsere Schwelle setzen; ich habe es ihm verboten. Er hat zwar widersprochen, aber er wird nicht wiederkommen. Ich weiß es — aber bei euch im Schlosse wird er wieder erscheinen, sobald euer Besuch fort ist. Aber vergiß es dann nicht: es ist nichts in ihm als Lüge. Ach, du wirst es vergessen, wie ich es auch vergessen habe, weil ich es vergessen wollte."

Hedwig lehnte sich wieder an den Baum, umschlang ihn mit dem einen Arme, während sie die andere Hand auf die Augen

drückte, als wollte sie die Thränen zurückhalten, die unter Schluchzen gewaltsam hervorbrachen.

Heinrich hatte während dieses Gespräches die Hand Edmunds ergriffen und sie krampfhaft gedrückt. Als Hedwig zu schluchzen begann, ließ er sie fahren, und mit dem Rufe: „Ich habe ein Verbrechen begangen!“ stürzte er aus dem Gebüsche hervor und umschlang seine Schwester mit beiden Armen.

„Reinhold!“ rief Hedwig, „du bist es? Nicht wahr, mich wirst du nicht betrügen?“

„Ich werde dich nicht betrügen lassen, meine Schwester,“ rief Heinrich mit bebender Stimme; ich werde meine Thorheit, meine Verblendung, mein Verbrechen wieder gut machen. Ich werde mich zwischen dich und alle Lügner der Welt stellen. Ich werde ihn züchtigen, den Elenden —“

Hedwig fuhr zusammen, als sie Gesicht und Stimme des Bruders erkannte. Sie wand sich aus seinen Armen los und sah ihn mit starrer Miene an.

„Du hast mich belauscht, Heinrich,“ sagte sie mit harter Stimme, „ich habe dich in meine Geheimnisse nicht eingeweiht, und ich höre aus deinem Munde nicht gerne solche Ausdrücke, wenn du von einem Manne sprichst, den du uns als deinen Lehrer und Freund und als das Ideal deiner Jugend zuführtest. Wenn ich ihn nun liebe, so ist dieß eine Sache meines Herzens, die ich allein abmachen möchte, und wenn ich mein Glück hinwerfen will, so ist mir vielleicht mein Unglück theurer als alles Glück, das mir in der Familie mit viel Vernunft und Vorsorglichkeit zubereitet wird. Ich werde für mich zu sorgen wissen.“

Sie kehrte ihm den Rücken und eilte der Gartenthür zu; Fanny war schon bei seinem Erscheinen ins Haus geflohen. Er ließ die Arme sinken und stand sprachlos, vor sich hinstarrend, da. Nur einen Augenblick fühlte er sich durch die harte Zurückweisung seiner Liebe gekränkt; dieses Gefühl machte rasch dem Bewußtsein Platz, daß er hier vor einem Unglücke stehe, das sich schon tief eingewurzelt, und zwar in einem harten Boden, und von dem er

ahnte, daß es schwer zu bekämpfen sein werde. Zugleich stürmten die Vorwürfe auf ihn ein, daß er die erste Ursache dieses Unglückes sei, da er wie ein Knabe gehandelt, der keinen der Charaktere, um die es sich hier handelte, zu beurtheilen und sich danach zu benehmen verstanden. Es fiel ihm wie ein Schleier von den Augen, und er sah Reinhold, wie ihn Fanny geschildert hatte. Sollte sich Hedwig nicht täuschen lassen, da er, der erfahrene Mann, der in der Welt gelebt, so lange seine Täuschungen bewahrt hatte? Die Härte seiner Schwester war eine gerechte Strafe dafür; sie durfte ihn dafür hassen und verachten. Wie ungenügend kam er sich vor, wie schien er sich selbst anmaßend, die weise und vorsorgliche Mutter vertreten und ersetzen zu wollen. Muthlos ließ er die Arme sinken und seufzte: „Jetzt sollte sie leben! Jetzt sollte sie zu Hülfe kommen! Mutter!“ rief er flehend und wendete unwillkürlich seine Augen den Sternen zu. „Mutter! Deine Liebe kann nicht gestorben sein! Wo du immer weilst im unendlichen All, komme! hilf!“

Agnes faßte ihn an der Hand und zog ihn aus dem Garten. Sie fühlte, als sie sich an seinen Arm hängte, daß sein Herz klopfte, und sie führte ihn, ohne daß er es merkte, zwischen den Feldern auf und ab, bis ihn die milde, kühle Sommernachtluft beruhigte. Edmund ging neben ihr einher, und wie der Mond auf die Gefilde, so blickte des „Freundes Auge mild“ auf das klare, ruhevolle, doch so sehr von Liebe verklärte Gesicht des klugen Kindes herab. Es war ihm plötzlich, als trete er aus der Einsamkeit heraus, in der er bisher, früh von seiner Familie getrennt, neben der Tante gelebt, und er sagte sich, daß ihn kein Geschick mehr von diesen Menschen, vor Allem von diesem Kinde, trennen könne.

Als sie, ins Dorf zurückkehrend, am Ott'schen Gehöfte vorbeikamen, sah Heinrich zu Reinholds Fenster hinauf, das dunkel war. „Er schläft,“ sagte Heinrich bitter und ballte unwillkürlich die Faust dem Fenster entgegen. — „Wo ihn fassen? Was mit ihm anfangen?“ murmelte er, indem er die geballte Faust gegen

seine Stirne führte. „Er entschlüpft Allen mit einem Worte, wie ein Schall, wie eine Luftblase."

„Mit Dem," sagte Agnes, „ist leicht fertig zu werden; da liegt's nicht — aber Hedwig."

Das erinnerte Heinrich wieder an Hedwigs Worte. „Wie sie mich zurückstieß!" sagte er gekränkt; „ich vermag nichts über sie."

Agnes, errathend, welche Gedanken sich mit diesen Worten bei Heinrich verbinden mußten, sagte tröstend: „Du hast dir darüber keine bösen oder anklagenden Gedanken zu machen. In diesem Falle wäre sie gegen die Mutter ebenso gewesen. Ihr darf man nicht rathen und helfen wollen. Die Mutter hat es immer gesagt, Hedwig muß man allein ihrem Glück oder Unglück entgegengehen lassen. Kein Mensch kann jetzt Reinhold von ihr trennen; das wird nicht eher geschehen, als bis sie empört ihn selbst von sich stößt. Bis dahin wird ihr Alles gleichgültig sein, was um sie her und mit den Anderen vorgeht."

Heinrich war längst gewöhnt, auf die Worte der Hexe wie auf den Rath einer erfahrenen Person und auf Wahrheiten zu horchen, und dieß umsomehr, als sie sich immer auf Worte und Ansichten der Mutter berief, die in ihr fortzuleben schien und an deren geringste Aussprüche aus frühesten Zeiten sie sich mit einer erstaunlichen Frische und Genauigkeit erinnerte. Aber er fühlte sich gedemüthigt und schwach, sich in diesem Falle, da er zuerst in einer wichtigen Angelegenheit als Schützer und Rather auftreten sollte, zur Unthätigkeit verdammt zu sehen.

Viertes Kapitel.

Der Lärm, den die Abreise der Frau Böcking verursachte, ließ die Ereignisse der letzten Nacht für einen Augenblick in den Hintergrund treten. Die Niedergeschlagenheit, die sich auf den Gesichtern der Geschwister malte, nahm die Dame für Trauer

des Abschiedes; sie tröstete sie mit der Versicherung, daß sie, sobald nur gewisse wichtige und dringende Geschäfte, die sie in die Residenz riefen, abgemacht seien, auf längere Zeit, vielleicht auf sehr lange Zeit wiederkommen werde. Indessen wollte sie ihren Edmund so oft als möglich schicken. Indem sie noch jeden Einzelnen ihrer Gunst versicherte und der zahlreich versammelten Dienerschaft wie eine Königin ihrem Volke zunickte, stieg sie in den Wagen und rollte mit Edmund, der schweigend Abschied genommen hatte, davon. Wenige Stunden nach ihr verließ auch Herr Volkmar das Schloß, um sich in die Wälder zu begeben und für die bevorstehende Vereinigung seiner Güter mit den Böcking'schen die ersten vorbereitenden Schritte zu thun.

Im Schlosse war es mit Einem Male so leer und stille, wie vor dem Besuche, ja stiller und trauriger, und fast wünschte man die lärmende Frau wieder zurück, um durch den Lärm betäubt und durch ihre Gegenwart von Gesprächen abgehalten zu werden, die Eins vom Anderen, das ist Hedwig von Heinrich und umgekehrt, fürchtete. Edmund hatte eine Lücke zurückgelassen, und Agnes gestand, daß sie nunmehr wisse, was die berühmte Sehnsucht sei. Im Schlosse herumwirthschaftend, um Alles wieder auf den vorigen Stand zurückzubringen, sang sie allerlei Lieder vor sich hin. Sie dichtete wieder, und zwar, wie sie Heinrich versicherte, nichts als Sehnsuchts- und Liebeslieder. Sie war die Einzige, die sprach und sich hören ließ.

Wieder saß man in der kleinen Stube beisammen, aber anders als sonst. Alfred arbeitete mit unausgesetztem Fleiße, denn der Vater hatte ihm angekündigt, daß er im Herbste in die Stadt und auf die Schule kommen solle: ein Entschluß, der mit Heinrichs Wünschen zusammenfiel und den Herr Volkmar gefaßt hatte, weil er es für gut hielt, daß Frau Böcking so wenig Stiefkinder als möglich im Hause vorfinde. Hedwig, dachte er, werde dann verheirathet werden, und Heinrich werde in die Stadt zurückkehren. Agnes werde nicht stören, da Frau Böcking ihre Gunst auf sie geworfen habe. Während Alfred arbeitete, saß Hedwig in der

tiefen Fensternische, auf ihre Arbeit oder in den Park, selten aber in die Stube sehend. Eine eiserne Maske der Ruhe bedeckte ihr Gesicht. Heinrich ging in der Stube auf und ab und erwartete den Besuch Reinholds. Er hatte Befehl gegeben, daß man ihn in den Vorsaal ebener Erde rufe, wenn Reinhold ankommen sollte.

Reinhold kam in der That schon am nächsten Tage nach der Abreise der Frau Böcking; da er aber auf dem gewohnten Wege nach der kleinen Stube von einem Diener aufgehalten und in den unteren Saal geführt wurde, um daselbst Heinrich zu erwarten, legte sich seine Stirn in besorgte Falten, und bevor Heinrich unten ankam, war er aus dem Schlosse verschwunden und kam nicht wieder. Heinrich fühlte sich nicht veranlaßt, ihn aufzusuchen. Da er von selbst ausblieb, war der nächste Zweck, den sich Heinrich vorgesetzt hatte, erreicht, und was sollten fernere Auseinandersetzungen mit einem Manne, dessen Worte nichts bewiesen und keine Bürgschaft gaben? Bei dem Charakter Hedwigs fürchtete er auch aufs Neue ihren Widerspruch zu erwecken, wenn sie denken mußte, daß Reinhold in Folge einer Ausweisung aus dem Schlosse hinwegblieb. Sie war ruhig; vielleicht kam sie zur Besinnung. Aber ihre Ruhe verbreitete eine unheimliche Atmosphäre über die kleine Gesellschaft der Geschwister; es war Heinrich immer, als schwebe eine Gefahr in der Luft, und die Kälte, ja die Lieblosigkeit, die ihm Hedwig seit jenem Abende, manchmal sogar mit einiger Ironie bewies, erfüllte ihn mit einer öden Trauer. Mehr als je sehnte er sich nach dem lieben Freunde Willibald zurück, der es verstanden hatte, die traurigsten Zeiten seines Elendes zu erwärmen, und um nur seinen liebenden Geist auch in der Ferne zu spüren, schrieb er ihm jetzt öfter als zu Anfang seines Aufenthaltes in Steinthal, theilte ihm Alles mit, was um ihn her vorging, was er hoffte und fürchtete, und bat ihn dringender, sein Versprechen zu halten und so bald als möglich nach Steinthal zu kommen. Und lebendiger als je trat jetzt das Bild Mariens vor ihn und beklagte er die nothwendige Trennung von einem Wesen, das nur tröstend, liebend, auf-

richtend wirken konnte. Er bildete sich ein, daß er sie vorzugsweise Hedwigs wegen herbeiwünschte, da es ihrer Wärme und sanft und ausdauernd wirkenden Milde allein gelingen könne, das Eis zu zerthauen, das Trotz und Eigenwille um dieses eigenthümliche Herz und seine innere Flamme lagerte. Was ist aus der guten Marie geworden? Willibald in seinen Briefen schwieg von ihr; vielleicht weil er fürchtete, in der Brust des Freundes eine nutz- und zwecklose Sehnsucht zu erwecken; vielleicht wollte er ihm nur ein reuiges Gefühl ersparen. Denn Heinrich war es manchmal, als ob er Marien gegenüber etwas zu bereuen habe. In der Erinnerung schien es ihm, als hätte er Manches gethan, um die Liebe, die sich ihm in den letzten Tagen seines Aufenthaltes in der Residenz, in den Tagen des Schmerzes so herrlich offenbarte, zu wecken und zu nähren, und da er sie nun verlassen, war es ihm, in seiner jetzigen Neigung, Alles von der traurigsten Seite anzusehen, als hätte er an ihr etwas verschuldet, was mit dem Verbrechen Reinholds an Fanny und seiner Schwester einige Aehnlichkeit hatte. Und diese Selbstquälerei vermehrte nur die Sehnsucht, sie wieder zu sehen und seine Schuld zu sühnen, flößte ihm aber auch eine gewisse Furcht ein, Willibald ausdrücklich um ausführliche Mittheilungen über sie und ihr Schicksal zu bitten.

So gingen stumme, innerlich bewegte Tage dahin, ohne die Befriedigung, die er früher immer gefühlt, eine heilige Pflicht zu erfüllen. Hatte er sie denn Hedwig gegenüber erfüllt? Und jetzt noch, da er die Gefahr kannte, die über ihrem Haupte schwebte, was that er, um sie abzuwenden? Was konnte er thun?

Hedwigs Wesen hatte sich in dieser kurzen Zeit bedeutend verändert und eine gewisse Unnahbarkeit angenommen, obwohl sie über alltägliche Gegenstände gesprächiger war als sonst. Sie trug den Kopf höher, ging aufrechten Ganges, etwas herausfordernd einher und schien viel größer geworden; sie war mit Einem Male eine schlanke, imponirende Gestalt. Ueber ihr ganzes Benehmen und Handeln war eine Ruhe ausgegossen, die verrieth,

daß große Entschlüsse in ihr feststanden, und doch zeigte die Blässe ihres Gesichtes und die bald glänzenden, bald matten Augen, daß dieser Ruhe ein harter innerer Streit vorausgegangen oder daß er noch fortdauere.

Heinrich hoffte wieder, und da er sie eines Tages allein im Parke auf und ab gehen sah, näherte er sich ihr, legte ihren Arm in den seinen und setzte den Spaziergang mit ihr fort.

„Hast du mir noch nichts zu sagen, Hedwig?“ fragte er nach einiger Zeit mit bittender Stimme.

„Nein!“ erwiderte Hedwig kurz.

Heinrich wollte diese trockene Kürze nicht verstehen und sagte: „Das ist vielleicht gut. Nicht, Hedwig?“

Hedwig schwieg.

„Du weisest mich wieder zurück, meine Schwester,“ fuhr Heinrich ruhig fort, „du gönnst mir deine Geheimnisse nicht, du sagst mir nicht, was du wünschest, wozu du dich entschließest, aber das Recht der Theilnahme an deinem Schicksale solltest du mir doch gönnen.“

„Mein Bruder,“ erwiderte Hedwig, „du meinst es gut; ich danke dir. Aber ich habe es niemals verstanden, wie man einen Vertrauten haben kann.“

„Das ist traurig!“ seufzte Heinrich.

„Vielleicht, aber es ist so.“

„Hast du nicht Fanny vertraut?“

„Nein! Das that nicht noth, wir erriethen einander, wir hatten dasselbe Schicksal, dasselbe Gefühl.“

„Und ich, dein Bruder, der für dein Glück zittert, soll neben dir einhergehen und dich unthätig deinem Verderben entgegeneilen sehen? Was soll ich thun?“

„Zeige mich dem Vater an, daß er mich einsperre! Oder thue du es; als ältester Bruder hast du Autorität und Recht genug dazu, und der Billigung unseres Vaters kannst du gewiß sein.“

Heinrich hielt in seinem Gange inne und sah sie erstaunt

an. Sprach sie ernst, verkannte sie ihn bis zu dem Grade, oder spottete sie seiner? Sie sah ihm wieder ins Gesicht, und er las all Das zugleich in ihren Blicken und Zügen: Verkennung, Ernst und Ironie. Er schlug die Hände zusammen und ließ die Arme sinken, als sich Hedwig dem Schlosse zuwendete, den Arm ausstreckte und mit demselben gemischten Ausdrucke fortfuhr:

„Sieh, Heinrich, dieser Thurm ist ein Ueberrest des alten Feudalbaues, der früher an dieser Stelle stand; er ist fest. In seinem letzten Stockwerke ist noch eine Stube erhalten und sehr wohl bewohnbar. Das Fenster ist eng und ein Entkommen unmöglich oder wenigstens sehr schwer."

Heinrich sagte sich, daß sie wie im Wahnsinn spreche, und doch war er es, der sie wie ein Verirrter ansah und wie ein Irrsinniger ihrem Finger folgte, der auf den alten Thurm deutete, während sie ruhig, mit höchster Besinnung und klarem Ausdrucke sprach. Er begriff sie nicht, er suchte sich zu fassen und drückte, außer sich vor Schmerz, beide Hände vor die Augen. Als er wieder zu ihr sprechen wollte, war sie verschwunden.

Agnes erschrak über das verstörte Gesicht, mit dem er noch in seine Stube trat. Sie drang in ihn und wollte die Ursache wissen. Er erzählte ihr Alles und brach in Klagen aus, daß Hedwig seine Sorge und Qual um ihr Glück mit Hohn erwidere. Agnes aber schüttelte den Kopf, dachte einige Minuten nach und sagte dann: „Darüber, mein Bruder, kannst du dich beruhigen, Spott ist nicht in ihrem Wesen, und trotz Allem liebt sie dich zu sehr, als daß sie deine Sorge und Liebe verhöhnen könnte. Ich glaube daran nicht, und wenn sie bei ihren Worten noch so höhnisch gelacht hätte, was sie gewiß nicht gethan hat. Dahinter steckt etwas ganz Anderes."

„Was sollte es sein?" fragte Heinrich, in der Hoffnung, von dem hellsehenden Kinde, wie schon oft, Aufklärung und Trost zugleich zu erhalten.

Agnes neigte den Kopf und zog die Stirne zusammen, beschäftigt, sich allerlei Gedanken in ihrem Geiste zurechtzulegen,

dann rief sie mit Einem Male: „Das ist es, sie will eingesperrt sein.“

„Wie?“ fragte Heinrich erstaunt.

„Ja, ganz richtig,“ fuhr Agnes rasch fort, „die Sache ist klar. Gespottet hat sie nur, um ihre wahre Absicht halb zu verbergen, und weil sie sich doch nicht so ganz offen aussprechen kann. Ja, ja, sie will eingesperrt sein; sie hat Angst vor sich selber, vor ihrem Eigenwillen, vor ihrem Eigensinn. Sie kann nicht nachgeben, das weiß sie, und möchte gezwungen sein. Das ist es, gewiß, das ist es.“

„Ist sie so kindisch,“ fragte Heinrich, etwas beruhigt und beinahe lächelnd, „kann sie glauben, daß ich zu solchem Mittel —“

„Warum nicht?“ unterbrach ihn Agnes.

„Agnes!“ rief er unwillig.

„Da sie es will,“ fuhr Agnes ruhig fort — „sie will zurückgehalten sein vom Abgrund, an dessen Rande ihr zu schwindeln beginnt und in den sie sich stürzt, weil sie es gesagt hat — so ist sie — so sind wir Weiber.“

„Niemals,“ rief Heinrich, „werde ich ihr mit solchen Mitteln entgegentreten.“

„So müssen wir,“ fuhr Agnes fort, „wenigstens auf unserer Hut sein, denn es steht uns gewiß etwas bevor.“

Schon nach wenigen Tagen sollte der Gedanke Agnesens, ihre Absicht, vielleicht auch, wenn sie Recht hatte, der Absicht ihrer Schwester gemäß, verwirklicht werden, wenn auch in etwas anderer Weise.

Herr Volkmar kam aus den Wäldern zurück, und zwar, wie man gleich bei seinem Eintritte in die Wohnung merken konnte, in sehr erbitterter Stimmung. Er hatte in solchen Fällen gleich im Thorwege etwas zu tadeln, oft sogar solche Anordnungen, die er selbst getroffen hatte, und schalt die Hälfte der Dienerschaft, bevor er auf seiner Stube anlangte. Seinen Kindern sagte er nichts, aber sie bekamen nur mürrische Gesichter zu sehen. Ihre Grüße nahm er kalt entgegen und setzte sich, ohne ein Wort zu

sprechen, an den Tisch, wo er dann seine Mahlzeit stumm verzehrte, wenn er nicht Dieß oder Jenes an den Speisen zu tadeln hatte. So war es auch heute, und doch würde Jeder, der ihn eine halbe Stunde früher durch den Wald hatte fahren sehen, geglaubt haben, daß er dieß Mal in der glücklichsten Stimmung und gerne zu seinen Kindern wiederkehrte. In der That hatte er sein einsames Haus am entgegengesetzten Ende seines Waldes auf das Heiterste verlassen; während seines ganzen dießmaligen Aufenthaltes war ihm Alles nach Wunsch gegangen; die Anstalten, die er zur künftigen Vereinigung seines Gutes mit dem Böcking'schen traf, stießen nirgends auf Hindernisse; die jenseitigen Beamten kamen ihm auf höheren Befehl, und als ob er bereits ihr Herr wäre, auf das Bereitwilligste entgegen und gaben ihm Auskunft, die seine höchsten Erwartungen noch weit übertrafen. Er fühlte sich wie ein Mann, der seine Macht und seinen Reichthum um mehr als das Doppelte plötzlich vermehrt und seine Wirksamkeit wie über eine neue Provinz ausgedehnt sieht. Er machte neue Pläne, wie er mit dieser Macht in den Händen neue Reichthümer und neue Macht erwerben werde, und solche Pläne heiterten sein Gemüth aufs Unwiderstehlichste auf. Er nahm sich vor, seinen Kindern für ihr Benehmen gegen Frau Böcking zu danken und ihnen den dankbaren, liebenden Vater zu zeigen. Diese guten Entschlüsse wurden durch einen Freund der Kinder zunichte gemacht.

Herr Ott, der sein Gehöfte ausdehnen wollte, hatte ihm zu diesem Zwecke Bauholz abgekauft und befand sich im Walde, um die Fällung zu überwachen. Herr Volkmar, der an der Stelle vorüber kam, ließ seinen Wagen halten, um seinen Kunden zu begrüßen, im Grunde aber, um nachzusehen, ob nicht auch andere als die bezeichneten Stämme gefällt worden. Da er sah, daß Alles richtig war, lud er Nachbar Ott ein, in den Wagen zu steigen und mit ihm ins Dorf zurückzukehren, was dieser gerne annahm.

Ott, der von jeher ein Freund der Schloßkinder gewesen,

kam, nachdem man einige Zeit von Geschäften gesprochen, auf diese, und zwar wie immer mit großem Lobe. Er glaubte jede Gelegenheit benützen zu müssen, um diesen Vater für seine Familie günstig zu stimmen; er that es in jenem Gefühle und aus dauernder Dankbarkeit gegen die verstorbene Mutter. Gewöhnlich hörte Herr Volkmar kalt und gleichgültig zu und brachte das Gespräch bald auf einen anderen Gegenstand. Heute horchte er mit Wohlgefallen, stimmte dem Lobredner seiner Kinder lebhaft bei und nahm das Gespräch selber auf, wenn es der gute Ott fallen ließ. Diese auffallende Veränderung im Wesen des Waldherrn machte den alten Vater Ott nachdenklich. Er hatte sich diesen selben Morgen vorgenommen, über eine gewisse Angelegenheit mit Heinrich zu sprechen; jetzt fragte er sich, ob es nicht besser wäre, geradenwegs mit dem Vater anstatt mit dem Sohne zu sprechen. Am Ende, sagte er sich, ist es besser, ich wende mich an diesen, der gewohnt ist, mit Strenge und Kraft dreinzugreifen, und diese wird hier vielleicht besser am Platze sein, als die Sanftmuth Heinrichs. Dieser täuscht sich zu sehr über meinen ungerathenen Sohn und wird mich wieder mit einer Predigt über meine Ungerechtigkeit entlassen, während mir dieser Alte, der immer lieber das Schlechte voraussetzt, gleich glauben wird, so bald ich ihm etwas Schlechtes vom Sepp erzähle, den er ohnedieß von jeher für ein verlorenes Subjekt gehalten. Am Ende ist es auch Pflicht, solche Dinge von Vater zu Vater zu verhandeln, und wenn es zu einem schlechten Streiche kommt, soll der alte Volkmar und soll die Welt nicht glauben, daß ich dazu geschwiegen habe, oder daß ich es gutgeheißen habe, weil es sich um ein reiches Mädchen für meinen Sohn handelte. Nach dieser Reflexion, und doch noch nicht ganz überzeugt, daß er recht thue, beugte er sich vor, legte beide Hände flach aneinander und sagte, indem er sie zwischen beide Knie preßte: „Indessen ist es bei den besten Kindern immer nothwendig, auf seiner Hut zu sein.“

Herr Volkmar, der längst was Anderes dachte und im Fahren seine vorüberfliegenden Fichten betrachtete — man sagte

von ihm, daß er, wie Cyrus jeden seiner Soldaten, jeden Baum seines Waldes kannte — hörte nicht auf diesen allgemeinen Satz, und Ott war gezwungen, sich zu räuspern und zu wiederholen: „Ja, ja; es ist immer höchst nothwendig, selbst bei den besten Kindern.“

„Ja,“ erwiderte Herr Volkmar, immer in den Wald hinaussehend, „wenn man Erfahrungen gemacht hat, wie Ihr mit Eurem Sepp.“

„Ich will wohl von meinem Sepp sprechen, ganz richtig,“ sagte Ott zaudernd, „aber zugleich auch von jemand Anderem, der Sie angeht.“

Volkmar wurde aufmerksam.

„Von Heinrich?“ fragte er und fügte dann hinzu: „Mit dem bin ich ganz zufrieden. Er hat seine verdrehten Ansichten und Schrullen, er verachtet Geld und Geldeswerth; aber da ist nichts mehr zu ändern, das sehe ich ein.“

„Nicht von Heinrich will ich sprechen.“

„Sondern?“

Der alte Ott wurde plötzlich verlegen und wußte nicht, was er sagen sollte. Mit Einem Male wurde er zweifelhaft, ob er eine Denunziation oder eine Warnung anzubringen im Begriffe sei. Er räusperte sich, er hustete, mußte aber endlich doch etwas sagen, da Herr Volkmar durch sein Zaudern desto neugieriger und dringender geworden.

„Die Sache,“ sagte er, „ist diese: Ich habe nämlich heute Morgens mit meiner Frau von der Dummheit meines Sepp gesprochen.“

„Dummheit?“ fragte Volkmar, „dumm ist er eben nicht.“

„Ich meine die Dummheit, die er da mit der Schulmeistersnichte angefangen.“

„Welcher Art?“

„Nun, er hat ihr den Kopf verdreht, ist mit ihr Tage lang in Wald und Feld herumgestrichen, und der Himmel weiß, was noch, und was dabei herauskommt.“

„Und der Schulmeister?“ fragte Herr Volkmar.

„Hat in all Dem nichts Uebles gesehen und ließ sie machen, und war froh, wenn ihm der Sepp was von Büchern schwätzte.“

„Der alte Narr!“ lachte Herr Volkmar. „Ich sag's ja immer, wenn Einer nur die Nasenspitze in die Bücher steckt, verliert er den letzten Rest von gesundem Menschenverstande und hat er nicht Aug' und Ohr für Dinge, die fast jeder Dummkopf begreift.“

„Nun,“ fuhr Ott fort, „sehe ich von meinem Hause aus das arme Mädel in Stube und Garten wie einen verirrten Geist umherschleichen; sie sieht jämmerlich aus, und als ob sie nicht den Muth hätte, sich vor einem Menschenauge zu zeigen. Nun sagte ich zu meiner Frau: ‚Der schlechte Kerl hat das arme Mädel elend gemacht, und jetzt kümmert er sich nicht mehr um sie; sonst stand er den ganzen Tag drüben, und jetzt setzt er keinen Fuß mehr über des Schulmeisters Schwelle. Wenn er noch einen Funken von Ehrlichkeit im Leibe hat, muß er doch daran denken, wie er ein ordentlicher Mensch wird und wieder gutmacht —‘“

„Was kümmern mich diese Dorfklatschereien und die Schlechtigkeiten Eures Sohnes!“ rief Herr Volkmar ungeduldig.

„Sehr viel!“ antwortete Ott beleidigt. „Sehr viel! Denn wenn ich Das meinem guten, aber etwas dummen Weibe sage, antwortet sie mir, der Sepp habe sich gar nichts vorzuwerfen, und er sei mit der Fanny ganz ehrlich gewesen, und sie habe es gewußt, daß er sie nicht heirathen werde und daß er höher hinauswolle.“

„Aber bin ich Gemeindeversorger?“ fragte Herr Volkmar noch ungeduldiger als vorher.

Ohne sich stören zu lassen, fuhr der Andere fort: „Daß er höher hinauswolle, hat sie gesagt, daß er eine reiche und glänzende Partie machen werde, wie er es verdiene, und daß Alles abgemacht sei, denn das Mädel wolle es nicht anders, nämlich das Fräulein, das Schloßfräulein, die Schloß-Hedwig.“

„Was?“ rief Herr Volkmar, unfähig, etwas Anderes hinzuzufügen, und seinem Nachbar mit weit aufgerissenen Augen ins Gesicht blickend.

„Und daß, wenn der Vater nicht wolle, das Schloßfräulein entschlossen sei, mit ihm durchzugehen und sich der Tyrannei des Vaters nicht im Geringsten zu fügen.“

Herr Volkmar lachte laut auf, versicherte seinem Nachbar, daß ihm die Geschichte höchst komisch vorkomme, und lachte dann wieder so sehr, daß er ihm für die gute Warnung zu danken vergaß.

Am Eingange des Dorfes, noch ziemlich fern vom Ott'schen Gehöfte, ließ er den Wagen halten und fragte den Reisegefährten, ob er nicht aussteigen wolle.

Dieser that es und wollte den höchst verächtlichen, höhnischen Blick nicht bemerken, mit dem der reiche Schloßherr ihn ansah, als er ihn grüßte und für die Fahrt dankte.

Herr Volkmar befahl dem Kutscher, rasch zu fahren, und die Pferde flogen dahin, als fürchtete er sich, zu spät nach Hause zu kommen.

Kein Wunder, daß er sich nach solchem Gespräch in bitterster Stimmung befand. Er fühlte sich gedemüthigt von dem Gedanken, daß ein Habenichts wie Reinhold, der außerdem zu einer von ihm so sehr geringgeschätzten Menschenklasse gehörte, die Augen zu seiner Tochter zu erheben wagte, und im Innersten gereizt darüber, daß seine Kinder nicht fähig seien, die Tiefe einer solchen Beleidigung zu ermessen. Nicht gewöhnt, sich mit diesen auseinanderzusetzen oder es zu irgend einer ausführlichen Besprechung kommen zu lassen, sogar wo es sie selbst betraf, sondern nur kurz zu befehlen, zu verbieten oder zu schweigen, ließ er auch jetzt den Abend hingehen, ohne ein Wort zu sprechen, obwohl er alle seine Kinder in das Speisezimmer berufen hatte. Sie saßen wartend da, während er seine Mahlzeit ungewöhnlich lange ausdehnte. Erst als es dämmerte und die Stube bereits von ziemlichem Dunkel erfüllt war, rief er Alfred herbei. Dieser,

der bis dahin mit Agnes in einem Winkel geflüstert hatte, erschrak, erhob sich rasch, ging aber erst vorwärts, nachdem ihm Agnes durch einen leisen Stoß bedeutet hatte, daß er es thun solle.

„Alfred!" sagte Herr Volkmar kurz und in gebieterischem Tone, „du wirst deine Sachen zusammenpacken und von jetzt in drei Tagen das Haus verlassen und dich in die Kreisstadt begeben, um dich daselbst auf der Schule für das polytechnische Institut vorzubereiten."

Alfred sah mit großen Augen um sich, nicht wissend, ob er sich freuen oder weinen solle. Er athmete dann auf, als der Vater fortfuhr:

„Heinrich wird dich dahin begleiten, um dich unterzubringen, dich einigen meiner bekannten Familien vorzustellen und die nöthigen Privatlehrer für dich zu wählen."

Die Anderen waren nicht minder erstaunt, als Alfred selbst, da sie den Entschluß des Vaters kannten, nach den Erfahrungen, die er mit Heinrich gemacht, seinen zweiten Sohn auf keine Schule zu schicken, und da es ihnen auffallen mußte, daß er sich freiwillig zu einer solchen Ausgabe entschloß.

„Papa will im Hause aufräumen, um der künftigen Baronin Platz zu machen," flüsterte Agnes ihrer älteren Schwester ins Ohr; „nimm dich in Acht, Hedwig, jetzt kommt bald die Reihe an dich!"

„Und du?" fragte Hedwig ebenso leise, „wohin wirst du gesteckt?"

„Ich werde geduldet, um die Gnädige zu unterhalten, und Dank meinem Freunde Edmund."

Heinrich errieth die Gründe seines Vaters ebenso gut wie die Hexe, aber er freute sich, daß die Umstände herbeiführten, was er nie erlangt haben würde, daß doch Alfred auf eine Schule geschickt werde.

Zwar hätte der Knabe noch einige Zeit daheim und unter seiner Hut bleiben können; aber wer bürgte dann dafür, daß der Vater auch noch später den guten Willen gehabt hätte, ihm eine reichere Erziehung geben zu lassen? Einmal auf die Schule

geschickt, konnte man hoffen, daß er bis zur Vollendung seiner Studien dort belassen werde, und Heinrich drückte seinem Vater den herzlichsten Dank und seine Freude über dessen Entschluß aus. Daraufhin machte auch Alfred ein freudiges Gesicht und stotterte einige Worte des Dankes.

„Schon gut; jetzt gehe!“ sagte Herr Volkmar.

Alfred verließ das Zimmer, und die Hexe folgte ihm, um den Knaben in diesem großen Momente, da er Jemanden haben mußte, um sich über die wichtige bevorstehende Veränderung auszusprechen, nicht allein zu lassen.

Wieder nach einigem Schweigen rief Herr Volkmar mit dem Tone eines Richters, der einen Verbrecher zum Verhör ruft: „Hedwig!“

Hedwig näherte sich dem Tische und stützte sich mit der einen Hand auf den Rand desselben und beugte den Oberleib vor, als ob sie nur noch eine Anrede erwartete, um mit einer ausführlichen Gegenrede zu antworten.

„Es wird,“ sagte Herr Volkmar so trocken als möglich, „es wird in den nächsten Tagen der Kreissekretär Herr Scholle, der Neffe der Frau Böcking, hier eintreffen.“

Hedwig wartete einen Augenblick, da aber der Vater nicht fortfuhr, fragte sie: „Es soll also ein Zimmer für ihn eingerichtet werden? Das willst du sagen?“

„Ja! und ferner, daß du ihn freundlich empfangen sollst.“ — „Wie jeden Anderen,“ wollte Hedwig antworten, aber diese Art Heuchelei war ihr fremd. Da sie wußte, um was es sich handelte, wollte sie es auch gesprochen haben, und sie sagte: „Ich weiß Papa, was du Weiteres sagen oder vielleicht auch verschweigen willst. Herr Scholle ist der Mann, mit dem ich nach dem Plane der Frau Böcking verheirathet werden soll!“

„Ja!“ sagte Herr Volkmar mit einem Tone, der mehr Gebietendes als bloß Bestätigendes hatte.

„Papa,“ erwiderte Hedwig ruhig und fest, „ich werde ihn nicht heirathen.“

„Du wirst!" sagte Herr Volkmar mit Nachdruck. „Es ist eine gute Partie."

„Ich werde nie auf diese Weise heirathen," entgegnete Hedwig ebenso ruhig wie vorhin, indem sie sich noch etwas mehr vorbeugte und beide Hände auf den Tisch stützte.

„Schrullen! Unsinn!" rief Herr Volkmar mit einer Aufregung, die er noch zu verbergen suchte. „Ich habe euch einige Zeit euren Willen gelassen; nun glaubt ihr, nach euren Köpfen und euren verrückten Bücher-Ideen handeln zu können; aber es ist höchste Zeit, daß ich wieder meine Gewalt geltend mache."

Er unterbrach sich, denn der Diener brachte die Lampe. Als dieser das Zimmer wieder verlassen hatte, erhob er sich und stellte die Lampe so, daß sie Heinrichs und Hedwigs Gesichter beleuchtete, und sie Beide strenge anblickend, fuhr er fort: „Ich weiß, was dich bestimmt, mir so frech zu antworten; ich weiß, was vorgeht. Unwürdiges, das fähig ist, meine größten Pläne zunichte zu machen und mich um meinen guten Ruf zu bringen. Liebeleien mit einem Taugenichts, Das, Heinrich, sind die Früchte deiner Freundschaften und deiner Erziehung. Dich mache ich verantwortlich für Alles, was geschieht, und du hast dafür zu sorgen, daß mir diese mißrathene Tochter den Mann, den ich ihr bestimme, so empfange, wie ich es wünsche."

„Herr Scholle soll empfangen werden, wie es schicklich ist," sagte Heinrich, „aber Verzeihung, mein Vater, ich werde nie die Hand dazu bieten, meine Schwester mit Zwang zu verheirathen, wo ihr Herz widerspricht. Im Gegentheile werde ich ein solches Unglück auf jede Weise von ihr abzuwenden suchen." Der Vater hob die Hand, ballte die Faust und machte eine Bewegung, als ob er auf den Tisch schlagen wollte, faßte sich aber und sagte spöttisch: „Ich habe mich von dir so erhabener Gesinnung versehen! Ich werde also deiner Hülfe entsagen müssen. Indessen da Hedwig heirathet, Alfred auf die Schule in die Stadt geht, und Agnes, wie du einmal selbst sagtest, deiner nicht bedarf, wirst du gut thun, in die Residenz zurückzukehren, deine Lauf-

bahn wieder aufzunehmen und die hier unnütz verlorene Zeit wieder einzubringen. Die Reisegelder stehen zu deiner Verfügung, sobald du Alfred untergebracht hast."

Heinrich, der während seiner Rede aufgestanden war, ging an seinen Platz zurück und ließ sich so langsam als möglich nieder, um die Aufregung zu verbergen, in die ihn der ganze Vorgang und jetzt besonders die Worte des Vaters versetzten. Er sah sich mit Einem Male aus dem väterlichen Hause gewiesen und gerade in dem Augenblicke, da seine Gegenwart vielleicht am Nothwendigsten war, nachdem er, wie er sich sagte, bisher so wenig für seine Geschwister hatte thun können. Obwohl er sich gleich in der ersten Sekunde sagte, daß er, selbst aus dem Schlosse gewiesen, in der Nähe bleiben werde, so erfüllte ihn doch der Gedanke, bisher so nutzlos gewesen zu sein und nunmehr noch wie ein ungerathener Sohn verbannt zu werden, mit tiefer Niedergeschlagenheit. Er beugte den Kopf und kam sich sehr anmaßlich vor, daß er einmal eine Mutter, wenn auch zum tausendsten Theile nur, hatte ersetzen wollen.

Schon hatte er sich einem leidenschaftlichen Mädchengemüthe gegenüber rathlos gefühlt, und jetzt stand er in seinem Vater einer Natur gegenüber, von der er wußte und fühlte, daß alle seine Waffen, seine Gründe, seine Gefühle machtlos von ihm abprallen müßten. Er neigte den Kopf immer tiefer, und er wäre in eine traurige Träumerei versunken, wenn er nicht plötzlich eine sanfte Hand gefühlt hätte. Hedwig stand neben ihm und sah ihm mit einem Blicke ins Auge, der ihn für ihr ganzes Benehmen der letzten Zeit um Vergebung bat. Es war eine Weichheit in diesem Blicke, die er von Hedwig noch nicht gekannt hatte, und er ergriff ihre Hand mit einer Freudigkeit, als ob er sie nach einer langen Trennung zum ersten Male wieder sähe — er sagte sich, daß auch ihr so zu Muthe sein müsse, und damit erklärte er sich eine gewisse entschlossene Heiterkeit, die mit Einem Male ihr ganzes Wesen belebte. Er wußte nicht, daß diese plötzliche Verwandlung in ihr aus dem Gedanken entsprang, daß der

Widerstand, den sie nunmehr zu leisten entschlossen war, nicht mehr dem Bruder, sondern dem Vater gelten werde, und daß dieser Widerstand schon des Zwanges wegen, den sie voraussah, und der angedrohten Heirath halber gegen den Vater berechtigter sein werde, als er es gegen den liebevollen und besorgten Bruder gewesen. Sie freute sich, daß die Verantwortlichkeit für die Zukunft von den Schultern Heinrichs genommen war, und zugleich, daß das neue Auftreten des Vaters sie auch vor dem Bruder rechtfertigen werde. Und mit der klarsten Stirn trat sie an den Tisch zurück, als sie ihr Vater wieder beim Namen rief.

„Du gehst jetzt auf dein Zimmer," befahl Herr Volkmar.

„Wohl, mein Vater!"

„Und du versprichst mir," fuhr Jener fort, „es nicht zu verlassen, als bis ich es dir besonders erlaube."

Hedwigs Ausdruck verrieth, daß der Vater eben ein Wort gesprochen, das sie erwartet und gewünscht hatte, und rasch antwortete sie: „Nein, mein Vater, Das verspreche ich nicht."

Herr Volkmar sah sie mit einem drohenden Blicke an.

„So gehe indessen auf dein Zimmer, das Andere wird sich finden. Wenn ich nicht freiwilligen Gehorsam finde, werde ich mir ihn zu erzwingen wissen. Noch gibt es Riegel und Schlösser!"

Hedwig ging. Offenbarer Triumph lag auf ihrem Gesichte; sie ging in ihre Gefangenschaft, als ob sie eben durch diese ihre Freiheit erlangt hätte.

Fünftes Kapitel.

Die trüben Eindrücke, welche das neue Auftreten des Vaters hervorbrachte, waren schon am folgenden Tage in den Hintergrund gedrängt, da man sich von dem guten Knaben, den Alle liebten, trennen sollte. Jetzt, da der kleine Kreis gesprengt werden sollte, kam es den Geschwistern vor, als ob man die ganze Zeit seit Heinrichs Rückkehr trotz der traurigen Aufregungen

der letzten Woche so glücklich verlebt hätte, als es ohne die Mutter möglich war. Man hätte gewünscht, noch lange so fortleben zu können, und die Stimmung war ein Gemisch von Bedauern des Vergangenen und Furcht vor der bevorstehenden Trennung, die eine vielfache zu werden drohte.

Dießmal war Hedwig die Muthigste und Heiterste; die Verweisung auf ihr Zimmer wurde oft verletzt, indem sie im Schlosse viel hin und her ging, um Alles zu besorgen, was zur Ausstattung Alfreds nothwendig war. Dieser bat seinen Bruder und Lehrer, noch einen der lieben Spaziergänge mit ihm zu machen und ihm noch einmal zu erzählen und zu rathen, wie er es so oft gethan hatte. Die beiden Brüder wanderten am Nachmittag durch die bereits herbstliche Natur, Beide traurig; doch wollte Alfred seine Betrübniß am Wenigsten zeigen. Er war ein Mann, der in die Welt ging, und wollte sich dieses Looses würdig beweisen, indem er nicht klagte, sondern sich bei seinem älteren und erfahrenen Bruder Raths erholte, wie er Alles und Jedes anzufassen habe, um in der Fremde unter den Menschen und in seinen Studien fortzukommen. So sprechend, gelangten sie in die Nähe des Schlosses Halden, und Alfred wollte eintreten, um dem guten Kastellan und seiner Frau, die sie so gut aufgenommen, als sie kamen, um die Leihbibliothek zu besuchen, Lebewohl zu sagen.

Die Kastellanin kam ihnen mit betrübtem Gesicht entgegen.

„Ja, ja," sagte sie traurig, „man muß sich Lebewohl sagen, und wären Sie nicht zu mir gekommen, ich wäre zu Ihnen gegangen, um Abschied zu nehmen, denn auch wir verlassen die Gegend."

„Wie?" rief Heinrich erstaunt. „Sie gehen? Das sieht wie eine Unmöglichkeit aus. Ich habe mir Schloß und Gegend nie ohne Sie und Ihren Mann denken können."

„Und ich," erwiderte die Kastellanin, „konnte mir nicht denken, daß ich anderswo sterben werde. Aber es steht nichts fest in der Welt. Heutzutage wandern Schlösser und Berge und

Wälder und Felder von Hand zu Hand, wie sonst die Groschen. „Halden ist verkauft mit Allem, was drin und drum und dran ist.“

„Aber könnten Sie nicht auch bei dem neuen Besitzer verbleiben, oder hat er Ueberfluß an so treuen Beamten?“ fragte Heinrich.

„Wir könnten wohl, wenn wir wollten,“ entgegnete die Frau; „es ist Dieß sogar im Kaufkontrakte bedungen, daß wir bleiben können; aber am Ende hängen wir doch mehr an unserer Herrschaft, als an diesem Hause — und dann der arme Herr, er ist ruinirt, weil er schnell reicher werden wollte, als er schon war — in Geschäften, auf der Börse — Gott weiß, er hat sich in Dinge gemischt, die ein adeliger Herr nicht versteht und in die er sich nicht mischen sollte. Nun, es ist nicht unsere Sache, Das zu untersuchen; aber er muß jetzt sparen, und dazu bedarf er treuer Leute, die ihn nicht bestehlen, und da hat er so allerlei Stadtgesindel, Kammerdiener, Livréevolk um sich; da dachten wir, es ist gut, wir gehen zu ihm in ein anderes Schloß, das ihm noch geblieben ist, und ihm ist's auch ganz recht.“

„Nun,“ sagte Heinrich, „Sie thun vielleicht in jeder Beziehung gut. Wer weiß, was für eine Herrschaft Sie jetzt bekämen.“

„Nein, nein,“ fiel ihm die Kastellanin ins Wort, „der neue Besitzer soll ein ganz vortrefflicher Mann sein; alle Welt lobt ihn, und die ihn in hiesiger Gegend kennen, freuen sich, daß er hieher übersiedelt. Haben Sie vielleicht vom General von Wehrstätt gehört?“

„Wie,“ rief Heinrich freudig überrascht, „ist der neue Besitzer General von Wehrstätt? Dann wahrhaftig hat man ein Recht, sich zu freuen. Er ist einer der vortrefflichsten Menschen.“

Wie traurig, dachte Heinrich, daß ich jetzt vielleicht fort soll, da der Mann hierher übersiedelt, der mir eine so liebe Gesellschaft und eine Stütze gewesen wäre und der Marien kennt, der sie immer so herzlich liebte.

„Glauben Sie wirklich, daß er hieher übersiedelt,“ fragte er die Kastellanin.

„Es ist gewiß, nur ist die Zeit noch nicht bestimmt, wann; da er erst seine Entlassung nehmen will, die er aber aufgeschoben hat, weil wieder von Krieg die Rede ist. Nimmt er aber seine Entlassung, so kommt er gewiß hieher, um seine alten und kranken Tage — denn er soll manchmal sehr leidend sein, der alte Herr — hier zu verbringen in Gesellschaft seiner jungen Frau."

„Seiner Frau — Das ist ein Irrthum. General Wehrstätt ist nicht verheirathet."

„Doch, doch," versicherte die Kastellanin, „gewiß ist er verheirathet, seit Kurzem nur aber; er ist gewiß verheirathet. Wir haben ja den Auftrag, die Zimmer für die Frau Gemahlin einzurichten, und darum hat er ja einzig das Schloß gekauft, um sich hieher mit der jungen Frau zurückziehen zu können."

„Mit der jungen Frau?" sagte Heinrich kopfschüttelnd.

„Ja, diese alten Herren vom Militär," lächelte die Kastellanin, „die glauben sich niemals alt, und doch soll Herr von Wehrstätt schon in den Siebzigen sein und dabei sehr leidend an alten Wunden und allerlei Beschwerden."

„Ja leider, Das ist er," bestätigte Heinrich, „und wer ist die junge Frau?"

„Es soll ein altadeliges Fräulein sein, ohne Mitgift, versteht sich," sagte die Kastellanin; „so wenigstens erzählt man mir."

Auf dem Heimweg ließ Heinrich seinen Bruder plaudern und knabenhafte Luftschlösser bauen, ohne viel dazu zu sagen oder auf das Geplauder einzugehen.

Die Bedenklichkeiten, die bei der Nachricht von der Heirath des Generals in ihm aufgestiegen, zerstreute er bald; er war gewiß, daß Herr v. Wehrstätt nicht fähig war, eine jener jugendlichen Greisenthorheiten zu begehen, die oft das ehrwürdigste graue Haar mit Lächerlichkeit bedecken; er war überzeugt, daß jeder Handlungsweise dieses Mannes würdige und lobenswerthe Motive zu Grunde liegen und daß es auch dießmal der Fall sei; aber trotz alledem fühlte er sich von dem Gedanken an des Generals Heirath beengt, ohne zu wissen, warum. Er suchte nach



den Ursachen dieses Unbehagens; er fand sie nicht, und er mußte sich sagen, daß er thöricht sei, oder daß er sich von Ahnungen plagen lasse, an die er nicht glaube.

Am nächsten Tage nahmen ihn die Vorbereitungen zur Abreise Alfreds zu sehr in Anspruch, als daß er länger viel über die Nachricht und das mit ihr zusammenhängende Mißbehagen hätte nachdenken können, und an dem dritten Tage war die Abreise selbst da, die an Entfernteres nicht denken ließ. Agnes machte alle möglichen Scherze über den Jüngling, der sich aufs hohe Meer der großen Welt begebe, gab ihm mit komisch-ernstem Gesicht allerlei Weisheitsregeln mit auf den Weg, zitirte ihm die Rede des Polonius an seinen Sohn Laertes, und dabei standen ihr den ganzen Morgen die Augen in Thränen, die mit dem ewig lachenden Munde und den Witzen und Reden sonderbar und rührend kontrastirten. Die Anderen lächelten mit ihr und waren durch die Komödie, die sie spielte, nicht minder gerührt, als sie selbst. Aber um die eigene Rührung wie die der Anderen nicht aufkommen zu lassen, sagte sie zu wiederholten Malen vor sich hin: „Die Mutter wollte es ja, daß Alfred auf die Schule geschickt werde, so müssen wir uns darüber freuen.“ Hedwig, die den Knaben oft umarmte, machte sich Vorwürfe über ihre Weichheit, fand Das nicht praktisch oder vernünftig und nannte es überhaupt eine Thorheit, sich über Trennungen zu grämen, die nur zum Guten führen. Sie enthielt sich an diesem Morgen selbst aller der Zärtlichkeiten, die sie ihrem jüngeren Bruder sonst bewies. Nur einmal umarmte sie ihn, vor der letzten Umarmung, und das auch nur, um ihm unbemerkt die Ersparnisse ihres Taschengeldes in den neuen Paletot zu schieben.

Aber noch im letzten Augenblicke schien es, als ob aus der ganzen Reise und den Studien Alfreds nichts werden sollte. Als er in Begleitung Agnes' und Heinrichs in die Stube des Vaters trat, um Abschied zu nehmen, stand dieser in ärgerlicher Stimmung an seinem Sekretär und kramte in Papieren, unter denen sich Geburts- und Taufschein Alfreds finden sollten und die sich

doch nicht finden lassen wollten. Der Knabe aber mußte mit diesen Papieren versehen sein, um in die Schule aufgenommen zu werden. Herr Volkmar schalt und brummte durcheinander, bald über die Unordnung in seinen Papieren, die doch sonst Niemand Anderer als er selbst berührte; bald über die Pedanterien der Schulen und der Gesetze, die dergleichen verlangten; dann wieder über Alfred, der ihm so viel Sorge und Mühe mache, und über sich selbst, daß er den thörichten Gedanken gefaßt, ihn auf die Schule zu schicken, wo man doch nichts lerne für das viele Geld. Er warf die Papiere hin und ging mit schnellen Schritten in der Stube auf und ab, ohne seine Kinder, die schweigend da standen, mit einem Blicke anzusehen. Sie sahen ihn seit lange zum ersten Male wieder so, wie sie ihn bei Lebzeiten der Mutter oft zu sehen pflegten. Sie war in solchen Momenten am Ruhigsten und wußte immer den Augenblick zu erfassen, um den Zorn von den Kindern auf sich zu lenken und dann zu beruhigen. Die Kinder standen jetzt gebeugten Hauptes da und dachten ihrer, während der Vater, immer mehr in Zorn gerathend, auf den Tisch schlug, laut berechnete, wie viel ihn die zwei oder drei Jahre Alfreds kosten würden, und endlich, während er die Papiere in die Schublade zurückwarf, ausrief, es sei eine Dummheit, die Heinrich ausgeheckt habe, und man solle die Pferde, die schon vor dem Thore bereit standen, wieder ausspannen.

Es schien Alles verloren. Heinrich biß sich auf die Lippen, um nicht ein Wort auszusprechen, das seinen bisher festgehaltenen Entschluß, es mit seinem Vater zu keinem erbitterten Konflikte kommen zu lassen, zunichte gemacht hätte. Alfred stand mit herabhängenden Armen da und suchte die Thränen in den Augen festzuhalten, indem er starr vor sich hinsah. Agnes betrachtete die beiden Brüder und rief mit Einem Male, wie Hülfe rufend: „Mutter! Mutter!"

Herr Volkmar schwieg plötzlich und hörte auf, die Papiere in die Lade zu werfen. Alfred ließ seinen Thränen freien Lauf,

und Heinrich sagte: „Es wird mir gelingen, Alfred auch ohne die Papiere einschreiben zu lassen. Wenn sie sich finden, wird man sie nachschicken, wo nicht, sich eine Kopie verschaffen. Ich kenne den Direktor, und unser Name wird hinreichen."

So sprechend, schob er Alfred vor, der seinem Vater zitternd die Hand küßte, dann ging er rasch mit ihm aus der Stube, die Treppe hinab, hob ihn in den Wagen und stieg ebenso rasch nach. Agnes, die ihnen folgte, sagte: „So recht, jetzt geschwind fort!" Sie sprang noch auf den Tritt, um den scheidenden Bruder zu umarmen, und sie that es, während sie den Kutscher anfeuerte, die Pferde in Bewegung zu setzen. In dem Augenblicke kam ein Diener und brachte noch die vermißten Papiere von Herrn Volkmar. Heinrich ergriff sie, und der Wagen flog davon. Agnes warf einen lustigen Triller in die Morgenluft, dann ging sie in die kleine Stube, die sie den ganzen Tag nicht verließ.

Sie fand Hedwig am Fenster, weit hinausgelehnt, um über die Gipfel der Bäume hinweg auf die kleine Strecke Weges, die von der Stube aus sichtbar war, den Wagen mit den Brüdern vorbeikommen zu sehen. Er flog über den schmalen Raum wie ein Traum vorüber, kam noch einen Augenblick zwischen zwei Wipfeln zum Vorschein, dann war er verschwunden, und Hedwig zog ihren Kopf zurück. Ihr Gesicht war in Thränen gebadet, und sie schluchzte so aufgeregt, wie sie Agnes noch nie gesehen hatte.

„Warum weinst du so arg?" sagte diese; „Alfred bleibt in unserer Nähe, zu Weihnachten besucht er uns und dann zu Ostern wieder. Wir können manchmal hinüberrutschen, und ich denke es jedes Mal zu thun, so oft uns Frau Böcking besucht. Die wird es schon beim Papa durchsetzen und wird sich auch als gute künftige Stiefmutter zeigen und nachsehen wollen, wie es Alfred geht. Dann reist auch Edmund mit uns, oder ich fahre gar allein mit ihm, was noch schöner sein wird."

Hedwig schwieg, und Agnes fuhr fort: „Ich freue mich, daß er fort ist, denn die Mutter hat es gewollt, daß er auf die Schule geschickt werde."

„Es ist doch Alles anders," seufzte Hedwig, „als es wäre, wenn die Mutter noch lebte — ich würde anderen Abschied von ihm genommen haben."

„Nun," sagte Agnes, „Heinrich hat es gut gemacht; gerade so, wie es die Mutter gemacht haben würde, als es aussah, daß aus der ganzen Reise nichts werden sollte."

Hedwig wurde aufmerksam, und Agnes deutete nur die Szene in der Stube des Vaters an, und Hedwig begriff sie schnell und wußte ohne weitere Ausmalung, wie sich Alles zugetragen. Sie lächelte bitter und sagte: „Diese Tyrannei stürzt mich ins Verderben."

„Was meinst du?" fragte Agnes, „die Heirath mit diesem Scholle?"

„Ja," erwiderte Hedwig nach einigem Zaudern, „ja diese Heirath mit dem Scholle."

„Heinrich wird eine solche Heirath nicht dulden," versicherte Agnes.

„Ich werde mir selber helfen," sagte die Andere leise und fügte noch leiser hinzu, „und ich glaube, daß mir mein Vater helfen werde."

„Weil er dich zwingen wird?"

„Ja, sein Zwang wird mir die Freiheit geben," sagte sie entschieden und mit einem Ausdruck, als ob diese Worte einen ganzen Plan zusammenfaßten.

Als wenige Minuten darauf ein Diener eintrat, der Hedwig zum Vater beschied, stand sie rasch auf und erhob den Kopf, daß sie plötzlich bedeutend gewachsen schien. Sie wollte dem Diener schnell folgen, besann sich aber, sammelte sich und ging dann langsamen, gemessenen Schrittes zur Stube hinaus.

Herr Volkmar war in der Stimmung, deren er immer bedurfte, um seinen Kindern Befehle zu geben, wo er Widerstand, lauten oder stillen Widerspruch erwartete, und er wollte diese Stimmung benützen, da er nicht gewöhnt war, seine Autorität in anderer Weise geltend zu machen. Als Hedwig bei ihm eintrat,

nahm er einen Brief, der vor ihm lag, in die Hand, sah hinein und sprach, als ob er die Worte aus dem Briefe herausläse: „Herr Scholle wird heute oder morgen eintreffen. Ich wiederhole dir den Befehl, ihn als deinen dir bestimmten Bräutigam zu empfangen."

„Ich muß," erwiderte Hedwig ruhig, „ich muß darauf wiederholen, Vater, was ich dir vor einigen Tagen gesagt habe: Ich werde mich nie auf diese Weise verheirathen lassen."

„Ich werde dich zwingen!" rief Herr Volkmar.

„Ich werde mich nicht zwingen lassen!"

Herr Volkmar erhob die Augen und sagte mit zornigem Spotte: „Da du so aufrichtig bist, wirst du mir wohl auch sagen, wie du dich meinem Zwange widersetzen willst."

„Auf jede Weise," erwiderte Hedwig gelassen.

„Zum Beispiel?" fragte Herr Volkmar weiter.

„Ich werde mich deiner Gewalt und den Liebeserklärungen des Herrn Scholle zu entziehen wissen."

„O," rief Herr Volkmar, indem er aufsprang und den Finger drohend erhob, „o, ich weiß sehr wohl, was du in deinem Hirne spinnst; du willst dich von diesem Taugenichts, von diesem großen Manne und Genie entführen lassen."

Hedwig schwieg; ihr Vater fuhr fort: „Merke dir, daß ich diese Schande meines Hauses aufs Furchtbarste rächen werde; daß du von dem Augenblicke an aufgehört hast, mein Kind zu sein, daß du deinen Fuß nicht mehr über meine Schwelle setzen darfst. Sage Das deinem Geliebten, daß er nicht einen Pfennig mit dir erstiehlt, und sieh zu, ob er dich dann noch stehlen will."

Hedwig zuckte die Achsel.

Herr Volkmar war außer sich. Er warf die Papiere, die vor ihm lagen, zu wiederholten Malen über- und durcheinander, während er vergebens nach Worten suchte, um seinen Zorn auszudrücken. Er war wie ein Mann, der nicht weiß, was er anfangen soll. Er war an solchen offenen Widerstand nicht gewöhnt und hatte es nicht gelernt, wie ihm entgegenzutreten. Mit schnellen Schritten

lief er in der Stube auf und ab, bis er plötzlich vor Hedwig stehen blieb und ihr zuschrie: „Hinter Schloß und Riegel werde ich dich setzen, um einer solchen Schande vorzubeugen.“

„Thue Das,“ sagte Hedwig rasch, „im alten Thurme ist ja noch ein Gefängniß!“

„Willst du mich verhöhnen?“ rief Herr Volkmar; „du sollst mich nicht umsonst auf das Gefängniß aufmerksam gemacht haben. Fort!“

Hedwig ging, der Vater folgte ihr. Er stutzte und hielt einen Augenblick inne, als sie, im Thorweg angekommen, nicht den Weg nach dem Gange, der zu ihrem Zimmer führte, einschlug, sondern sich links nach dem Hofe wendete und ihre Schritte dem Winkel entgegenrichtete, in welchem der Thurm mit dem Gefängniß stand. Er war ihr nur gefolgt, um sie auf ihre Stube zurückzuführen; daß sie auf sein im Zorn ausgestoßenes Wort hin, ohne weiteren Befehl, gleich selbst dem Gefängniß entgegenging, schien ihm das höchste Maß des Trotzes; er wendete sich und eilte in seine Stube zurück, während Hedwig ruhig ihren Weg fortsetzte. Erst auf der Thurmtreppe bemerkte sie, daß sie allein war, und blieb betroffen stehen, aber nach einigen Minuten stieg sie weiter und öffnete die kleine Thür, die in das sogenannte Gefängniß führte.

Es war ein kleines, rundes Gemach, das mit Leichtigkeit in eine schöne romantische Arbeitsstube oder auch in ein Boudoir hätte verwandelt werden können. Ja, das schien schon einmal der Fall gewesen zu sein; denn an der Wand hing ein alter erblindeter Spiegel in schön und alterthümlich geschnitztem Goldrahmen; unter ihm, an die Wand befestigt, befand sich ein schmaler Konsoltisch mit Marmorplatte und rechts und links von diesem zwei alte Lehnstühle, deren gelbseidener Ueberzug mit ausgefaserten Damastblumen in Fetzen von Lehne und Rücken herabfielen. Gefängnißartig waren hier nur die allerdings starken Eisengitter der tiefen Fenster, welche, mit Blei eingelassen, tief in den dicken Mauern steckten. An diesen hing Hedwigs Blick mit Genugthuung; diese verkörperten ihr, was sie eigentlich

wollte: den Zwang, das Recht zum Widerstande, vielleicht auch die Romantik, mit der sie ein Leben, das ihr arm und prosaisch schien, auszuschmücken wünschte.

Es war ihr vielleicht eine unangenehme Enttäuschung, daß nicht Riegel hinter ihr ins Schloß fielen, aber sie sagte sich, daß wohl der Vater statt der Riegel einen oder mehrere handfeste Diener, vielleicht einige Kohlenbrenner, als Wachen vor die Thüre und auf die Treppe gestellt habe, und daß sie doch viel zu thun und manche List anzuwenden haben werde, um sich ihrer Gefangenschaft zu entziehen.

In der That hörte sie bald nach ihrem Eintritt ins Gefängniß etwas auf der Treppe sich bewegen und war nun überzeugt, daß sie überwacht war. Sie wußte nicht, daß es die Hexe gewesen. Diese hatte vom Gang aus Vater und Schwester beobachtet, wie ersterer im Hofe umgekehrt war und diese ihren Weg nach dem Gefängniß allein fortsetzte. Sie errieth den ganzen Zusammenhang.

Nach einiger Zeit schlich sie auf die Treppe, unentschlossen, ob sie die Schwester besuchen sollte oder nicht. Da sie erkannte, daß die Thüre nicht verschlossen war, sagte sie sich: Möge sich Hedwig mit ihrer eigenen Komödie langweilen, bis sie sie selbst aufgibt. Und so denkend, schlich sie wieder fort. Es war dem Kinde nichts unmöglicher, als auf solche mit sich selbst gespielte Täuschung Anderer einzugehen.

So blieb denn Hedwig durch Stunden allein, und in einem der zerrissenen Lehnstühle sitzend, hatte sie Zeit, über sich und ihre Lage nachzudenken.

Diese Lage war eine kritischere, als irgend Jemand im Hause geahnt hätte, da in der That Niemand im Hause wußte, daß sie die Zeit hindurch in beständiger Verbindung mit Reinhold, in persönlicher wie in brieflicher, geblieben war. Es war ihr gelungen, selbst die allsehende Hexe zu täuschen. Und, mit Reinhold allein, war es diesem leicht, sie gänzlich zu berauschen und alle Bedenklichkeiten, die in ihr aufgestiegen waren, wie leichte Wolken zu verscheuchen. Dachte sie auch manchmal der Warnungen

Fanny's, so sagte sie sich doch gleich darauf, es sei besser, mit einem Menschen wie Reinhold unglücklich zu sein, als sich ein Glück gefallen zu lassen, wie es ihr ihr Vater bereiten wollte, oder auch, wenn sie diese Heirath mit Hülfe ihres Bruders vereiteln könnte, als das einförmige, todte, leidenschaftslose Leben, zu dem sie sich im alten Schlosse für immer verdammt schien. Sie hatte sich gewöhnt, in dem Gedanken an das Unglück, das ihr Reinhold vielleicht bereiten werde, zu schwelgen, und das scheinbar so kalte und theilnahmslose Geschöpf weinte manchmal im Stillen über sich selbst und über das Elend, das sie in der Phantasie schon durchlebte. „Und wären es nur einige glückliche Wochen," sagte sie sich, „so sind sie mehr werth als das ganze Glück einer guten bürgerlichen Ehe." Es kam zu diesen Selbsttäuschungen, deren jedes Mädchen fähig ist, noch eine Eigenschaft hinzu, die sie besaß, ohne daß Jemand sie in ihr gesucht hätte: ein gewisser Hochmuth, der ihr sagte, daß sie zu etwas Besserem als zu einer gewöhnlichen bürgerlichen Existenz geboren sei.

In der großen Stadt und unter anderen Verhältnissen geboren, so meinte sie, würde sie eine ausgezeichnete Frau, die eine Rolle gespielt hätte, vielleicht irgend eine große Künstlerin geworden sein. Sie begriff es nie, daß Heinrich, der so nahe daran war, in der großen Welt eine Rolle zu spielen, den Schauplatz freiwillig verlassen konnte; sie betrachtete Das als einen Beweis kleiner Gesinnung und fühlte sich dadurch bis zu einem gewissen Grade von ihm entfernt. Wenn er seinen Geschwistern manchmal einen Dichter erklärte und ihnen die Schönheiten des Gedichtes auseinandersetzte, dachte sie bei sich, daß sie größer und poetischer gestimmt sei, als er, und daß er im Grunde wenig berechtigt sei, sie über die Geheimnisse der Poesie aufzuklären. Dieser geheime Hochmuth fand im Umgang mit Reinhold starke Nahrung. Sie glaubte an seinen Geist! Seine geistige Trägheit und, wenn das Wort erlaubt ist, seine geistige Verlotterung hoffte sie heilen und ihn zu Schöpfungen aufstacheln

zu können. Sie sah schon einen berühmten Mann in ihm, sich an der Seite eines berühmten Mannes, und zwar in einer Gestalt, die des berühmten Mannes würdig war. Sie zeichnete sich selber aus, als geistreiche Hausfrau, als die Muse des Dichters, vielleicht selbst als Schriftstellerin. Ihr Salon war mit Kunstwerken geschmückt, und in diesem Salon war sie von den ausgezeichnetsten Männern umgeben. Allerdings erinnerte sie sich in solchen Momenten phantastischer Schwelgerei auch oft des entsagungsvollen Schicksals, des Elendes unter deutschen Dichtern und Schriftstellern, deren Biographien sie in letzter Zeit mit besonderer Vorliebe studirte; aber diese Erinnerung war ihr eine Bürgschaft, daß sie sich nicht zu betrügen suche, daß sie auf Alles gefaßt sei, daß sie die Dinge von allen Seiten betrachte und erwäge. Selbst wenn es ihr elend gehen, wenn sie mit Noth und Entbehrung zu kämpfen haben sollte, sie nahm es gerne hin; sie wollte gerne in einer Dachstube wohnen, selbst die arme Kost bereiten und wirthschaften. Auch dieses Leben hat seinen Reiz, seinen Ruhm und seinen Glanz. Daß Reinholds Gestalt auf diesen Phantasiebildern in den Hintergrund trat, daß sie diese Bilder eigentlich mehr beschäftigten, als er selbst, bemerkte sie nicht, und so waren auch die Bedenklichkeiten, die gegen seinen Charakter manchmal in ihr aufstiegen, von keinem Gewicht, und dieses um so weniger, als Fanny's Warnungen und Anklagen Reinholds — sie war während dieser ganzen Zeit fortwährend mit Fanny in Verbindung geblieben — immer schwächer und blässer wurden. Sie schrieb die ersten Ausbrüche Fanny's der Eifersucht und getäuschten Liebe zu und glaubte dazu um so mehr Grund zu haben, als die Schulmeisters-Nichte manchmal mit unendlicher Sehnsucht von den mit Reinhold verlebten schönen Tagen sprach und offenbar in eine tiefe Trauer versank.

Mit solchen Gedanken und Träumereien, die ihr längst Bedürfniß geworden, vergingen ihr rasch die Stunden ihrer Haft, und sie merkte es kaum, daß man ihr, und zwar auf Veranstaltung der Hexe, nicht einmal ihr Essen brachte. Es war schon

gegen Abend, als sie ein Geräusch auf der Treppe hörte, die Thüre knarrte und Fanny leisen Schrittes eintrat.

Mit ihrem Eintreten erst nahm das Gefängniß einen unheimlichen Charakter an und erinnerte an die abgelegenen Gemächer, in denen Geister zu erscheinen pflegen, denn einem Geiste gleich überschritt sie die Schwelle und ging auf Hedwig los.

Wer das Mädchen seit einigen Tagen nicht gesehen, hätte sie nicht wieder erkannt.

Sie war offenbar krank; ihre Wangen waren blaß, ihre Stimme zitterte im Sprechen, ihre Augen glühten, und ihr Anzug, sonst so nett und zierlich, war vernachlässigt. Hedwig war an das traurige Aussehen ihrer Freundin schon gewöhnt oder hatte kein Auge dafür; es überraschte sie nicht, wohl aber Fanny's Erscheinen im Gefängniß. Sie eilte mit fragendem Gesichte auf sie zu; Fanny aber setzte sich ruhig auf den anderen Lehnstuhl und sagte vor sich hin: „Ich habe wieder eine Bestellung für dich, Hedwig."

„Von Reinhold?" fragte diese hastig.

„Ja! Es scheint, daß ich mein Geschäft gut verrichte, da ihr euch immer an mich wendet mit Botschaften," sagte Fanny mit leisem Lächeln.

„Was ist's?"

„Dein Vater" — sagte Fanny, im trockensten Tone des Berichterstatters vor sich hinsprechend — „dein Vater war heute Nachmittags beim alten Ott. Nach diesem Besuche rief der alte Ott seinen Sohn und kündigte ihm an, daß er sein Haus und das Dorf noch heute verlassen müsse."

„Was sagte Reinhold?"

„Er weigerte sich. Aber der alte Ott versicherte ihn, daß er ihn aus seinem Hause weisen und daß er mit Herrn Volkmar dafür sorgen werde, daß er im Dorf und in der ganzen Umgebung kein Obdach finde. Er bot ihm seine Pferde an und ein genug großes Reisegeld, um in die Residenz kommen und dort noch einige Zeit leben zu können."

„Und Reinhold?"

„Er nahm es an. Er reist noch diese Nacht ab, und du kannst ihn am Eingange des Waldes erwarten, wo die Straße vorbeikommt, um Abschied von ihm zu nehmen."

„Abschied!" rief Hedwig und lachte.

„Nein," sagte Fanny, „ich weiß es, du wirst nicht Abschied von ihm nehmen, du wirst mit ihm gehen."

Sie sah Hedwig fragend an. Als diese schwieg, war ihre bisherige Ruhe plötzlich hin; ihre Wangen rötheten sich glühend, und ehe Hedwig sich dessen versah, lag sie vor ihr, umfaßte ihre Knie. „Nehmt mich mit!" rief sie flehend, „nehmt mich mit! Ich werde euch in eurer Liebe nicht stören! Ich will eure Magd sein, ich will euch treu dienen; o, laßt mich nicht so allein mit mir! nehmt mich mit!"

Hedwig hob sie erschrocken auf. Gerührt, ja entsetzt von dem Ausdrucke der Verzweiflung, der auf dem Gesichte der Freundin lag, sagte sie schnell entschlossen: „Ja! so sei es! Komm!"

Diese Bereitwilligkeit brachte Fanny wieder zur Besinnung. Sie dachte eine Zeitlang nach, dann schüttelte sie den Kopf und sagte leise vor sich hin: „Wozu? Auch kann ich Das dem alten Manne nicht anthun."

So vor sich hinsprechend, reichte sie Hedwig abgewandt die Hand und ging ebenso still, als sie gekommen war, mit geneigtem Kopfe aus dem Gefängniß.

Hedwig war dieses Aussehen, dieses Benehmen der Vertrauten und Freundin nicht neu, und selbst wenn es ihr ungewohnt gewesen wäre, sie war jetzt zu sehr mit sich selbst beschäftigt und mit Dem, was ihr die nächsten Stunden bringen sollten, als daß dieser Abschied und die eben erlebte Szene einen merklichen Eindruck auf sie hätten hervorbringen können. Sie setzte sich wieder hin, drückte das Gesicht in beide Hände und versank in Nachdenken.

Es war schon tief dunkler Abend, als sie aufsprang und die Hand leise an das Schloß legte. Vielleicht hoffte sie die Thür geschlossen zu finden, denn sie drückte leise und langsam. Aber

die Thür war nicht geschlossen. Ein Seufzer entrang sich ihrem Busen, dann öffnete sie rasch, glitt die Treppe hinab und lief auf den Fußspitzen über den Hof, in die große Gesindestube. Dort an der Thür hingen immer mehrere Mäntel mit Kapuzen, wie sie die Dienstleute in diesen Gegenden zu tragen pflegen. Einen solchen nahm sie vom Nagel, ohne von den Dienstleuten, die am Herde saßen, bemerkt zu werden, da das Feuer in demselben nur ihren Winkel, nicht aber die entfernte Thür beleuchtete.

Sie warf ihn über ihre Schultern, zog die Kapuze über den Kopf und eilte so vermummt über die Brücke in die Nacht hinaus dem Waldsaume entgegen.

Die Hexe war auf Befehl des Vaters im Vorderhause mit Einrichten des Zimmers beschäftigt, das Herrn Scholle aufnehmen sollte.

Sechstes Kapitel.

Heinrich hatte seine Geschäfte in der Kreisstadt rasch abgemacht. Alfred war gut untergebracht; doch ließ sich der ältere Bruder nicht die nöthige Zeit, ihn auch in allen Einzelheiten zu versorgen, und schon am nächsten Tage trat er die Rückreise an. Es war ihm, als hätte er zu Hause Wichtigeres zu thun, und er beredete sich, daß es die angekündigte Ankunft des Freiers Scholle sei, die ihn so sehr zur Rückkehr drängte, da er in solchem Augenblicke doch die Schwester, auf deren Schicksal es abgesehen war, nicht allein lassen konnte. In Wahrheit aber waren es allerlei Ahnungen, die ihn heimwärts trieben und die in den heimischen Wirrnissen ihren Grund hatten. Der Kutscher konnte ihm die Pferde nicht schnell genug antreiben, und je mehr er sich den heimischen Wäldern und dem heimischen Dorfe näherte, desto mehr nahm seine Unruhe zu. Wohl wissend, daß ihn in nächster Zeit manche Schlichtung von Streit und Wirrsal erwarte, suchte er sich Menschen und Verhältnisse noch ein Mal recht klar zu machen,

um auf dem so geordneten Boden einen Plan seiner Handlungsweise zu entwerfen. So beschäftigt, verging ihm die Reise rascher, als da er noch mit unbestimmten Ahnungen zu kämpfen hatte, und schon fuhr er aus dem Walde heraus, auf dem Wege, der dem Dorfe entgegenführte, als er durch einen hellen Gesang aus seinem Nachdenken geweckt wurde. Die Worte des Gesanges lauteten:

Ich sitz' am Wege, ich sitz' am Pfad',
Wie die Blume, die Königskerze,
Und warte, bis der Geliebte naht,
Dem ich gebe mein ganzes Herze.

Die Sängerin, die in der That am Rande des Weges saß, hatte Kopf und Gesicht mit einem großen Tuche verhüllt, aber Heinrich erkannte lächelnd Stimme und Gestalt.

„Hexe," rief er erfreut, „du bist die Königskerze! Und ich bin es, den du erwartest und dem du dein ganzes Herze schenkst?"

Statt aller Antwort sprang Agnes in den Wagen, um den Bruder zu umarmen. Heinrich freute sich, dem lieben Geschöpfe wieder ins Auge zu sehen; aber wie er es that, schienen ihm mit Einem Male seine Ahnungen gerechtfertigt.

„Hexe," sagte er besorgt, „wenn du mit einer Posse anfängst, hast du was Trauriges zu sagen. Was ist vorgefallen?"

„Lasse nur gleich die Pferde hinab- und der großen Straße zuwenden," antwortete Agnes.

„Warum, was ist vorgefallen?"

„Sie sind fort!"

„Wer?" rief Heinrich erschrocken, „Reinhold und —"

„Und Hedwig," fügte Agnes bei. „In dieser Nacht sind sie fort, der Residenz entgegen, du holst sie vielleicht noch ein, bevor sie dort ankommen — du kannst sie ihm vielleicht noch entreißen."

„Ich Elender," rief Heinrich und schlug sich mit der Faust vor die Stirne, „ich Elender, der ich nicht den Muth hatte, das Unglück mit Gewalt zu verhüten. Aber ich traute ihm nicht Muth und Kraft zu solcher That zu."

„Er hatte sie wohl auch nicht," sagte Agnes, „Muth und Kraft dazu kamen von Hedwig."

„Ich will mit dem Vater sprechen!" sagte Heinrich.

„Was wird Das nützen," erwiderte Agnes, „der Vater ist wüthend, schiebt dir alle Schuld zu, schwört, daß ihm Hedwig nicht ins Haus darf, und wird dich nicht anhören. Das Beste ist, du verlierst keine Zeit und machst dich sogleich auf, sie zu verfolgen."

„Ich muß jedenfalls ins Schloß, um die Pferde zu wechseln; diese sind zu sehr abgehetzt."

„Der Vater wird dir diese ausspannen lassen," sagte Agnes, „und wird nicht erlauben, daß du andere anspannst." Heinrich dachte einige Minuten nach, dann befahl er dem Kutscher, ins Dorf und vor das Ott'sche Gehöft zu fahren; „der alte Ott," sagte er, „wird mir sein zweites Paar zur Verfolgung seines Sohnes leihen."

Vor dem Ott'schen Hofe angekommen, fanden sie den Eigenthümer auf einem Eckstein am Hofthore sitzend, mit gebeugtem Kopfe und zwischen den Knien durch auf den Staub der Erde niederstarrend. Als der Wagen vor ihm hielt, erhob er das Gesicht, das Heinrich um viele Jahre gealtert schien, und sagte: „Kommen Sie, um mir Vorwürfe zu machen, Herr Heinrich? Das weiß Gott im Himmel, ich bin nicht Schuld, und ich dürfte Ihnen eher vorwerfen."

„Sie haben Recht," sagte Heinrich, „aber es ist nicht Zeit zu Vorwürfen und Gewissensbissen — lassen Sie mir schnell Ihre Pferde vorspannen, daß ich den Flüchtigen nachsetze."

„Thun Sie Das," rief Ott; „es ist besser, Ihre Schwester bleibt ewig allein und mit der Schande behaftet, sich mit diesem Menschen geflüchtet zu haben, als daß sie, sei es wie immer, an ihn gebunden werde."

Er eilte in den Stall und kam nach einigen Minuten mit den Pferden zurück. Während er sie vorspannte, murmelte er immer vor sich hin: „Daß Ihrem Hause, daß dem Andenken

Ihrer Mutter Das aus meiner Familie kommen mußte! Wissen Sie, daß sie es war," sagte er lauter, „daß es Ihre Mutter war, welche die ersten Jahre seiner Studien bezahlte? Der Elende! Er weiß es! Und so dankt er ihr!" Agnes wendete sich ab, um nicht die Thräne zu sehen, die dem alten Manne aus dem Auge sprang und die er zu verbergen suchte, indem er sich vorn an der Deichsel zu schaffen machte. Dann erhob er sich wieder, und nach des Schulmeisters Hause deutend, sagte er: „Da drüben geht auch Manches vor. Ich weiß nicht, was, und habe Angst, es zu erfahren; aber das Mädel habe ich heute Morgens wie verrückt im Garten umherlaufen gesehen, und den Schulmeister sah ich am Fenster stehen und in den Tag hineinstarren, wie Einer, dem alle Gedanken ausgegangen."

„Ich sollte vielleicht hinüber!" sagte Heinrich.

„Nein, Herr Heinrich," erwiderte Ott entschieden. „Wer für Alle sorgen will, sorgt für Niemanden. Sehen Sie, daß Sie fortkommen und Ihre Schwester möglichst bald erreichen. Und seien Sie nicht schwach, nicht zu zärtlich und haben Sie nicht zu viele Rücksichten; was Ihnen der Elende oder die Unglückliche vorreden, zwingen Sie dieselbe zur Rückkehr, denn sie führt einen wahnsinnigen Streich aus und wird es Ihnen einstmals danken. Und nun glückliche Reise und gute Verrichtung! Soll ich Ihnen nicht noch ein Pferd vorspannen? Ich habe noch eines, freilich einen elenden Klepper!"

„Es würde wohl mehr hindern als fördern!" meinte Heinrich.

„Das ist wahrscheinlich! Glückliche Reise!"

Heinrich nahm Zügel und Peitsche, nickte noch einmal der guten Hexe zu und flog davon. Wenige Minuten darauf war er im Walde verschwunden. Agnes wendete sich langsam, um ins Schloß zurückzukehren. Am Hause des Schulmeisters vorbeikommend, schien es ihr unbarmherzig, so kalt vorüberzugehen, wo, wie sie von Ott erfahren, ebenso auch Unglück wohnte. Aber da sie den Fuß über die Schwelle der Hofthür setzen wollte, überfiel sie eine große Angst und Scheu vor diesem Unglücke; es war

ihr mit Einem Male, als wäre sie zu jung, als wäre es ihr noch nicht gestattet, jedes Unglück zu trösten oder auch nur zu kennen; sie wußte nicht, warum sie erröthete, und furchtsam schlich sie weiter. Aber wohin! das Schloß schien ihr so grausam öde — die beiden Brüder waren fort, die Schwester war fort, um vielleicht nie wieder zurückzukehren. So schlich sie auch am Schlosse vorbei, durch den Park über die trocken liegenden Steine des Baches, und lief sie endlich jenseits des Baches rasch über eine herbstliche Wiese und weiter einen Hügel hinauf, bis sie eine Mauer in ihrem Laufe aufhielt. Im Augenblicke war ein junger, an der Mauer wachsender Baum erklommen, aus seinen Zweigen sprang sie auf die Mauer und dann wieder auf die andere Seite hinab.

Sie stand im Kirchhofe. Der Weg, den sie nun nehmen sollte, war ihr von vielen geheimen Ausflügen hieher sehr wohl bekannt.

Mit beflügelten Schritten, als ob sie einer Umarmung entgegeneilte, lief sie durch die Reihen der Gräber. Auf einem derselben stand noch immer ein einfaches hölzernes Kreuz, und auf diesem standen die Worte: „Unsere Mutter!" Nicht die Kinder hatten diese Worte hingeschrieben; sie kamen von irgend einer unbekannten Hand. „Unsere Mutter!" las Agnes und wiederholte: „Meine Mutter! Meine Mama!" Und diese Worte ausrufend, warf sie sich auf den Hügel und brach in bittere Thränen aus.

Heinrich fuhr indessen durch die Wälder so raschen Trabes, als es die schlechten Wege gestatteten. Erst während der Nacht kam er auf die große Reichsstraße, die der Residenz entgegenführt und die sich viele Meilen weit durch unerquickliches, unmalerisches Land hinzieht. Erst nach Mitternacht hielt er in einem Wirthshause an der Straße, um den Pferden einige Erholung zu gönnen. Hier erfuhr er, daß allerdings vor ungefähr zwölf Stunden ein junges Paar vorbeigekommen war. Nach der Schilderung konnte er nicht zweifeln, daß es Reinhold und Hedwig gewesen. Die Reisenden waren den Leuten aufgefallen, weil sie

weder wie ein Ehepaar, noch wie Bruder und Schwester ausgesehen, und vor Allem, weil das Mädchen sehr niedergeschlagen schien, ihr grober Kapuzenmantel nicht zu dem Reste ihrer Kleidung paßte und sie sich selbst in der Gaststube, wie verschämt oder wie eine Entdeckung fürchtend, fortwährend das Gesicht mit der Kapuze verhüllte. Die Kellnerin versicherte, sie habe nicht so viel gegessen, als zur Nahrung eines kleinen Vogels nöthig sei, und die Wirthin meinte, man habe nicht unterscheiden können, ob der Herr, der mit ihr gewesen, sie tröstete oder ihr Vorwürfe machte. Der Herr habe auch ein Zimmer bestellt, um ein wenig auszuruhen, aber die junge Dame habe sich geweigert, ihm dahin zu folgen. Sie sei eine Zeit lang allein geblieben, und da habe man sehen können, daß sie unter der Kapuze weinte. Wenigstens habe die Bewegung des Kopfes ihr Schluchzen verrathen. Auf keinen Fall sah sie aus, als machte sie eine glückliche Hochzeitsreise. Der Herr sei einige Zeit vor dem Hause auf und ab gegangen und habe sehr verdrießlich vor sich hingemurmelt und seinen Hut zu wiederholten Malen ganz ärgerlich auf den Tisch geworfen und dann wieder schief aufgesetzt, als wollte er mit Jemand Streit anfangen.

Diese Berichte schnitten Heinrich ins Herz. Er konnte es nicht erwarten, daß die Pferde wieder vorgespannt wurden, und vor der ersten Morgendämmerung setzte er seine Reise fort. Er blickte in alle Wagen, die ihm mit Tagesanbruch und während des ganzen Vormittags entgegenkamen, in der schwachen Hoffnung, daß ihm einer vielleicht die unglückselige Schwester zurückbringe. Aber nur gleichgültige, unbekannte Gesichter sahen seinem forschenden Auge entgegen. Erst am Nachmittag sahen ihm plötzlich aus einem prächtigen vorbeirauschenden Reisewagen bekannte Blicke entgegen. Unwillkürlich zog er die Zügel an, und in dem Augenblicke hielt auch der Reisewagen, und während er hier vom Kutscherbocke sprang, eilte dort aus dem Innern Edmund hervor. Auf halbem Wege zwischen beiden Wagen lagen sich die Freunde in den Armen, während sich Frau Böcking hervorbeugte

und Heinrich herbeirief. Diesem aber war in seiner jetzigen Gemüthsstimmung der Anblick dieses wohlwollenden, freundlichen und befreundeten Gesichtes zu tröstlich und wohlthuend, als daß er dem Rufe der Frau Böcking sogleich gefolgt wäre. Doch bemerkte er auf diesem Gesichte bald eine gewisse Verlegenheit und Trauer, die er sich erst erklärte, als ihm Edmund, da sie endlich dem Wagen nachgingen, ins Ohr flüsterte: „Machen Sie sich auf manche unangenehme Aeußerung gefaßt; wir wissen Alles; wir sind den Flüchtlingen begegnet!"

In der That rief ihm Frau Böcking schon auf einige Schritte Entfernung ohne Rücksicht auf die Dienerschaft entgegen: „Schöne Geschichten, mein Herr Heinrich! Sehr schöne Geschichten! Glauben Sie, ich weiß es nicht, auf welcher angenehmen Lustreise Sie sich da befinden? Ich weiß es ganz wohl, Sie jagen einer entlaufenen Schwester nach! Ja, ja, wir sind den saubern Flüchtlingen begegnet; ich habe sie aufgehalten und ihnen einige unangenehme, aber verdiente Wahrheiten gesagt. Ich sollte Ihnen auch einige sagen, denn das Alles kommt vom Lesen, und Sie haben die Mädels zu viel lesen lassen und ihnen selbst zu viel vorgelesen. Ich habe nie gelesen, und darum habe ich mich nie entführen lassen. Glauben Sie, daß es nicht auch Leute gab, die Lust hatten, mich zu entführen? Besonders seit ich eine reiche Wittwe bin! Gottlob, es gab ihrer und sehr viele! — Nein, das werde ich mein Lebtag nicht vergessen, wie ich da mit Edmund aus dem Wagen steige, um ein wenig zu Fuß zu gehen, und wie mir da mitten im Walde das Pärchen entgegenkommt. Ich sah mich um, ob Sie nicht dabei sind oder Ihr Vater oder irgend eine respektable Garde de dame. — Gott bewahre, da ist Fräulein Hedwig allein mit einem Landstreicher. Ich fange gleich an, zu examiniren, zu verhören, und gottlob, das verstehe ich wie ein Kriminalrichter, und da hatte ich denn auch bald die ganze Geschichte heraus. Einen Augenblick dachte ich daran, das unglückliche Mädchen zu fassen, sie in meinen Wagen zu sperren und sie so nach Steinthal zurückzubringen."

„Das hätten Sie vielleicht thun sollen, Frau Böcking," sagte Heinrich. „Sie hätten uns einen großen Dienst erwiesen."

„Ich habe mich gehütet," erwiderte Frau Böcking mit Eifer, ja mit aufsteigendem Zorn. „Wissen Sie, daß sie einen Mantel auf dem Leibe hatte, wie eine Dienstmagd; ein solcher Mantel saß noch nie in meinem Wagen und soll auch nie hineinkommen. Und dann will ich mich fernhalten von solchen Geschichten. Ja, ja, sagen Sie es nur Ihrem Herrn Vater, es ist aus mit uns Beiden, aus unserer Heirath wird nichts; ich kann in eine Familie nicht heirathen, aus der sich die Töchter entführen lassen, und mit dem Adel ist es für jetzt auch aus. Die Geschichte wird Skandal machen, und in einem solchen Moment kann man doch eine Familie nicht adeln, die den Skandal macht und ein solches schlechtes Beispiel gibt. Warum soll ich dann Ihren Vater heirathen?"

„Allerdings!" lächelte Heinrich.

„Sehen Sie, Sie geben mir selber Recht. Und wie sehr würden Sie meine Entrüstung begreifen, wenn Sie erst Alles wüßten. Ich komme eben aus der Residenz, wo ich Alles fix und fertig gemacht habe; Tag und Nacht war ich auf den Beinen; wie viele Hofräthe, Regierungsräthe und Minister-Sekretäre habe ich besucht, wie viele Beredtsamkeit verschwendet! Wie liebenswürdig war ich mit der Geliebten des Polizeiministers; ich habe ihr meinen Shawl vom Leibe weg geschenkt, weil er ihr gefiel, einen Shawl, der direkt aus Persien kam und zweitausend Gulden kostete, zweitausend Gulden wie ein Kreuzer. Alle die Bestechungen, die ich für die Adelung des seligen Böcking leider umsonst verschwendete, kamen mir noch zugute — ich hatte für Ihren Papa nicht die Hälfte auszugeben, nicht dreißigtausend Gulden — nur die Taxen hatte er noch zu bezahlen; und das Alles ist umsonst — das Alles" — jammerte Frau Böcking — „einmal weil ich mich nicht mehr darum kümmere, und dann weil man, wie gesagt, nicht wird einen Mann adeln wollen, dessen Tochter durchgeht, und dann weil die Herren schon ihr Geld eingesteckt haben!"

„Das ist allerdings das Traurigste an der Sache!" sagte Heinrich mit demselben traurigen und zugleich spöttischen Lächeln.

„Ich glaube gar, Sie spotten noch!" rief Frau Böcking, indem sie beide Hände flach auf die Knie schlug. „Ihr Herr Papa wird nicht spotten, daß ihm eine so reiche Partie entgeht. Und er soll es gleich wissen; gleich, wie ich zu Hause ankomme, schicke ich ihm durch einen Expressen einen Absagebrief, und alle Welt soll es wissen, daß ich ihm abgesagt habe."

So sprechend, verschwand plötzlich der ernste und zornige Ausdruck aus ihrem Gesichte, um einem lauten Lachen Platz zu machen. Sie warf sich in den Wagen zurück und erschütterte ihn so sehr mit ihrem Gelächter, daß Heinrich, der am Schlage stand, die Bewegung fühlte.

„Es ist zu komisch," rief sie dann, immer lachend, „daß mir Das noch nicht eingefallen ist, — es ist unbezahlbar!"

„Darf ich wissen, was Ihnen so komisch erscheint?" fragte Heinrich.

„Es ist zu komisch," wiederholte Frau Böcking, „mein armer Scholle! Gerade heute kommt er in Steinthal an, um seine künftige Braut zu besichtigen. Das Gesicht, das er aus seinen großen Vatermördern herausmacht, das dumme Gesicht, wenn er erfährt, daß das Nest leer ist — das möchte ich sehen! Tausend Gulden gäbe ich dafür, wenn ich's sehen könnte! — Sie müssen wissen," fuhr sie, zu Heinrich gewendet, immer lachend fort, „daß er schon so im gewöhnlichen Leben ein höchst dummes Gesicht hat, mein guter Neffe Scholle, und daß ihm schon einmal eine ihm Bestimmte vor der Nase weg durchgegangen ist, aus purer Angst vor seinem dummen Gesicht. Da möchte ich denn dabei sein, um zu sehen, wie er erfährt, daß ihm Das zum zweiten Mal passirt."

„Und den Mann hatten Sie die Güte, meiner armen Schwester zu bestimmen," sagte er halb vorwurfsvoll, halb auf ihre heitere Stimmung eingehend — „hatte sie da nicht Recht, vor einem solchen Glück zu fliehen?"

„Nein," erwiderte Frau Böcking entschieden und wieder halb

erzürnt. „Nein, mein Neffe ist Beamter, Kreissekretär. Einen Schriftsteller einem Kreissekretär vorzuziehen, der vielleicht einmal Kreisrath wird, das ist unerhört, das ist unverzeihlich, das ist der höchste Grad des Leichtsinnes! Das ist ein Verbrechen!"

Da die beiden jungen Männer schwiegen, rief sie: „Meinetwegen!" und fügte dann ruhiger hinzu: „Ich bedauere nur Eines! Ein anderer schöner Plan geht mir zu Grunde — die kleine Hexe — es thut mir leid um sie."

„Die kleine Hexe," sagte Edmund, „wird für sich zu sorgen wissen. Um die ist mir nicht bange; was die thun wird, wird recht gethan sein."

„Das glaube ich auch," sagte Frau Böcking, „darum thuts mir leid, daß sie für uns verloren sein soll."

„Das ist noch die Frage," lächelte Edmund; „lassen wir sie erst achtzehn Jahre alt werden, dann wird die Sache von ihr entschieden werden, nicht von uns."

„Nicht von deiner Tante?"

„Nicht im Geringsten," versicherte der Neffe.

„Du willst dich auch empören!" rief die Tante in komischem Pathos.

„Für gewisse Angelegenheiten," erwiderte Edmund, „habe ich mir das Recht zur Empörung vorbehalten."

„Nun, wir wollen sehen," lächelte Frau Böcking; „ich sage von dir, was du von Agnes sagtest."

Heinrich begann, Abschied zu nehmen.

Edmund erbot sich, zum größten Entsetzen der Tante, ihn zu begleiten, aber Heinrich lehnte es dankbar ab.

„Es ist wohl am Besten," sagte er, „daß ich mit Hedwig, wenn ich sie erreiche, allein sei; jede Gesellschaft, die Gegenwart eines Dritten würde sie nur beengen, vielleicht demüthigen."

Edmund sah Das ein. Bald darauf flogen die beiden Wagen in verschiedenen Richtungen auseinander. Um die verlorene Zeit wieder einzubringen, trieb Heinrich die Pferde mit doppelter Gewalt an. Aber die armen Thiere waren ermattet und keines

kräftigen Trabes mehr fähig. Er dachte wohl daran, sie irgendwo in einem Gasthause am Wege unterzustellen und die Post zu nehmen, aber er kannte diese öffentliche Anstalt seines Landes zu gut, um nicht zu wissen, daß er dann auf jeder Station Zeit verliere und daß er selbst mit müden Pferden rascher weiter komme. Auch hatte er es bei dem großen Vorsprunge, den die Flüchtlinge vor ihm hatten, aufgegeben, sie auf der Straße zu erreichen. Er sagte sich, daß er seine Reise bis in die Residenz werde fortsetzen müssen, und da kam es im Grunde auf einige Stunden früherer oder späterer Ankunft nicht an. Was ihm Frau Böcking gesagt hatte, erhöhte nur noch seine Sorgen und Traurigkeit. Ihr Absagebrief wird den Vater noch mehr erbittern, und er zitterte für Hedwig vor dem Empfange, den er ihr bei ihrer Rückkehr bereitet sah. Die ganze Zukunft erschien ihm dunkel und verworren; er fing an, an Mittel und Wege zu denken, wie in das gestörte Leben der unglücklichen Schwester einige Klarheit und Beruhigung zu bringen. Wie sehr sich auch das Land, das er jetzt durchfuhr, mit jeder Stunde verschönerte, er hatte kein Auge dafür, ja, er sehnte sich in die Düsterniß der Wälder zurück, die er gestern durchfahren und deren dumpfes Sausen und Rauschen zu seiner Stimmung besser paßte, als das Lachen und Locken glücklicher Fluren. In seine Gedanken vertieft, merkte er es nicht, wie die Nacht zum zweiten Male herabsank, und daß ihn seine ermüdeten Pferde, ohne daß er es wollte, in ein Nachtlager brachten.

Es war das ein am Eingange in eine größere Provinzstadt gelegenes neues Gasthaus mit großen und hell beleuchteten Rundbogenfenstern, das sich bemühte, die Eleganz der Residenz-Gasthäuser nachzuahmen. Dem weiten und hohen Gastsaale mit einer Musiktribüne und Galerie auf halber Höhe sah man es an, daß er für Bälle und Lokalfeste bestimmt war, und trockene Laub- und Blumenfestons, die noch bruchstückweise an den Wänden hingen, sagten dieß noch deutlicher.

Die Gäste, die Heinrich hier versammelt fand und die an

vielen einzelnen Tischen ihr Nachtessen einnahmen, waren nur zum geringsten Theile aus der Ferne kommende Reisende; es waren meist die Honoratioren der Stadt, Kaufleute und Beamte und Gutsbesitzer aus der Umgegend. In dem Saale herrschte eben große Stille, trotz der Menge der Gäste, und Aller Blicke wendeten sich Einem Punkte zu.

Heinrich, nachdem er seinen Platz in einem entfernten Winkel eingenommen, folgte den neugierigen Blicken und sah dort, wo sie sich sämmtlich konzentrirten, auf einem in der Mitte des Saales stehenden Stuhle eine dicke Gutsbesitzersgestalt sitzen, welcher eine andere, an Aussehen sehr verschiedene Gestalt das Haar zerwühlte und, einzelne Worte vor sich hinmurmelnd, den Kopf betastete. Es war dieß offenbar eine phrenologische Schädelprüfung. Der Untersuchte lächelte verschämt und verlegen und sah manchmal mit einem erwartenden und fragenden Blicke zum Phrenologen hinauf. Dieser, ein langer blasser Mann mit dünnem Schnurrbart und auf den Nacken herabwallendem Haare, dessen Alter schwer zu bestimmen war, ließ sich weder durch die flehenden Blicke des Untersuchten, noch durch die Bemerkungen und mancherlei geflüsterten Witze um ihn her in seiner Beschäftigung stören und wahrte einen unerschütterlichen Ernst, eine Andacht, die er augenscheinlich seinem Publikum mittheilen wollte.

Endlich begann er zu sprechen, und das leiseste Geflüster im Saale hörte auf, um der gespanntesten Aufmerksamkeit Platz zu machen.

„Wohlwollen," sagte der Phrenolog mit lauter Stimme, indem er in die Luft sah und mit den Händen in den Haaren seines Gegenstandes zu wühlen fortfuhr, „zur Nachgiebigkeit geneigt, leicht versöhnt, leicht erzürnt, aber Zorn von kurzer Dauer, unüberlegt."

„Ganz richtig! Merkwürdig, sehr merkwürdig," murmelte man hie und dort.

Der Phrenolog fuhr fort: „Wenig Scharfsinn!"

Die Versammlung lachte, der Untersuchte lächelte gutmüthig mit ihr.

„Ziemlicher Idealismus!“ sagte der Phrenologe weiter.

Der dicke Mann lächelte verschämt und erfreut, während Einzelne aus der Gesellschaft die Köpfe zusammensteckten, um sich über die Bedeutung dieses Wortes zu besprechen, und ein dünner Mann mit weißer Kravatte, dem man von ferne den Advokaten des Ortes ansah, ihnen zurief: „Das sind die zwei Zinkstatuen in seinem Garten, die Bäuerin mit dem Kalb und der Bauer mit dem fetten Schwein.“

„Ausgesprochener Hang zu sinnlichen Genüssen!“ rief der Phrenologe, die Erklärung des Advokaten unterbrechend, indem er die Hand auf dem Hinterkopf ruhen ließ.

Schallendes Gelächter erfüllte den Saal, und unter Händegeklatsch verließ der dicke Mann den Stuhl, halb erfreut, halb verschämt, und ging von Tisch zu Tisch, um die Bestätigung in Empfang zu nehmen, daß die Untersuchung im Ganzen zu seinen Gunsten ausgefallen, daß er wirklich Wohlwollen und Idealismus besitze und daß der Phrenolog in der That ein Zauberer sei.

Der Phrenolog hielt indessen einen allgemeinen Vortrag, aus welchem hervorging, daß er vor Eintreffen Heinrichs seine Lehre auseinandergesetzt, daß er den größten Theil der Gesellschaft schon untersucht und daß er, wie er mit Vergnügen bemerkte und wie es ihm die Anwesenden bestätigten, sich nie, niemals geirrt habe, daß ihm selbst die Objekte, die Anfangs seinen Aussprüchen widersprochen, bei längerer Prüfung ihrer selbst die Richtigkeit seiner Bemerkungen haben bestätigen müssen, oder daß, wenn sie es selbst nicht gethan, es doch die unparteiische Gesellschaft gethan habe. Er machte darauf aufmerksam, wie er hierzulande fremd sei, wie er Niemand aus der verehrten Gesellschaft zu kennen die Ehre, oder früher zu beobachten die Gelegenheit gehabt habe. „Möge es mir gelungen sein,“ rief er, indem er beide Arme wie betend in die Luft erhob, „möge es mir gelungen sein, durch diese Beweise, mit diesen Siegen, an Ihnen, meine Herren, ebensoviele eifrige als erleuchtete Bekenner einer Wissenschaft geworben zu haben, einer Wissenschaft, deren Nutzen

für die Erziehung des Einzelnen wie des ganzen Menschengeschlechtes, im Privat- wie im Staatsleben, unabsehbar, unermeßlich ist, deren Verbreitung eine neue Aera in der Weltgeschichte eröffnet, deren Erkenntniß neue Basen für Psychologie und Anthropologie bietet, deren Lichter die dunkelsten Geheimnisse der Natur und Menschheit zu beleuchten bestimmt ist."

So fuhr der Phrenolog noch lange mit großer Beredtsamkeit fort, und die Versammlung horchte mit Andacht, obwohl hie und da ein starker Geist ein ungläubiges oder zweifelndes Lächeln auf die Lippen zu zwingen suchte. Nachdem er mit einer weittönenden Phrase geendet, verließ er plötzlich den Saal, aber nur, um nach wenigen Minuten mit einer großen Kiste zurückzukehren, die er dort, wo die Gesellschaft am Dichtesten zusammensaß, auf einen Tisch stellte. Er öffnete sie und stellte vor die erstaunten Augen der Versammelten eine Reihe phrenologischer Köpfe in Porzellan auf und legte vor jeden dieser Köpfe eine gedruckte Broschüre. Dann setzte er die Bestimmung dieser Köpfe auseinander, erklärte, wie man mit Hülfe derselben und der Broschüre sich auch allein in die Geheimnisse dieser neuen Wissenschaft einweihen oder wenigstens an deren Grundsätze, die er vorhin auseinandergesetzt, erinnern könne. Mit Neugierde griff man von allen Seiten nach den Köpfen, und der Phrenolog legte rasch vor Jeden, der einen solchen ergriffen hatte, auch eine Broschüre hin, indem er den Preis der beiden Gegenstände nannte. Er hatte einen guten Markt, obwohl Mancher nur mit Widerwillen in die Tasche griff und den angegebenen Preis nur aus Scham bezahlte.

Der Phrenolog steckte das Geld mit Würde ein und kündigte für morgen eine Vorlesung über eine weit faßlichere, noch interessantere und viel nützlichere Wissenschaft an: über die Mnemotechnik oder Gedächtnißkunde, mit deren Hülfe man sich jeden Namen, jede Zahl, jedes Ereigniß unverwischbar einprägen könne, die ein von Natur schwaches Gedächtniß mit Mitteln und Waffen ausstatte, um das stärkste naturwüchsige zu beschämen. „Und um sogleich mit meiner Lektion zu beginnen," sagte er lächelnd, „bitte

ich Sie, meine verehrten Herren, sich die Stunde 8 zu merken und dann den Namen Ihres ergebensten Dieners Dr. Job Sine."

Er verbeugte sich mit Anstand und ging, nach allen Seiten mit dem Kopfe grüßend, aus dem Saale. Die Herren sprachen noch einige Zeit über die Fortschritte der Wissenschaft und über den merkwürdigen Mann, den Doktor, den die Einen für einen großen Kopf, die Anderen für einen Charlatan erklärten.

Der Bürgermeister meinte, es sei doch schön, daß jetzt die neuesten Errungenschaften der Wissenschaft auch ihnen in diese Stadt zugebracht werden, und es sei nicht zu leugnen, daß diese immer mehr einen großstädtischen Charakter annehme. Es sei nur Schade, daß nicht ein Saal da sei, wo sich die Wissenschaft würdiger präsentiren könne, als in einem Gasthause.

Der Rentmeister versicherte, er glaube ebensowenig an die Phrenologie als an die Gedächtnißkunde, und er würde bei seinem Unglauben beharren, selbst wenn ihm die unumstößlichsten Beweise zu deren Gunsten vorgelegt würden; denn erstens widersprächen deren Lehren seinem Gemüthe, und dann seien es neue Wissenschaften, und ein Großer habe gesagt, es gebe nichts Neues unter der Sonne.

Ein Domänenpächter versicherte, das sei ganz richtig.

„Ich habe," sagte er, „zwei Bücher, da steht schon Alles darin — Funke's Naturgeschichte und Burdachs Anthropologie. Wenn ich in einem dieser Bücher zwei Seiten lese, so meine ich immer, Alles zu wissen. Uebrigens habe ich einen Hofmeister für meine Kinder, der mir alle Fragen beantwortet. Indessen," fügte er wohlwollend hinzu, indem er die linke Schulter bis ans Ohr hinaufzog, „indessen muß man mit seiner Zeit fortschreiten. Diese Phrenologie ist vielleicht in der Wissenschaft, was die Säe- und Dreschmaschine im Ackerbaue."

Der Rentmeister seinerseits fand auch Dieses richtig, und darin, daß man mit seiner Zeit fortschreiten müsse, stimmten Alle überein.

Während dieser Diskussion bezahlten die Herren ihr Nacht-

essen, begrüßten einander, und lange vor zehn Uhr war der Saal beinahe leer. Die Kellnerin ging und löschte die Lichter aus. Nur noch der Winkel, in dem Heinrich saß, war beleuchtet, und diesem Umstande verdankte er die interessante Bekanntschaft des Dr. Job Sine.

Dieser nämlich trat wieder ein, als kaum sein Auditorium den Saal verlassen hatte. Er war aber dießmal ein ganz anderer Mann; der würdige Ernst, das Pathos, mit dem er vorhin seine Vorträge hielt, war ganz aus seinem Gesichte verschwunden; die gute Ernte, die er gemacht, erfüllte ihn augenscheinlich mit einer großen Freudigkeit, und ein ironischer Blick flog über die Gegend des Saales, den seine Zuhörer bevölkert hatten. Er rieb sich die Hände und zwickte die Kellnerin, bei der er ein Nachtessen, aber ein gutes, bestellte, im Vorübergehen in die Backen. „Von euren edlen und hochedlen Honoratioren allen", sagte er verachtungsvoll, hatte auch nicht ein Einziger die gute Idee, mich für meine unvergleichlich und gratis ertheilten Belehrungen zu einem Nachtessen einzuladen, obwohl ich mit erstaunlicher Freigebigkeit wenigstens einem Dutzend von ihnen diese schöne Tugend aus den dicken Schädeln herausgelesen habe. Nicht Einem fiel es ein, diese schöne Eigenschaft zu bethätigen und so für meine Wissenschaft zu zeugen. Rosine, es sind arge Dummköpfe, eure Honoratioren, he?"

Rosine lachte und schielte, um den Doktor zu warnen, zu Heinrich hinüber.

„Das ist ein Fremder," sagte der Doktor gleichgültig; „ich habe ihn beobachtet, während ich meinen Hokuspokus machte. Er hält von mir, meiner Wissenschaft und der verehrten, phrenologisch bearbeiteten Gesellschaft gleich viel. Stelle mir mein Nachtessen auf seinen Tisch, Rosine. Ich habe das Bedürfniß, mit einem Menschen zu sprechen, der mein Treiben verachtet."

Er näherte sich Heinrich mit vielem Anstande und noch mehr Bescheidenheit und bat ihn, sein Nachtessen an seinem Tische,

wenn er es erlaubte, in seiner Gesellschaft einnehmen zu dürfen. Heinrich antwortete mit einer einladenden Verbeugung, und der Andere fuhr, indem er sich setzte und sich noch einmal verbeugte, fort: „Ich erlaube mir, mich Ihnen vorzustellen. Ich heiße Dr. Job Sine und bin ein Mann, der den Leuten vom Schädel abliest, was ihm ihre Gesichter verrathen, und der, als Meister des Styls, nicht Alles sagt, sondern Mehreres weise verschweigt."

„Wenn ich nicht irre," sagte Heinrich lächelnd, „so habe ich Sie, Herr Doktor, vor zwei Jahren unter anderem Namen und als Journalist gekannt. Sie lebten damals in der Residenz."

„Ganz wohl," bestätigte der Doktor, „ich hieß damals Cyrill Kreutzer und hatte die Absicht, unter diesem Namen mehrere Werke zu schreiben; da ich aber die schriftstellerische Laufbahn aufgab, habe ich auch wieder einen anderen Namen angenommen. Ich liebe die Pseudonymität und diesen Wechsel. Unter jedem Namen begegnet Einem etwas Unangenehmes, und wenn man viel und schnell lebt, trägt und schabt sich ein Name ab wie ein Rock, und ein neuer Name thut dann so gut wie ein neuer Rock. Aber darf ich fragen, woher mir die Ehre kommt, von Ihnen gekannt zu sein?"

„Ich sah Sie," erwiderte Heinrich, „im Atelier meines Freundes, des Bildhauers Willibald; Sie wollten damals über Kunst schreiben und besuchten sämmtliche Ateliers."

„Das hat sich als schlechte Spekulation herausgestellt," fiel ihm der Doktor ins Wort; „den Künstlern in der Residenz geht es selbst zu schlecht, als daß man mit einigem Vortheil über sie schreiben könnte. Was fällt dabei ab? Hie und da eine Farbenskizze oder Zeichnung, die man aufbewahren soll, bis der Verfertiger berühmt wird. Es ist nichts mit der Kunst —"

„Heute sind Sie Phrenolog und Mnemotechniker?"

„Ich bin, was ich nach den Geboten der Zeit sein muß."

„Ich verstehe Sie nicht — entschuldigen Sie," sagte Heinrich lächelnd.

„Sie werden mich gleich verstehen. Im siebzehnten Jahr-

hundert wäre ich Alchymist oder Astrolog geworden, im achtzehnten Jahrhundert Rosenkreuzer und Nekromant; heute bin ich, was verdorbene Genies, die nichts gelernt haben, heute werden müssen."

Der Doktor verschlang ein großes Stück Fleisch und goß ein Glas Wein darüber, wischte sich den Mund ab und fuhr fort: „Halten Sie mich nicht für unbescheiden, wenn ich mich ein Genie nenne, selbst ein verdorbenes; ich bediene mich nur des landläufigen Ausdruckes und will damit sagen, was der Vulgus darunter versteht. Ich weiß, daß es keine verdorbenen Genies gibt, und daß Diejenigen, die man so nennt, am Allerwenigsten Genies sind. Ich bin einer von Denen, die mit großen Phantasie-Intuitionen und noch größerer Trägheit des Geistes ihre Laufbahn beginnen, ohne einen Begriff von dem reellen Inhalt der Welt und der Dinge und ohne die geringste Kraft, ihrem eigenen Wesen einen Inhalt zu verschaffen. Kurz, einer von Denen, die mit großen Phrasen, wie mit geschwellten Segeln, in die Welt hinein segeln, aber ohne Ziel und Steuer. Viele von Diesen enden damit, daß sie unverständliche mystische oder auch liederliche Bücher schreiben; Jene wollen für tief, Diese für überkräftig gelten. In der Politik schließen sie sich immer den extremsten Parteien an, den Pietisten, den Ultramontanen oder den Kommunisten. Wir sind immer talentlos, immer charakterlos, aber nicht immer ganz schlecht. Denen, die zur letzten Kategorie gehören, kommt es nur darauf an, den Schein zu retten, als ob sie doch irgend eine Wissenschaft oder eine Kunst besäßen, da es ihnen schwer wird, sich ganz von der Welt zu trennen, an die sich ihre Gedanken gewöhnt haben. Aber zu energielos und zu talentlos, um etwas Rechtes zu lernen, werfen sie sich auf etwas, was man in einer halben Stunde oder mit dem angestrengten Fleiße eines Tages lernen kann, und was doch wie eine Wissenschaft oder eine Kunst aussieht, und in dieser Beziehung hat die moderne Zeit wahrhaft mütterlich für uns gesorgt. Wir werden Phrenologen, wir werden Mnemotechniker, wir werden

Daguerreotypisten, manchmal Magnetiseure, oft Alles zusammen. Wie es den Anschein hat, will die Zeit für ihre verlorenen Söhne noch mütterlicher sorgen, denn, wenn es so fortgeht, eröffnet sich uns bald ein weites Feld der Thätigkeit und werden wir trotz St. Germain und Cagliostro bald prophezeien, Lebenselixire bereiten und Todte beschwören. Dann ist unser goldenes Zeitalter gekommen. Es verbreiten sich Russen und Polen genug über die Erde, um überall unsere Apostel zu machen; die höheren Stände sind überall vom besten Willen beseelt, den aufgeklärten Völkern diese Schlingen um den Hals werfen zu lassen und sich — wie Das immer geht — zuerst in diese Schlinge zu verstricken. Die Frommen werden uns gewähren lassen, ja uns selbst Schauplatz, Mittel und Schauspieler vorbereiten."

Doktor Sine lächelte bei diesen Worten, wie man bei einer schönen Aussicht in die Zukunft lächelt, und that einen neuen und tiefen Schluck. Doch fügte er hinzu: „Indessen ist Das nur eine Hoffnung, eine Kombination, auf die Richtung der allgemeinen Stimmung gebaut, und diese kann trügen und über Nacht eine andere Wendung nehmen; auch weiß ich nicht, ob ich dazu gemacht bin, einen rechten Geisterseher vorzustellen, und ob ich die rechte Lust dazu habe, wenn nicht Hoffnung da ist, es so weit zu bringen, wie der Dr. Balsamo, oder einst gefeiert zu werden, wie der Armenier Schillers. Auch ist die Zeit noch nicht gekommen und ist es nothwendig, etwas zu finden, was den Zwischenraum zwischen Jetzt und Künftig überbrückt. Phrenologie und Mnemotechnik langweilen mich schrecklich, obwohl ich das Geschäft erst einige Monate lang treibe; mit dem Magnetismus braucht es Zeit, bis man sich einen Namen macht, und ich habe keine Zeit zu verlieren. So bin ich denn auf einen zeitgemäßen Gedanken gekommen, der Kunst und Industrie aufs Schönste verbinden soll.

„Darf ich fragen?" sagte Heinrich.

„Warum nicht? Sie sehen mir aus wie ein ordentlicher Mensch, von dem ich keine Konkurrenz zu befürchten habe. Ich

will das Daguerreotyp, oder vielmehr seine neueste Vervollkommnung, die Photographie, popularisiren."

„Ist Das nicht schon bis zu einem gewissen Grade geschehen?"

„Bis zu einem gewissen Grade — ja — aber Unsereins treibt Alles gern auf den höchsten Grad. Mit einem großen Wagen, wie ihn Menagerie-Besitzer oder Kunstreiter haben, will ich von Markt zu Markt, von Haus zu Haus fahren und die Leute überall abkonterfeien. Vor der Hausthüre, auf dem Felde, wo der Bauer arbeitet, auf der Landstraße halte ich den Handwerksburschen und Fuhrmann auf und photographire ihn im Vorbeifahren — für fünf Groschen, für drei, für zwei, für Einen!"

„Der Gedanke scheint mir gut," sagte Heinrich, nur um etwas zu sagen.

„Ausgezeichnet!" rief der Doktor und schwenkte die Hand über dem Kopfe; „es fehlt nur Eines!"

„Und das ist?"

„Was immer fehlt, das Geld!"

„Es thut mir leid," sagte Heinrich achselzuckend.

„Oh!" rief Doktor Sine ablehnend, „es ist mir in der That nicht eingefallen, Sie ins Mitleid zu ziehen. Ich habe Hülfsquellen. Ich dachte daran, Aktien auszugeben — da erfuhr ich zu meiner Freude, daß ein alter Freund, der mir seit Jahren aus den Augen gekommen, eine schöne Erbschaft machte — er oder wenigstens sein Vater. Ich bin eben auf dem Wege, ihn aufzusuchen."

„Viel Glück," sagte Heinrich, „aber sind Sie auch sicher, daß er sein Geld zu diesem Unternehmen hergeben werde?"

„So viel als gewiß," versicherte der Doktor. „Sehen Sie, dieser Freund ist ebenfalls ein Genie, wie ich es gewesen, er war ein Meister in der Phrase, er hatte hundert Pläne im Kopfe und führte nicht einen einzigen aus, er fing Alles an und brachte nichts zu einem Ende — meiner Berechnung nach muß er jetzt auf dem Punkte angekommen sein, wo man Phrenolog, Mnemotechniker, Magnetiseur oder Photograph wird, und diesen

Moment will ich benützen. Können Sie mir nicht sagen, wie weit es ist und welchen Weg ich einzuschlagen habe, um nach Steinthal zu gelangen?"

„Steinthal?" rief Heinrich erstaunt, „was wollen Sie in Steinthal?"

„Dort eben haust der Edle, den ich suche."

Heinrich legte seine Stirne in Falten. „Meinen Sie Reinhold Ott?"

„Richtig! Kennen Sie ihn?"

Heinrich antwortete nicht. Das Blut schoß ihm zu Kopfe. Er fühlte sich gedemüthigt wie nie. So lange hatte er mit Verehrung an einem Menschen gehangen, der zu derselben Klasse gehörte, wie die zerfahrene, äußerlich und innerlich verlebte zerfaserte Persönlichkeit, die vor ihm saß und mit einer Unverschämtheit, die bereits Natur und Naivetät geworden, verächtliche Grundsätze und Pläne auskramte. Er fühlte sich gedemüthigt, daß ein solcher Mensch so nahe an sein Leben greifen und sein Schicksal mit dem seinigen verketten konnte, daß seine Schwester in solche Kreise, in eine solche Welt gezogen wurde. Es war in diesem Augenblick noch mehr der Stolz des ehrenhaften Mannes, als die Bruderliebe, was sich in ihm gekränkt fühlte.

„Sie kennen Reinhold Ott?" fragte Dr. Sine wieder und setzte dringender hinzu: „Ist es richtig mit der Erbschaft?"

Heinrich erhob sich. „Mit der Erbschaft ist es nichts, und Reinhold Ott ist nicht in Steinthal, also können Sie Ihre Reise aufgeben, Herr Doktor!" So sprechend, verneigte er sich kurz und verließ den Saal. Der Doktor war etwas erstaunt über das plötzlich so barsche Benehmen seines neuen Bekannten; doch dachte er nicht lange darüber nach, da er Anderes zu denken hatte. „Wenn mein Reinhold kein Geld hat," brummte er vor sich hin, „mag er sein wo immer. Auf das verlorene Subjekt allein kommt es mir nicht an."

Siebentes Kapitel.

Früh Morgens war Heinrich wieder auf offener Landstraße. Nach einer mehr durchwachten als durchschlafenen Nacht hatte er sich schon mit Sonnenaufgang aufgemacht und bereits mehrere Meilen zurückgelegt, niedergeschlagen, traurig vor sich hinbrütend, ohne einen Gedanken festhalten zu können. Er fühlte die Erschöpfung, die er nach den Ereignissen und der beständigen Bewegung der letzten Tage fühlen mußte; was in seiner Lage durchzudenken war, hatte er schon wieder und wieder durchgedacht — das ist der Moment, der in unglücklichen Tagen, wo die Natur ihr Recht behauptet, sich herbeischleicht und hinter dem Rücken des ermüdeten Gedankens dem Körper neue Erquickung zusteckt. Heinrich hielt noch immer die Zügel der Pferde fest, glaubte sie noch immer anzutreiben, als er schon in tiefen Schlummer versunken hinfuhr. Und solcher Schlummer ist auch die Zeit, da die bösen Träume, die frischer Kummer bringt, endlich weichen und die Seele, sehnsüchtig nach Glück, sich in schöne Träume flüchtet, die Erinnerung aufwühlt und die liebsten Gestalten aus der Vergangenheit heraufbeschwört. Heinrich sah sich wieder in seinem Stübchen in der Residenz; und dieses Stübchen war zugleich ein hohes geräumiges Bildhauer-Atelier, voll der herrlichsten Statuen, die mit lebendem Auge auf ihn niederblickten, oder selbst wie lebend in ihrer schön gefalteten Gewandung anmuthsvoll und majestätisch auf und nieder wandelten. In ihrer Mitte arbeitend und in der Tracht eines italienischen Künstlers aus dem 15. Jahrhundert stand Willibald mit Hammer und Meißel in Händen, während kleine Knaben, lachend und scherzend, wie im Spiele, ungeheure Marmorblöcke herbeiwälzten, aus denen bereits wie aus halbbearbeiteten Steinen ganze oder halbe menschliche Gesichter herabblickten. Eines dieser Gesichter glich der guten Marie, die er vor der Thür seiner Stube sprechen hörte und die jetzt die Thür halb öffnete und überaus freundlich hereinblickte.

Heinrich wollte ihr entgegen, als der schöne Traum sich zu verdüstern anfing und einer der Knaben den größten Marmorblock ihm entgegen- und auf seine Brust wälzte — er ächzte auf und wollte sich losmachen, als ihn Willibald beim Namen rief.

„Heinrich! Heinrich!“ erscholl es voll Jubel.

Heinrich öffnete die Augen. Es war kein Traum; die Pferde hielten, Willibald schwang sich eben in den Wagen und schlang nach einem Augenblicke beide Arme um den alten Freund. Für Heinrich verschwammen noch Traum und Wirklichkeit zu sehr in einander, als daß er sich schnell fassen und mit voller Besinnung Alles um sich her hätte erkennen mögen. Er ließ sich umarmen, er umarmte unwillkürlich selber den Freund, er hörte wiederholt seinen Namen nennen und mancherlei freundliche Anrede, ohne noch recht zu sehen oder zu begreifen, was um ihn her vorging. Willibald lachte vor Freude und über den verschlafenen Freund, und lachte noch lauter, obwohl gerührt, als er aus einigen in der Verwunderung ausgestoßenen Worten erfuhr, daß der Freund eben von ihm geträumt hatte. Wie ein Nachtwandler folgte Heinrich seiner Einladung und stieg vom Wagen, und es war ihm noch immer wie im Traume, als Willibald die Zügel der Pferde ergriff und den Wagen wendete, um ihn in der Richtung zurückzuführen, aus der Heinrich eben gekommen war. Auf festem Boden stehend, obwohl noch immer erstaunt, faßte er sich wohl und fing an zu begreifen, daß er zufällig und im Schlafe, auf offener Landstraße seinem Freunde begegnet sei; aber er fiel wieder in den Zweifel zurück, als er von einem anderen Wagen eine zweite Gestalt auf sich zukommen sah, die in der That den unglaubwürdigen Charakter einer Traumgestalt trug. Es war eine weibliche Gestalt, die langsam, gebeugt herbeischwankte, ganz in Mantel und Kapuze gehüllt, die erst, da sie sich näherte, plötzlich ihre Schritte beflügelte und mit Einem Male schluchzend als seine Schwester Hedwig an seinem Halse hing.

„Ist es möglich!“ rief Heinrich. „Bist du es, Hedwig, meine Schwester! Oder träume ich noch?“

„Sie ist es, Heinrich,“ bestätigte Willibald; „ich bringe dir sie zurück.“

Diese Worte brachten ihn in der That zu sich.

„Was ist das? Wie kommt das Alles?“ fragte er, indem er die Schwester immer wieder an sich drückte.

„Das geht Alles auf die natürlichste Weise zu!“ rief Willibald, indem er sich vor Freude die Hände rieb. „Das soll dir Alles erklärt werden, wenn du dich erst genugsam mit ihr und ein wenig mit mir gefreut hast.“

Heinrich sah erst jetzt den Freund mit ganzem Bewußtsein an; dann die Beiden an den Armen fassend, ging er in ihrer Mitte, langsam, schweigend, manchmal den Kopf schüttelnd, den beiden Wagen nach, die ruhig ihres Weges zogen.

„Habe ich dich wieder, meine Schwester — und dich, mein Freund“ — sagte er und drückte ihre Arme an sich — „was habe ich jetzt noch zu wünschen — jetzt löst sich ja Alles gut, und mir ist, als sollten heitere Tage anbrechen.“

Hedwig senkte den Kopf, Willibald lächelte, als wollte er den Freund in seiner Meinung bestätigen.

„Aber wie kommst du hieher?“ fragte dieser.

„Nun, ich komme zu dir, um dich wiederzusehen, um mit dir zu plaudern und mit dir zu leben und — war es nicht verabredet? — um endlich an das Werk zu gehen, du weißt es ja, das Denkmal der Mutter.“

„Du hast, wie ich ahne,“ antwortete Heinrich, „ihrem Andenken schon einen großen Dienst geleistet.“

Hedwig ließ seinen Arm los und ging einige Schritte voraus.

„Erkläre mir,“ fuhr Heinrich fort, „wie kamst du mit Hedwig zusammen?“

Willibald antwortete nicht. Er sah Hedwig nur mit theilnehmenden Augen nach, wie sie immer rascheren Schrittes weiterging und endlich in den Wagen stieg.

„Armes Kind!“ sagte er dann, „wie muß ihr jetzt zu Muthe sein, da sie weiß, daß ich dir erzählen werde!“

Dann hielt er ein wenig inne und begann erst wieder, als der Raum zwischen ihnen und Hedwig so groß war, daß sie nichts mehr hören konnte: „Ich arbeitete, wie du aus meinen Briefen weißt, seit Monaten im Schlosse des Grafen Galton, wo ich einen Fries mit Basreliefs ausschmückte. Seit einigen Tagen bin ich mit der Arbeit zu Ende, und ich habe genug gewonnen, um einige Zeit zuzusehen oder auch eine Reise nach Italien machen zu können. Graf Galton verschaffte mir außerdem ein Stipendium zu diesem letzteren Zwecke. Aber ich wollte erst noch dich gesehen und wo möglich auch den Grabstein deiner Mutter gesetzt haben. Es drückte mich während dieser ganzen Zeit, daß ich meinem Nutzen und den Rücksichten meiner Laufbahn folgte und das Liebeswerk hintansetzte. Aber du hast es ja selbst so gewollt. Nun, es hat auch seine guten Folgen; ich habe eine beim Grafen Galton überflüssig gewordene große Marmorplatte billig an mich gebracht, die uns gute Dienste leisten wird; auch habe ich indessen das Basrelief recht kennen gelernt, und ich glaube, etwas Rechtes machen zu können, was dieses Grabes würdig sein wird.“

Heinrich drückte ihm die Hand; er fuhr fort: „Ich machte mich sogleich nach Beendigung meiner Arbeit auf den Weg zu dir. Gestern kam ich in ein einige Meilen von hier gelegenes Landstädtchen und übernachtete daselbst. Die Gegend ist hübsch, und das Städtchen hat eine sehr interessante alte Kirche aus dem neunten Jahrhundert. Beides betrachtete ich im Mondschein und kehrte dann in meine Stube zurück. Da ich die ganze Zeit zu sehr beschäftigt war und dir doch nicht mit leeren Händen kommen wollte, setzte ich mich hin, um eine vorläufige Zeichnung des Grabsteines zu entwerfen. So saß ich ganz stille da, als ich in die Stube nebenan, von der ich nur durch eine alte, freilich verschlossene Thüre getrennt war, Gäste eintreten hörte. Ich erkannte sofort eine männliche und eine weibliche Stimme, beachtete aber meine Nachbarn nicht weiter und fuhr fort, zu zeichnen. Ich führte den Grabstein aus und zeichnete dann mit wenigen Strichen die Kirchhofmauer, den Wald, überhaupt einen Theil der Landschaft

hinzu, um mir das Werk in seiner Umgebung vorzustellen. Dann, wie um es zu vollenden und abzuschließen, schrieb ich in den zu diesem Zwecke bestimmten Raum den Namen deiner Mutter. Ich saß befriedigt vor meiner Arbeit, wie vor einem vollendeten Werke, und doch in Erinnerung an die treffliche Frau, die ich als deine Mutter und aus deinen Erzählungen lieben gelernt hatte, von manchen traurigen Gefühlen und Erinnerungen angeweht. Da wurde ich durch ein immer lauter und lauter werdendes Sprechen im Nebenzimmer in meinem stillen Betrachten und Hinträumen gestört. Der Mann ging mit großen Schritten in der Stube auf und nieder, hielt manchmal in der Nähe der Thüre, die in meine Stube führte, so daß es mir war, als ob er zu mir spräche, und ergoß sich in einem Strome der Beredtsamkeit, dem ich bald mit einem gewissen Kunstinteresse zuhorchte. Er sprach über die Nothwendigkeiten des Lebens und verspottete die Idealisten, welche die Mittel verachten, die zur Befriedigung dieser Nothwendigkeiten dienen, als da sind Geld und Geldeswerth. Er nannte dieß eine Verkennung der Poesie, der wahren Poesie, die auf Wirklichkeit beruhe; diese Idealisten aber bezeichnete er als Narren, als verschrobene Köpfe, die an ihrem eigenen Unglücke und am Unglücke Anderer Schuld seien. Verrückte Mädchen aber, mit Roman-Ideen im Kopfe, ohne allen Begriff von den Bedingungen des Lebens, seien die schlimmsten dieser Idealisten. Ein lautes Schluchzen, das sich manchmal mitten in den Reden des Mannes hören ließ, verrieth mir, daß diese nicht in die Luft, sondern an eine bestimmte Person gerichtet seien. Der Redner ließ sich nicht stören und fuhr aufs Philosophischeste und Grausamste fort, seine Zuhörerin mit Vorwürfen zu überhäufen, denn bald war es mir klar, daß diese Rede nichts Anderes war, als ein fortgesetzter Vorwurf, daß diese Zuhörerin nicht besser für „die Nothwendigkeiten des Lebens“ gesorgt, daß sie, die Tochter eines reichen Mannes, wie eine arme Abenteurerin in die Welt lief, daß ihn und sie in der Residenz nichts als Elend erwarte, und daß er von ihrer Klugheit etwas Besseres gehofft habe. Es

wurde mir klar, daß es sich hier nicht um ein Ehepaar, sondern um eine Entführung handle, und daß sich der Entführer in gewissen Hoffnungen getäuscht sah. Das Drama, das ich nicht sah, nur rezitiren hörte, fing an, mich in hohem Grade zu interessiren, und Das um so mehr, als ich hier wirklichen Idealismus mit dem alltäglichsten, aber in schöne Reden gehüllten Positivismus oder Eigennutz im Konflikte sah."

Heinrich seufzte. Willibald athmete auf und sagte: „Eigentliche Ursache zur Betrübniß hast du nicht, Heinrich. Was mich betrifft, ich möchte mir das ganze Erlebniß um einen hohen Preis nicht abkaufen lassen."

„Ich verstehe dich nicht!" sagte Heinrich erstaunt.

„Laß dir indessen weiter erzählen. Meine Theilnahme wurde noch höher gesteigert, als ich vorhin ausdrückte. Das Schluchzen, das den Redner unterbrach, verwandelte sich manchmal, besonders wenn die Vorwürfe zu deutlich wurden, in Worte. Diese verstand ich nicht, wohl aber hörte ich einzelne Ausrufe, besonders aber, wenn sie bald weinend, bald zornig: ‚Reinhold! Reinhold!' rief. Der Name kommt nicht häufig vor; ich kannte nur den Einen Reinhold, von dem du mir ehemals erzählt und in der letzten Zeit manchmal geschrieben. Ich befand mich auf dem Wege zu dir, ich war in Folge meiner Arbeit eben mit meinen Gedanken bei dir und in deinem Kreise; aus deinen letzten Briefen wußte ich, was bei euch vorging — kein Wunder also, daß ich in dem angerufenen Reinhold Reinhold Ott vermuthete. Sollte die Weinende, die Entführte Hedwig sein? War es Fanny? Oder irgend eine andere Unglückliche? Ich horchte mit der größten Spannung, und ich gestehe dir, daß ich mich etwas der Thür näherte. Aber ein weiblicher Name wurde nicht genannt; Reinhold gebrauchte nur Zärtlichkeitsausdrücke, wie ‚mein Engel', ‚mein Schatz', ‚Liebchen', die um so empörender klangen, als sie zu den verhüllten Grausamkeiten seiner Rede einen argen Gegensatz bildeten. Es wurde stille in der Stube. Reinhold ging auf und ab, und das Schluchzen des Mädchens hatte sich beruhigt.

Erst ziemlich spät wurde es wieder lauter, als die weibliche Stimme Reinhold aufforderte, das Zimmer zu verlassen — sie wolle sich zu Bette legen."

Heinrich sah hier seinen Freund etwas furchtsam von der Seite an.

„Sei ruhig," sagte dieser, „du kannst mich ansehen, während ich weiter erzähle. Deine Schwester kommt dir so rein zurück und vielleicht geläuterter, als sie entflohen ist."

„So erzähle," sagte Heinrich.

„Nein!" erwiderte Willibald. „Wollte ich dir einzeln mittheilen, was ich jetzt hörte — es würde deinem brüderlichen Herzen jedenfalls einen schmerzlichen Eindruck machen. Nur so viel: ich erfuhr aus dem Kampfe, der jetzt begann, daß ihm schon ein ähnlicher, mit gleichem Erfolg vorhergegangen sein mußte; ich erkannte auch, daß die Unglückliche, als sie mit Reinhold entfloh, nicht wußte, was sie that. Sie glaubte, ihm damit keine Rechte einzuräumen, ja sie hatte keine Vorstellung davon, welche Rechte er aus ihrem Schritte ableiten zu können meinte. Sie war aus einer schönen Täuschung abgrundtief in Verzweiflung gesunken. Mein Freund, ich werde es nicht vergessen, welches Staunen aus ihren Worten sprach, welche Angst, ja welches Entsetzen! Es drängte mich, die Thür zu sprengen und hinein zu stürzen, um die Reinheit gegen kalte Verderbtheit in Schutz zu nehmen. Aber es war mir, als müßte ich noch warten, als müßte mir noch ein Zeichen werden, daß ich zu diesem Schritte, zu dieser Einmischung berechtigt sei. Das Zeichen ließ nicht lange auf sich warten. ‚Liebchen, komm und laß, laß uns sehn, wie froh die Götter sind!' hörte ich Reinhold deklamiren. Die Deklamation in solchem Momente schien das Mädchen aufs Aeußerste empört zu haben; ich hörte sie aufspringen und mit einer Stimme, die vor Wuth zitterte, ausrufen: ‚Fort, zur Thür hinaus, elender Komödiant!' — Eine Sekunde lang blieb es darauf stille, dann rief Reinhold dagegen, und zwar drohend: ‚Hedwig! Hedwig!' In dem Augenblicke hatte ich die Thür

eingerannt und stand in der Mitte des Zimmers. Reinhold sah mich betroffen und regungslos an; aber Hedwig, als ob sie begriffe, daß dieser Einbruch nur Hülfe bedeute, stand auch schon im selben Momente neben mir und athmete auf wie eine Gerettete. Ich ergriff ihre Hand, indem ich mich vor sie hinstellte, und sie ließ es geschehen. Nachdem wir, ich und Reinhold, uns einige Zeit mit Blicken gemessen, rief er herausfordernd: ‚Wer sind Sie, mein Herr? Was wollen Sie? Wer gab Ihnen das Recht?' — Ohne auf diese Fragen zu antworten, rief ich ihm zurück: ‚Verlassen Sie dieß Zimmer, wie es das Fräulein befohlen!' — ‚Dieß Zimmer ist mein!' antwortete er. — Ich überlegte einen Augenblick, ob ich ihn mit Gewalt aus dem Zimmer bringen solle; aber ich fürchtete den Lärm, ich fürchtete, daß ich das Haus wecke, und daß es dann zu Erklärungen kommen müßte, die öffentlich würden und deiner Schwester schaden könnten. So nahm ich Hedwig an der Hand und sagte: ‚Folgen Sie mir, mein Fräulein!' — Sie war bereit, aber ein lautes Gelächter Reinholds machte sie wieder zaudern; die Erfahrung, die sie eben gemacht, hatte sie mit Mißtrauen erfüllt; wie sollte sie sich einem Unbekannten anvertrauen? Ich wollte mich ihr nennen; aber da fiel mir etwas Anderes ein, ein anderes Mittel, ihr Vertrauen einzuflößen und hoffentlich Gefühle in ihr zu erwecken, die es mir, sie dir zurückzuführen, erleichtern sollten. Ich faßte sie wieder an der Hand und zog sie mit einem Zuge die drei Schritte weit in meine Stube vor den Tisch, auf dem, von der Lampe beleuchtet, meine Zeichnung ausgebreitet lag. Ich deutete mit der Hand darauf; sie folgte, ihr Blick fiel auf den Grabstein und den Namen der Mutter — und wie man auf einem Grabe liegt, lag sie weinend und mit ausgebreiteten Armen auf der Zeichnung. Reinhold stand auf der Schwelle meiner Thür und sah erstaunt zu. ‚Dieß,' sagte ich, auf die Zeichnung deutend, ‚ist, wie Sie sehen, meine Beglaubigung!' — ‚Wer sind Sie?' fragte Reinhold wieder, aber weniger herausfordernd. — ‚Ich bin der Freund Heinrich

Volkmars, der Bildhauer Willibald, und ich werde Fräulein Hedwig ihrer Familie zurückführen.' Um meine Worte zu bekräftigen, stellte sich Hedwig zu mir und ergriff meine Hand; Reinholds ganzes Gesicht veränderte sich bei Nennung meines Namens, und als er sah, wie entschieden sich Hedwig an meine Seite stellte. ,Sind Sie Willibald, den ich längst zu kennen wünschte?' — sagte er, schnell gefaßt und mit einem erstaunten, süßen Lächeln, als ob ihn die neue Bekanntschaft freue — ,wie eigenthümlich! Schilderte man eine solche Begegnung in einem Romane, sie würde höchst unwahrscheinlich klingen; aber der Roman ist oft wahrer als das Leben und das Leben unwahrscheinlicher als der Roman. Sie erschienen hier, wie ein rettender Engel, um zwei Leben, welche die Leidenschaft aus dem Geleise gebracht — wieder —'

,Sie werden jetzt,' unterbrach ich ihn, ,Sie werden jetzt nicht zaudern, Fräulein Hedwig meinem Schutze zu überlassen und sich in ein anderes Zimmer zu begeben.' —

,O gewiß nicht! Wie sollte ich Ihnen gegenüber, dem liebsten Freunde des trefflichen Heinrich Volkmar?' erwiderte er immer lächelnd. — ,Und wenn Sie welche Erklärung immer verlangen, so stehe ich morgen früh zu Diensten!' fuhr ich fort.

,Welche Erklärungen?' sagte er abwehrend; ,indessen, was es immer sei, Sie haben Recht; es ist immer besser in der ruhigen Morgenstunde, als bei aufregender Mitternacht' — so sprechend, verneigte er sich und ging aus der Stube. Hedwig stand mit niedergeschlagenen Augen und gebrochen neben mir; sie wagte es nicht, mich anzusehen, und ich fühlte, daß sie jeden eigenen Willen, mißtrauisch gegen sich selbst geworden, aufgegeben und jede Entscheidung ihres Schicksales in meine Hand gelegt. Ihr ganzes Wesen, ihre Haltung, ihr Schweigen, ihre schlaff herabfallenden Arme, Alles an ihr sagte mir: hier beginnt nach einer großen Erfahrung, nach gebrochenem Trotze und Eigenwillen ein neues Leben, aber ein abhängiges, das vor jedem eigenen Willen zittert und für und für nur geleitet, nur beherrscht sein will. Sie sah

aus wie die Statue des Gehorsams und der Unterthänigkeit, und ihr Anblick erfüllte mich mit unendlichem Mitleid. Ohne ein Wort zu sprechen — ich fürchtete, mit dem freundlichsten Worte sie zu verletzen — führte ich sie in ihre Stube zurück und verriegelte die Thür zwischen mir und ihr. Ich schloß die ganze Nacht kein Auge; nicht daß ich es für nothwendig gehalten hätte, als Hüter gegen Reinhold zu wachen, aber ich sah jene Statue des Gehorsams, der Entsagung fortwährend vor Augen, und immer mußte ich mir die Gefühle vergegenwärtigen, die sie belebten. Wie sollte Hedwig wieder vor eure Augen treten? Welches Leben lag vor ihr, besonders wenn sie unter den alten Verhältnissen fortleben sollte? Für alle Welt ist sie ein Mädchen, das mit einem verlorenen Manne entflohen ist; Niemand kannte die Reinheit ihres Wesens wie ich, und Niemand wird daran glauben. Ich überlegte, ob ich sie zu euch zurückführen oder sie bewegen solle, mir in die Residenz unter fremde Menschen zu folgen. Das Schicksal hatte mich ausersehen, sie allein zu kennen und gerecht zu beurtheilen; hat es mir damit nicht die Pflicht auferlegt, für sie einzutreten? Künftig ihr Schutz und ihr Vertreter zu sein? Und wieder entstand die Gegenfrage in mir: Das größte Unglück eines Weibes, auf außerordentliche Bahnen geführt zu werden, sollst du es dauernd machen, indem du sie auf solchen Wegen weiterführst? Ist der Rückweg in die häuslichen Bezirke nicht immer die beste Arznei? Wer berechnet, wohin andere Wege führen? — Solche Fragen und Sorgen regten mich die ganze Nacht auf, und, immer mit dem Schicksale Hedwigs beschäftigt, war es mir gegen Morgen, als ob das meinige damit seit lange und für alle Zukunft verflochten wäre. So trat ich ihr auch des Morgens mit einer großen Unbefangenheit entgegen, als ob wir seit Jahren Freunde wären; aber doch hatte ich nicht den Muth, ihr irgend einen Zweifel, irgend eine meiner Fragen vorzulegen. Reinhold war verschwunden, wie ich im Gasthause erfuhr, kurz nach Mitternacht abgereist, und als ob es sich von selbst verstünde, was sich vielleicht auch in der That von selbst verstand,

fuhren wir nach dieser Richtung und fanden dich nach ungefähr vierstündiger Fahrt."

Nach dieser Erzählung gingen die beiden Freunde lange schweigend neben einander einher. Willibald schien an denselben Gedanken weiter zu spinnen, die ihn diese Nacht nicht schlafen ließen, und Heinrichs Sinnen war diesen Gedanken vielleicht nicht fremd. Schöne Möglichkeiten des Glückes für die Schwester und den Freund sah er zerstört; er fühlte sich gedrückt von der Erfahrung, wie wenig der Mensch seines eigenen Schicksals und des Schicksals seiner Lieben Herr sei, selbst wenn er sich im Besitze des Stoffes zum Aufbauen seines oder ihres Glückes befindet. Die Art des Wiedersehens hatte ihm den Freund wo möglich noch theurer gemacht, und doch, wie traurig waren die Umstände, die dieses Wiedersehen begleiteten. Unwillkürlich sahen Beide zugleich zu Hedwig auf, die, ohne umzusehen, auf ihrem Wagensitze saß, langsam vor ihnen herfuhr, wie die Verkörperung einer Aufgabe, einer Pflicht, die ihnen Beiden lieb war und sie doch traurig machte.

Nach einigen Stunden kehrten sie wieder in dem Gasthause ein, das Heinrich heute Morgens verlassen hatte. Willibalds Koffer wurde hier auf Herrn Otts Wagen übertragen, in welchem die Reise nun gemeinschaftlich fortgesetzt werden sollte.

Willibald führte Hedwig voraus in die Gaststube, und als Heinrich eintrat, fand er ihn um seine Schwester aufs Sorgsamste beschäftigt, wie um ein krankes Kind, indem er ihr zuredete und sie zwang, einige Speise zu sich zu nehmen. Er wollte sich eben zu ihnen gesellen, als Dr. Sine herbeistürzte, ihm in den Weg trat und ihn wie einen alten Bekannten an der Hand faßte. Er befand sich noch in der nachläßigsten Morgentracht; ein großer, grauer, von Tinten- und anderen Flecken bedeckter Rock schlotterte um seinen gestreckten Leib und war bis an den nackten Hals zugeknöpft, die langen, grau gemischten Haare, der dicke Schnurrbart, selbst die Augenbrauen befanden sich noch in der Unordnung, in die sie das Nachtlager versetzt hatte; die Lehmfarbe des

Gesichts und die dicken, tiefen Falten auf Wangen und Stirne traten jetzt bemerklicher hervor als beim Lampenlicht des letzten Abends. Es war eine wüste, verrottete Erscheinung, trotz eines lebhaften Restes jugendlichen Feuers, das noch in Augen und Bewegung kenntlich war. Sie mußte nothwendig die Aufmerksamkeit des Zerstreutesten oder Vertieftesten in ihrer Nähe auf sich ziehen.

„Zu meiner größten Freude," rief Dr. Sine, „zu meiner größten Freude erfahre ich von Rosinen, daß Sie eben wieder hier eingekehrt sind. Ich habe ihr aufgetragen, Sie ja nicht hier vorüberkommen zu lassen, ohne mich davon zu benachrichtigen. Abgesehen von der Freude, Sie wieder zu sehen, wünschte ich eine Fortsetzung des Gespräches, das Sie so plötzlich abgebrochen haben. Sie sagten mir, daß mein alter Freund Reinhold Ott nichts geerbt hat, und er interessirte mich nicht weiter. Hier aber erfuhr ich, daß er an der Seite einer jungen Dame vorübergekommen: da kann nur eine Entführung dahinterstecken. Nun traue ich zwar meinem theuren Freunde nicht die zu einer Entführung nothwendige Energie zu; ich bin überzeugt, daß er entführt worden — aber es ist gleichgültig. Er läßt sich nur von einer Reichen entführen — es ist gewiß — aber ich wollte es nur von Ihnen bestätigt haben, da Sie aus seiner Gegend kommen. Ich würde meine Pläne mit ihm wieder aufnehmen, wenn er wirklich —"

Heinrich, der mehrere Male vergebens den Redefluß des Doktors zu unterbrechen versucht hatte, sah zu Hedwig hinüber. Sie ließ den Löffel fallen, sank zurück und zog die Kapuze vor die Augen. Der Doktor merkte die Zerstreuung Heinrichs, unterbrach sich von selbst bei jenem Worte und sagte dann leiser: „Es sind Fremde da, entschuldigen Sie; gehen wir bei Seite!" Heinrich nahm diese Einladung gerne an und führte den Doktor hinaus.

„Meine Demüthigungen beginnen," sagte Hedwig vor sich hin.

„Ein solcher Mensch!" tröstete Willibald.

„Das ist es eben," sagte Hedwig, „in eine solche Welt habe

ich mich flüchten wollen; solche Menschen waren meine Ideale — in zwei Tagen habe ich erdrückend viel gelernt."

Ruhiger fügte sie dann hinzu: „Mir sind die Augen aufgegangen. Gut und Böse habe ich unterscheiden gelernt, aber um einen hohen Preis. Eine Rückkehr ins Eden ist nicht erlaubt."

„Sie waren noch nicht außerhalb!" lächelte Willibald.

„Trösten Sie mich nicht, Willibald," fuhr Hedwig, sanft abwehrend, fort, „ich habe die feste Hoffnung, zu jener Ruhe zu gelangen, die der Erkenntniß folgt, wenn sie mit einer Verschuldung erkauft ist. Ich weiß es, daß ein so begonnenes Leben nicht mit Glück fortgesetzt werden kann, aber mit Ruhe hinter einem Wall von Einsamkeit."

Willibald schwieg. Diese ruhevolle Entsagung hatte für ihn etwas bei Weitem Rührenderes, als es ein laut klagendes Unglück gehabt hätte. Er faßte ihre Hand, und sie ließ es geschehen; da er sie aber küssen wollte, zog sie sie rasch und erschrocken zurück: „Das," sagte sie, schmerzlich lächelnd und vorwurfsvoll, „das wäre eine Demüthigung mehr! — Willibald," sagte sie dann eindringlich und ermahnend, „ich werde Jedem unendlich dankbar sein für Güte, Freundlichkeit, Nachsicht — aber wer mich als seines Gleichen behandelt, wird mich kränken, wird mich demüthigen."

Heinrich kam zurück. Den Doktor hatte er wohl auf geschickte Weise entfernt, denn er kam nicht wieder zum Vorschein, und die Drei nahmen ein stilles Mahl ein.

Achtes Kapitel.

Schon fuhren die drei Reisenden auf jenem Theile der Landstraße hin, der in die Wälder Herrn Volkmars mündete; die Pferde witterten Heimatluft und griffen mit frischer Kraft aus, und es hatte den Anschein, als ob man ohne weiteren Zwischenfall ans Ziel der Reise gelangen werde. Aber es war dieser an

Begegnungen so reichen Reise noch eine letzte Begegnung aufgespart; denn als der Wagen eben dem Walde zubog, kam ihnen aus dessen Schooße ein Reiter entgegen, der, seines sonderbaren Aussehens wegen, schon von ferne ihre Aufmerksamkeit auf sich zog und den selbst die Pferde mit einem ausdrucksvollen Wiehern begrüßten. Er war offenbar in großer Eile; denn er trieb sein Pferd mit Händen und Füßen an, obwohl er bei der schnellen Bewegung bald auf den Sattelknopf vorfiel, bald in Gefahr war, nach der Seite niederzugleiten. Die Bügel hatte er verloren und suchte sie nicht wieder zu gewinnen. Wenn er, um sich vor dem Falle zu bewahren, die Mähnen ergriff, vergaß er doch nicht, sie zornig zu zausen und das Pferd zu immer rascherem Trabe zu bewegen. Einen breiten altmodischen Hut hatte er tief in die Stirne gedrückt; die breiten Schöße seines flohbraunen Sparrockes flogen in der Luft, während die Strümpfe, von den Knien losgelöst, über die Schnallenschuhe fielen. Den Klepper erkannte Heinrich bald als das schlechte Pferd Otts, das er diesem im Stalle gelassen; den Reiter als den Schulmeister Tobias, der wohl nie früher ein Pferd bestiegen hatte. Daß er sich nicht irrte, bewies das kleine Zöpfchen, das sichtbar wurde, als sich der Reiter einmal im Profil zeigte, und das auf dem Nacken im unregelmäßigen Takte auf und nieder hüpfte. „Beim Himmel," rief Heinrich, indem er die Pferde anhielt, um besser sehen zu können, „er ist es! — ich traue meinen Augen nicht, aber es ist der Schulmeister."

„Er sieht aus wie ein parodirter Erlkönig," sagte Willibald, „Hast und Todesangst im Gesichte."

„Was mag vorgefallen sein, daß er sein Dorf verläßt — und in diesem Zustande?" rief Heinrich wieder.

„Ich ahne es," murmelte Hedwig.

Mittlerweile war der Reiter herbeigekommen und wollte, ohne die Reisenden zu beachten, vorüberstürmen.

„Halt!" rief ihm Heinrich zu. „Herr Tobias! Wohin? Warten Sie einen Augenblick! Erkennen Sie Ihre Freunde."

Er hielt wirklich. In der Nähe gesehen, war er beinahe schwerer zu erkennen als aus der Ferne; denn seine Kleider und seine Gestalt, die ihn von ferne kenntlich machten, waren dieselben wie sonst, seine Züge aber hatten sich auf erschreckende Weise verändert. Neben dem tiefsten Schmerze entstellte sie ein wilder Zorn, der auf diesem Gesichte so ungewohnt war und nur wie gefroren auf demselben liegen geblieben schien. Die sonst kindlich gerötheten Wangen des alten Mannes waren bleich und ließen ihn älter erscheinen, als er sonst erschien und als er war; seine Augen funkelten stechend, nur der Mund war wie von einem heftigen Schmerze herabgezogen. Er holte schwer Athem und war kaum im Stande, Heinrich zu begrüßen.

„Wohin, Herr Tobias?" fragte jetzt Heinrich in theilnehmenderem Tone; „was ist geschehen?"

„Was ist geschehen?" fragte Tobias wieder athemlos und beinahe ächzend, „was ist geschehen? Mein Gott, fort ist sie — fort — Wohin? — der Himmel weiß, wohin! Aber er muß es wissen — er muß mir sie wiedergeben — ich bin sein Schulmeister, und er ist ein Wolf, und er soll sich wundern, wie auch dieser Schulmeister einen Wolf verfolgen kann!" Diese im Zorne und mit geballter Faust ausgestoßenen Worte wurden von Thränen unterbrochen, und der Schulmeister trieb seinen Klepper wieder an und flog wieder dahin — aber man hörte seine Stimme, die laut in die Luft hinein weinte.

„Ist der Mann nicht verrückt?" fragte Willibald. „Was sprach er da von Wölfen und Schulmeister?"

Heinrich erklärte ihm diese Anspielung auf die von Reinhold vorgelesene Geschichte und meinte, es sei sehr möglich, daß dieser in seinen tiefsten Gefühlen verletzte Schulmeister ein ebenso grimmiger Verfolger werde, wie jener Wolfstödter in Languedoc. Er erinnerte sich der Worte, die Herr Ott bei seiner Abreise in Beziehung auf das Schulmeisterhaus gesagt hatte, und zweifelte nicht, daß Fanny verschwunden sei. Aber was kann sie zur Flucht oder noch Aergerem gebracht haben? Die Liebe zu Reinhold, den

sie so sehr verurtheilte? Oder vielleicht Furcht vor Schande? Schande für sie selbst und für den Onkel? — Mehr noch als Heinrich hatte diese Begegnung seine Schwester niedergedrückt, und die drei Reisenden, die im Laufe der zwei Reisetage zu einer gewissen Ruhe, selbst zu innerer Beruhigung gelangt waren, daß es aussah, als ob bei ihrer Ankunft in Steinthal wenigstens ein großer Theil der inneren Wirrnisse gelöst sein sollte, fuhren traurig aus dem Walde in das Thal nieder, und Hedwig sah eher nach dem Schulmeisterhause als nach dem Schlosse und schüttelte sich vor Frost.

Schloß, Dorf und Thal waren übrigens in eine Atmosphäre gehüllt, die der Stimmung der Ankommenden vollkommen entsprach. Ein starker Herbstregen fiel mit kalten Strömen nieder und durchdrang ihre Kleider. Doch war Heinrich das Wetter willkommen. Unter seinem Schutze hoffte er unbemerkt mit Hedwig durch das Dorf ins Schloß gelangen zu können. Die Pferde spannte er vor dem Stalle im Ott'schen Gehöfte in aller Stille aus, gab der Schwester den Arm und eilte, von Willibald gefolgt, dem Schlosse zu. Ungern bemerkte er, als er aus dem Dorfe heraustrat, daß ein Köhler vor dem Thore des Schlosses wie eine Schildwache aufgepflanzt war und ihrem Wege entgegensah, und daß dieser Köhler, sobald er sie bemerkte, im Inneren des Schlosses verschwand.

Heinrich vermuthete, daß er vom Vater aufgestellt war und daß er ihre Ankunft meldete. So war es auch; denn noch hatten sie das Thor nicht erreicht, als ihnen Herr Volkmar, trotz des strömenden Regens, mit bloßem Kopfe bis auf dreißig Schritte vor dem Schlosse entgegeneilte. Er faßte Heinrich heftig bei der Hand und sagte rasch und doch leise, als ob er im Schlosse gehört zu werden fürchtete: „Diese Entlaufene, die meines Hauses Ehre geschändet hat, darf mir nicht mehr ins Haus. Die Welt soll erfahren, daß ich mich von ihr lossage, daß sie nichts mehr mit mir gemein hat. Und du, der du sie zu solchem Lebenslauf erzogen und in so gute Gesellschaft gebracht hast, thust wohl am Besten, du gehst mit ihr. Ich rathe dir, von jedem Versuche, mit

Gewalt in mein Haus einzudringen, abzustehen, denn es ist dafür gesorgt, daß jeder Versuch vereitelt wird — und es sind Fremde da, denen ich euren Anblick, und vor denen ich mir den Skandal ersparen möchte."

Nach diesen rasch und leise ausgesprochenen Worten ließ Herr Volkmar den Arm seines Sohnes los und eilte, ohne eine Antwort abzuwarten, und ohne Willibald eines Grußes oder eines Blickes gewürdigt zu haben, ins Schloß zurück. Der Regen floß in Strömen. Der Abend sank bereits herab, die alten Wetterfahnen auf dem Schlosse gaben unter dem Regenschlage kräftige Laute von sich, die meist geschlossenen und zahlreichen Fenster starrten wie blinde Augen herab, und die Drei standen da, wie man sich arme Ausgestoßene vorzustellen pflegt. Heinrich blickte nach allen Seiten aus, ob er nicht irgendwo die Hexe erblickte; sie war nirgends zu sehen. Er führte die Hand an die Stirne, dachte einen Augenblick nach und rief dann, den Kopf erhebend: „Vorwärts! Wir werden nicht obdachlos bleiben!"

Hedwig zauderte. Heinrich errieth die Ursache und sagte: „Fürchte nichts, wir gehen nicht ins Dorf!" In der That lenkte er die Schritte abseits vom Dorfe, dem Bache entgegen, in die Felder, und nach halbstündiger Wanderung standen sie vor Schloß Halden.

Die Kastellanin, Heinrichs alte Freundin, war erstaunt, ihn in solchem Aufzuge und bei solchem Wetter wiederzusehen. Sie führte ihn und seine Gesellschaft sofort in eine warme Stube und traf, ohne viel zu fragen, alle Vorbereitungen, um es den Durchnäßten bequem und behaglich zu machen.

„Darf ich Sie, Frau Kastellanin," fragte Heinrich, „um ein Nachtlager bitten?"

„Gewiß, gewiß," versicherte die gute Frau.

„Aber nicht allein für mich, auch für meine Schwester und meinen Freund!"

„So viel Sie wollen, wir haben Platz genug; übrigens sind Sie hier Herr im Hause, und Sie haben nicht zu bitten, sondern zu befehlen."

„Sie sind wirklich zu gütig.“

„Nein, es ist von Güte nicht die Rede, auch nicht von Höflichkeit,“ erklärte die Frau; „es ist, wie ich sage. Sehen Sie hier diesen Brief des Herrn Generals v. Wehrstätt. Wir drängten ihn, doch bald einen neuen Kastellan oder Intendanten zu schicken, da wir so bald als möglich unserm alten Herrn folgen wollten; darauf schrieb er uns, daß er noch Niemanden gefunden, den er hier anstellen könnte, und wies uns an Sie, Herr Volkmar; Sie möchten die Güte haben und sich umsehen, die Stelle nach Ihrem Gutdünken vergeben, wenn Sie Jemanden kennen, dem Sie die Interessen des Generals anvertrauen möchten. Ueberhaupt sollen wir uns mit Allem und Jedem an Sie wenden und Ihren Anweisungen folgen. Sie sehen also, daß Sie hier zu gebieten haben.“

„Der gute General!“ rief Heinrich, freudig überrascht, „er erscheint mir wie eine Vorsehung!“ Dann zu Hedwig gewendet und ihre Hand ergreifend, fügte er hinzu: „Wir haben eine gute Zufluchtsstätte, meine Schwester, wo wir, ruhig und der Heze nahe und einem trefflichen Manne nützlich, unsere Tage hinleben können. Ich werde Kastellan dieses Schlosses!“

„O, das würde sich doch für einen solchen Herrn nicht schicken,“ sagte die Frau, die seine Worte für Scherz nahm. Aber wie ernst es ihm war, zeigte er, indem er sofort Papier und Feder verlangte, um an den General zu schreiben. Er setzte ihm in kurzen Worten seine Lage auseinander und bat ihn, ihm die Stelle zu überlassen, indem er versprach, sein Möglichstes zu thun, um sich sofort in alle Geschäfte einzuweihen und die Interessen des Generals wahrzunehmen. Er siegelte den Brief und bat die Kastellanin, denselben noch in dieser Nacht in die nächste Stadt auf die Post zu schicken. Hedwig hatte sich indessen in eine andere Stube zurückgezogen, um ihre Kleider gegen andere, die ihr einstweilen die Kastellanin lieh, zu wechseln.

„Ist es wirklich dein Ernst, diese Stelle anzunehmen?“ fragte Willibald, als er mit Heinrich allein war.

„Gewiß! Wie sollte es nicht? Kann ich eine bessere Wendung

unseres Schicksals wünschen? Gleich bei den ersten Worten der Kastellanin flog mir der Plan durch den Kopf, und ich überblickte alle Vortheile, die sich mir darboten. Hedwig wird hier Beschäftigung und Pflichten finden, deren sie vor Allem bedarf, und dann eine schöne Einsamkeit, in der sie vor Verletzungen sicher sein wird."

„Und du, mit all deinem Wissen, deinen Aussichten, die du in der Residenz —"

„Du weißt," unterbrach hier Heinrich seinen Freund, „was ich davon halte und warum ich das Alles aufgegeben. Ich stehe heute noch auf demselben Punkte wie damals. Alfred ist zwar auf der Schule, und Agnes bedarf meiner nicht; dafür aber bedarf jetzt Hedwig desto mehr einer liebenden Gesellschaft, einer Pflege, die ihr sonst Niemand geben kann. Es ist nothwendig, daß sie mit mir, daß ich mit ihr bleibe. Wovon aber leben? Wie sie ernähren? Wollte ich in die Residenz zurückkehren, ich würde mich überzeugen, daß ich dort von allen Freunden und Gönnern längst vergessen bin, daß mein Platz besetzt ist und daß ich von Neuem zu ringen anfangen müßte. Wie über diese erste Zeit hinauskommen? Auch würde es mir jetzt schwerer als ehemals; ich hätte meine Schwester bei mir, die ich in die Gesellschaft nicht einführen könnte, deren Geschichte mir in jeder Beziehung hinderlich wäre. Ich müßte in ganz anderen Schichten der Gesellschaft und auf anderen Wegen zu leben anfangen, und selbst Diejenigen, die sich meiner noch erinnern, würden mir zu nichts verhelfen können. Hier aber ist von Anfang an für uns Beide gesorgt, und Hedwig hat, wie gesagt, was ihr jetzt vor Allem noth thut. Dem General wird gut dienen sein, ich werde ihm zu nützen suchen — die Hexe ist in der Nähe, den Bruder kann ich im Auge behalten — da hast du alle Bedingungen, um ein unter den gegebenen Umständen noch reiches, wenn auch stilles Junggesellenleben zu führen."

Willibald schüttelte den Kopf; er konnte sich, wie vor beinahe einem Jahre, nicht in den Gedanken ergeben, Heinrich in so kleinen, seiner unwürdigen Verhältnissen hinleben zu sehen.

So sagte er: „Denkst du niemals an dich selbst — taucht nie bei der Gelegenheit wenigstens der Gedanke in dir auf, auch etwas für dich, z. B. eine liebe Kastellanin, zu haben? Denkst du denn an die gute Marie gar nicht mehr? Das gäbe ein so gutes Weib für so stille Verhältnisse."

„Das ist sehr wahr, mein Freund," bestätigte Heinrich, „ich will dir meine Feigheit gestehen; ich hatte nicht den Muth, nach ihr zu fragen, und ich bin dir dankbar, sie zuerst genannt zu haben. Was weißt du von ihr?"

„Seit Monaten nichts mehr," erwiderte Willibald, „da ich fern von der Residenz arbeitete; aber Das weiß ich, daß sie nach deiner Abreise mehr als betrübt war. Das ist ein treues Herz."

„Wenn es je eines gab!" rief Heinrich mit Andacht und fügte nach einiger Zeit hinzu: „Ich will dir gestehen, daß ich oft und besonders in der letzten Zeit, da ich mich nach Theilnahme sehnte — aber wozu," rief er, wieder sich unterbrechend, „wozu alte Gefühle wieder aufwecken, die — vielleicht noch nicht entschlafen sind."

„Marie," sagte Willibald, „würde dir auch in diese Kastellanswohnung gerne folgen."

„Aber ich werde sie nicht hieher einladen," fiel ihm Heinrich ins Wort, und lachend, während er ihm die Hand auf die Schulter legte und ihm ins Auge blickte, sagte er: „Du bist der alte Willibald! Gerade so, wie du mich in jener Nacht, da ich Aussicht hatte, Sekretär des Ministers zu werden, sogleich mit dem glänzenden Fräulein v. Wiesen verheirathen wolltest, gerade so sprichst du mir gleich heute von Heirath, da sich mir ein Stück Brod und die Stelle eines Pförtners anbietet. Ist die arme Marie nicht mehr werth? Du bist ein Aristokrat! Dem Minister-Sekretär wolltest du das adelige Fräulein verheirathen, der Pförtner ist für die arme Marie gut genug."

„Du wirst nicht ewig Pförtner bleiben, und für Marie ist der beste Mann nicht zu gut. Die Stellung thut bei ihr nichts zur Sache."

„Sie wäre die beste Gesellschaft für Hedwig," sagte Heinrich

wieder ernsthafter; „ihre unverdrießliche Güte, ihr Wohlwollen, das niemals richtet und immer entschuldigt. „Sie ist," rief er laut, „sie ist eine Antigone. Nur mitzulieben, nicht mitzuhassen ist sie da!"

„Also!" fiel Willibald eifrig ein, „so schreibe doch, so erkundige dich, wo sie jetzt ist, wie es mit ihr ist?" Er wurde durch die Kastellanin unterbrochen, die ein Nachtessen auftrug und der bald Hedwig folgte. Der Kastellan war in Geschäften abwesend, und so setzte sich die kleine Gesellschaft zu dem bescheidenen Mahle nieder.

Das menschliche Gemüth ist so geartet, daß seine Stimmung sich mit der äußeren Umgebung ändert, selbst wenn die inneren Zustände dieselben bleiben. Aeußerliche Lebensabschnitte, Veränderung der Lebensweise bilden, sobald nur der erste Sturm überwunden ist und die Welt außer uns wieder ihre Eindrücke ausübt, die Abtheilungen und Kapitel unserer inneren Geschichte. Wie sie in Ruhe und gemüthlich zusammen saßen, schienen den drei Freunden die Aufregungen der letzten Tage, selbst der letzten Stunden weit hinter ihnen zu liegen; sie kamen sich mehr oder weniger in einem angenehmen Abenteuer begriffen vor; sie sahen für jetzt nur, daß sie sich aus Sturm und Wetter in eine behagliche Stube, zu einer erquickenden, unverhofften Mahlzeit bei einer guten, gerne auftragenden Gastfreundin gerettet hatten, und zum ersten Male seit ihrem Zusammensein kamen auch gleichgültige Gegenstände zur Sprache, denn ein solches Gespräch gehört zum Ausruhen des Gemüths.

Plötzlich sprang die Thür auf, und eine bekannte Stimme rief: „Ist noch ein Plätzchen da für eine befreundete Seele?" Es war die Hexe, die auf der Schwelle, so rufend, ihre durchnäßten Schuhe stampfend von der Feuchtigkeit zu befreien suchte und hinter sich einen triefenden Mantel abwarf. Der Aufruhr war groß, Heinrich und Hedwig trugen sie unter Umarmungen an den Tisch. „Verzeiht, Kinder," sagte sie nach dem ersten Sturm, „daß ich nicht früher gekommen bin, um euch zu sehen, aber ich mußte erst den Herrn Sekretär Scholle zu Bette bringen."

„Ist Herr Scholle hier?" fragte Heinrich überrascht.

„Freilich! Und ihr habt ein herrliches Schauspiel verloren. Diese Vatermörder, dieser Backenbart und dieser herrliche Kanzleistyl in Gestalt, Bewegung und Reden, und vor Allem dieses Gesicht, als er erfuhr, daß das Nest leer war. Ich war sehr traurig dieser Tage, aber Herr Sekretär Scholle hat mich bis in meine alten Tage hinein aufgeheitert. Sei ruhig, Hedwig, es wird dich kein Mensch mehr anklagen, daß du vor Dem davongelaufen. Ich hörte es, wie dir die Leute im Hause bei seinem ersten Anblicke Recht gegeben, und um diese Ansicht des Hauses zur öffentlichen Meinung zu machen, habe ich ihn durchs ganze Dorf geführt und Jedermann gezeigt, und du kannst sicher sein, daß heute schon die ganze Gegend für dich Partei nimmt. Aber stille! Ich könnte das Familienherz meines Vetters kränken."

„Aber wo ist er denn?" fragte Agnes sich umsehend, und mit ihr sahen sich die Anderen um und erblickten Edmund, der mit einem Paket unter dem Arme an der Thür stand.

„Edmund hier?" rief Heinrich, aufs Angenehmste überrascht; „so ist dieser Abend bestimmt, alles Liebe zu vereinigen! Wie kommen Sie hieher, lieber Freund?"

„Er kam," nahm Agnes für ihn das Wort, „er kam in einer dreifachen Mission. Erstens, um dem armen Scholle in seiner Verlegenheit beizustehen; zweitens, um dem Papa von Seite der Frau Böcking Liebe, Freundschaft, Heirath und Eisenhämmer aufzukündigen; drittens, um mich trotz Alledem über die Fortdauer seiner Liebe und Freundschaft zu beruhigen. Ich aber mißbrauchte ihn als Begleiter durch die regnerische und dunkle Nacht und als Träger eines kleinen Bündels Kleider für Hedwig."

Und wer von jetzt bis gegen Mitternacht die Gesellschaft durchs Fenster beobachtet hätte, würde geglaubt haben, die glücklichste Gesellschaft jugendlicher Freunde vor sich zu sehen, wenn auch Hedwig nur lächelte, wo die Anderen lachten, und Willibald sie manchmal mit einem mitleidigen Auge betrachtete.

Viertes Buch.

Erstes Kapitel.

Eine Stimmung, die Jedem, der die Verhältnisse nur äußerlich kannte, als eine fast behagliche erschienen wäre, hatte sich über die zwei Geschwister gebreitet. Dem Menschen ist doch das zunächst Erlebte auch das zumeist Maßgebende. Das Gefühl, eine Heimatsstätte gefunden zu haben, die Schwester und den Freund zur Seite; die Ueberzeugung, daß über der schrecklichsten Stunde Derjenigen, die gleich ihm unter dem Herzen der Mutter gelegen, das Andenken dieser Mutter gewaltet, war für Heinrich machtvoll genug, ihn nicht versinken zu lassen in den Fluthen der Drangsale, die ihn von allen Seiten umwogten.

Er war aus dem Hause seines Vaters gewiesen worden, fast wie ein Dienstbote, dem eine vernachlässigte Pflichterfüllung zur Last gerechnet wird; aber Hedwig war wieder da; das Kind seiner Mutter war wieder gewonnen worden, und jede Bitterkeit legte sich. Was hinter den Wolken lag, die noch immer drohend, ja schwärzer als jemals seinen Horizont umsäumten, beirrte ihn in diesem Augenblicke nicht. Das Bild der Mutter war makellos aus der nächsten Gegenwart hervorgegangen!

Einige Tage waren so verstrichen.

Heinrich begann, den ihm in so eigenthümlicher Weise zugefallenen Wirkungskreis ernst zu nehmen; er saß ganze Stunden über den Geschäftsbüchern und Rechnungen der Besitzung, die er

zu verwalten hatte, prüfte und verglich, und allmählig gewann er Klarheit. Mit zunehmender Einsicht in das Getriebe dieses nicht unbedeutenden Heimwesens erhielt auch die neue Thätigkeit einen Reiz, wie er ihn niemals geahnt. Das erlösende Gefühl strenger Arbeit hatte ihn wohlthuend überkommen.

Das sollte jedoch nur kurze Zeit währen.

Eines Morgens, als er gerade von einem Gange durch die Felder zum Schlosse zurückkehrte, sah er das ihm bekannte Gefährte des Herrn Ott vor dem Eingange stehen. Er beschleunigte seine Schritte; da kam ihm der alte Freund, der auch ihn erkannt hatte, schon entgegen.

Er hielt einen offenen Brief in der Hand; Heinrich ahnte nichts Gutes.

Als Ott näher kam, konnte Heinrich gewahr werden, welche gewaltige Veränderung mit dem sonst so behaglich und breitspurig auftretenden Manne in wenigen Tagen vor sich gegangen. Der sonst so aufrechte Kopf schien in die Schultern eingesunken; der Gang war schleppend, wie der eines Menschen, der einer schweren Krankheit entgegengeht.

„Herr Ott! was bringen Sie mir, alter Freund?“ rief Heinrich.

„Etwas vom Felde, worauf mein Sohn gesäet hat!“ schrie der alte Mann in einem Tone, der gegen seine sonstige Redeweise sonderbar abstach. „Aber die Ernte ist auch danach gewesen! Wo dieser Bursche hintritt, da gedeiht nur Unkraut und Unheil. Zu etwas Anderem war er von seiner Kindheit an nicht bestimmt. Da lesen Sie!“

Heinrich nahm den Brief zur Hand.

Aus einem etwa vier Meilen entfernten Orte meldete der Kastellan, welches furchtbare Ereigniß sich daselbst Tags zuvor zugetragen. Bauern hatten an einer seichten Stelle des dort vorüberfließenden Flusses die Leiche eines jungen Mädchens gefunden; unfern von ihr in zusammengekauerter Stellung saß ein stiller alter Mann, unverwandt die Augen auf die einige Schritte

vor ihm liegende Leiche geheftet. Ein Pferd weidete in der Nähe. Als man zu dem alten Manne trat, bemerkte man, daß auch er todt sei. Man brachte die zwei Leichen, nachdem die Gerichtskommission an Ort und Stelle die vorgeschriebenen Erhebungen gepflogen, in das Dorf, und morgen sollten sie zur Erde bestattet werden. Aber der Pfarrer weigerte sich, die armen Leichen auf dem Friedhofe begraben zu lassen, weil hier, namentlich was das Mädchen betreffe, offenbar ein Selbstmord konstatirt sei; es müsse, habe er sich geäußert, ein Exempel statuirt werden... und so sei es leider gewiß, daß der brave alte Tobias und seine Pflegetochter in ungeweihtem Boden...

Heinrich vermochte nicht weiter zu lesen.

Mit irren Blicken hatte er den ferneren Inhalt des Briefes mehr errathen, als wirklich gelesen!

Ja! das war die schöne Fanny und ihr alter Oheim mit dem Kindesherzen! Wie und auf welche Weise das traurige Geschick der Beiden sich gerade so erfüllt hatte, daß sie, wie im Leben, so auch im Tode sich einander nahe befanden, Das konnten und wollten die für immer geschlossenen Lippen nicht offenbaren. War zwischen Oheim und Nichte ein gemeinschaftliches Einverständniß vorausgegangen? Hatte der alte Schulmeister nach einer letzten Unterredung mit dem schönen Kinde vielleicht zugegeben, daß dessen verwirrter Lebensknoten so und nicht anders zu lösen sei? — Dem widersprach das milde Wesen und die ethische Lebensanschauung des alten Mannes, der, wie man ihn kannte, lieber in Schande und Schmach die wenigen Jahre seines Daseins zugebracht, als gestattet hätte, daß Fanny ihn „so" verließe —

Die Vermuthung lag nahe, daß der Schulmeister, nachdem er das verlorene Kind lange gesucht und nicht gefunden, nachdem er in banger Ahnung vielleicht tagelang an dem Ufer des Flusses herumgeirrt hatte, der ihm ein entsetzliches Geheimniß zuzuflüstern schien, gerade angekommen war, als die Wellen die todte Schönheit an das Ufer getragen hatten — Hatte ihn der Schreck oder der langsamere Gram getödtet? —

„Armes Opfer!“ flüsterte Heinrich bebend.

„Und für den Vater eines solchen Sohnes, wie mein wackerer Säemann ist, hat man natürlich kein Wort des Mitleids,“ sagte der alte Ott mit Bitterkeit, „der muß sich also selbst vorjammern: Armer, armer Vater!“

Da legte ihm Heinrich die Hand auf die Schulter; es war, als ob der alte Mann unter dieser schwachen Berührung in den Boden versinken wollte. „Armer Vater!“ sagte Heinrich leise.

„Nicht wahr, Herr Heinrich,“ rief er krampfhaft lachend, „die Saat meines braven Sohnes ist herrlich aufgegangen? Wer hätte nicht seine Freude daran, wenn er sieht, wozu der alte Ott hat Vaterfreuden erleben müssen!?“

Dann richtete er sich mit Einem Male wieder auf. Es schien eine Art von Erstarkung über ihn gekommen zu sein.

„Was stehen wir hier,“ sagte er, indem er Heinrich beim Arme ergriff; „vom bloßen Reden werden die armen Leichen nicht in geweihten Boden geschafft, um da auszuruhen von dem Leide, das ihnen ein Mensch zugefügt hat. Kommen Sie, Herr Heinrich, und schaffen Sie Rath, damit der Geistliche Raison annimmt. Wollen Sie aber nicht, so gehe ich allein, ganz allein. Man soll dem alten Ott nicht nachsagen, daß er das todte Mädchen, nachdem es durch seinen Sohn verdorben und gestorben ist, neben der Kirchhofsmauer hat einscharren lassen — wie eine Selbstmörderin!“

„Wir wollen, was uns Beiden obliegt, auch gemeinschaftlich erfüllen,“ rief der tief erschütterte Heinrich, indem er seine Bereitwilligkeit, Herrn Ott zu begleiten, erklärte; nur wollte er, ohne Hedwig von ihrem Vorhaben zu unterrichten, daß Willibald als Gefährte des Traurigsten, was er bisher erlebt hatte, den schweren Gang mit ihm unternehmen solle.

Kurze Zeit darauf sah man die drei Männer auf Otts Gefährte die Landstraße dahineilen.

Es war gegen Mittag, als sie in dem Dorfe ankamen. Im Wirthshause erfuhren sie, daß der alte Tobias und Fanny noch

nicht begraben seien. Der Pfarrer hatte den Befehl gegeben, sie ohne Sang und Klang, wie es „solchen Leuten gebühre", zur Erde zu bestatten, und zwar draußen vor der Kirchhofsmauer; nicht einmal das armseligste Geläute sollte ihnen zu Theil werden, denn die Glocke sei nur für Diejenigen da, die gläubig ins Leben und gläubig wieder aus dem Leben treten.

Heinrich trat mit raschem Entschlusse den Weg zur Pfarrei allein an; er traf den geistlichen Herrn im Garten spazierend, ein Blatt Papier vor sich haltend, das wahrscheinlich den Text der morgigen Sonntagspredigt enthielt. Trotzdem daß Jahre darüber hinweggegangen, hatte Heinrich auf den ersten Anblick in dem jugendlichen Pfarrer einen Schulgenossen erkannt, mit dem er einst die Bänke des Gymnasiums getheilt hatte. Er nannte ihm seinem Namen, und es war, als ob der junge Priester von einer freudigen Empfindung durchzuckt würde.

„Wissen Sie," rief er, indem er Heinrichs Hand ergriff und sie herzlich drückte, „daß ich ohne die Unterstützung Ihrer Mutter niemals Das erreicht hätte, was ich jetzt inne habe?"

Also auch an diesem Manne hatte sich der stille Segen seiner Mutter bewährt!

„So leisten Sie mir," rief Heinrich in hoffnungsvoller Erregtheit „im Namen der Frau, deren Andenken Sie bewahrt haben, eine Liebesthat."

In gedrängter Kürze brachte nun Heinrich seine Bitte vor, indem er vor Allem betonte, daß das Motiv, das die arme Fanny in der Blüthe ihrer Schönheit und ihres Daseins dem Tode zugeführt, innigstes Erbarmen verdiene, und daß die Kirche in einem Falle von ihrem Rechte keinen Gebrauch machen werde, der so unwiderleglich für das Gebrechliche der Menschennatur, für die dunklen Gewalten eines unerbittlichen Verhängnisses spreche.

Als Heinrich geendigt, zeigte das bartlose Antlitz des Priesters eine furchtbare Herbigkeit des Ausdruckes; es war tiefroth gefärbt, der Mund geschlossen.

„Was Sie da von mir erbitten, mein Herr," sagte er nach

einer langen Weile mit abwehrender Bewegung, „ist, so leid es mir gerade thut, es Ihnen gegenüber auszusprechen, unmöglich."

Heinrichs Herz wallte vor Bitterkeit über. Trotzdem er diesem Manne als ein Bittender gegenüberstand, vergaß er sich und sein Anliegen in diesem Augenblicke; mit bebenden Lippen rief er:

„Unmöglich! Sagt ein Mann in diesem Gewande und nach Allem, was ich ihm vorbrachte, daß es ihm unmöglich ist, menschlich zu fühlen und zu handeln?"

„Die Vorschriften der Kirche sind dagegen," sagte der junge Priester mit furchtbarem Ernste.

„Der Kirche," rief dagegen Heinrich, „die jenes Wort zu den Grundpfeilern ihres Bestandes zählt: Lasset die Kindlein zu mir kommen?"

In demselben Tone gereizter Bitterkeit rief dagegen der Priester:

„Soll ich vielleicht sagen, meiner Kirche, da es meinem ehemaligen Schulkameraden beliebt, einen Standpunkt einzunehmen und zu vertheidigen, der ihn streng genommen aus ihrem Banne ausschließt? Die Kirche, ja meine Kirche, ist nicht nur die gnaden- und liebevolle Mutter ihrer Kinder, sie muß auch die Zuchtmeisterin derselben sein; sie muß sie strafen und büßen lassen können. Und wehe der Mutter, die in weichzerflossener Verzärtelung dem Rechte entsagt, zu strafen und zu züchtigen."

War es nun, daß er plötzlich zur Einsicht gekommen war, wie wenig eine solche Sprache dem ehemaligen Genossen gegenüber sich gezieme, oder war es ein Anderes, er hielt plötzlich inne, und dieß bewirkte, daß auch Heinrich schwieg. Es war wie Ermüdung, daß er mit Einem Male allen Widerstand und Zorn in sich gebrochen fühlte.

Erst nach einer langen Pause vermochte er es, fast lautlos zu sagen:

„Sie können also meine Bitte, die Bitte Ihres ehemaligen Schulkameraden, nicht erfüllen?"

„Sprich nicht so," rief der Priester mit überquellender Weichheit,

„sprich nicht in diesem Tone. Der Sohn seiner Mutter soll sich nicht über meine Härte zu beklagen haben."

Er hatte sich abgewendet und ging mit hastigen Schritten in dem schmalen Gartenwege auf und nieder. Dann blieb er vor Heinrich stehen, und es klang fast geschäftsmäßig, als er trocken und ohne Anzeichen innerer Bewegung sprach:

„Ich will mich der Berechtigung, in dem besonders traurigen Falle, der hier vorliegt, die Strenge meiner Vorschriften in etwas zu mildern, nicht entziehen. Ich will darum die Verfügung treffen, daß der geweihte Boden, den die Kirche den todten Kindern ihrer Liebe gewährt, den beiden Unglücklichen nicht versagt werde. Mögen sie unter ihren Fittigen ruhen, im Bereiche ihrer schützenden Mauer. Aber jedes andere Gnadenmittel muß ihnen verwehrt bleiben. Dahin gehört vor Allem der Segen des Priesters, der dort zur Entweihung würde, wo so frevelhaft an den Gnadenmitteln der Kirche gezweifelt ward. Ich werde die Todten nicht begleiten, die Glocke darf nicht ertönen . . . und in mitternächtiger Stille müssen sie beigesetzt werden."

Ohne ein weiteres Wort war der junge Priester davongegangen. Heinrich verließ nicht ohne eine gewisse Befriedigung, daß er dem alten Ott ein theilweises Gelingen seiner traurigen Sendung melden konnte, den Pfarrhofgarten.

Zweites Kapitel.

Genau in der Weise, wie sie die „Kirche" vorgeschrieben hatte, ging die Bestattung der schönen Fanny und des alten Schulmeisters vor sich. Nachträglich hatte zwar der Pfarrer an Heinrich die Meldung gelangen lassen, sein Verbot erstrecke sich „kirchlicherseits" nur auf das Mädchen; gegen die „religiöse" Beisetzung des Schulmeisters liege kein Anstand vor und werde er sich derselben, falls sie gewünscht würde, bereitwilligst unterziehen.

Aber wie aus Einer Seele kam der Beschluß als Antwort der Männer, Oheim und Nichte sollten gemeinschaftlich und zur selben Stunde dem Schooße der Erde übergeben werden.

Um Mitternacht setzte sich der stille Zug in Bewegung. Außer einigen Bauern, welche die Särge trugen, folgte Niemand, als Heinrich und Willibald, der alte Ott, von Beiden gestützt, in ihrer Mitte. Ein Kreuz ward nicht vorangetragen; die Glocke, die sonst so geschwätzig allen Aeußerungen des Dorflebens ihre Zunge lieh, schwieg; die Freunde der beiden Todten mußten sich mit dem einen Zugeständnisse der kirchlichen Gewalt begnügen: das gemeinschaftliche Grab befand sich innerhalb des Kirchhoffriedens; der Boden, der sie empfangen sollte, war ein geweihter!

Lautlos, unter tiefem Schweigen der Anwesenden, erfolgte die Bestattung! Keiner hätte es vermocht, dem mächtigen Strome der Bewegung, sei es selbst in der leisesten Klage, einen Ausdruck zu geben; Allen war es, als ob selbst ein geflüstertes Wort den Frieden dieser Todten unterbrechen müßte, so lange sich nicht die Erdschollen über ihnen gewölbt hatten. Diesen Moment schien der alte Ott abgewartet zu haben; mit von krampfhaftem Schluchzen unterbrochenen Worten rief er:

„Verzeihung, du armes Mädchen da unten im Grabe für Das, was mein Sohn an dir verbrochen hat! Verzeihung! Er lebt; du aber mußtest dein schönes Dasein in den kalten Fluß tragen, um daselbst sein Verbrechen zu ertränken. Wo ist da die Gerechtigkeit Gottes, wo ist da ihr gerühmtes Walten? Erbetteln mußte man für dich, die holdseligste Blume, die der Erdboden trug, das Bißchen geweihten Bodens, und doch wäre eine Kaisergruft für deinen schönen Leib die allergeringste Ehre gewesen. Er aber trägt sein verfluchtes Dasein weiter und weiter, denn das Schlechte regiert in der Welt und Lug und Trug; nur das Schöne verdirbt und vermodert, und die Geier sind die einzigen Herren und Gewalthaber auf dieser Erde."

„Laßt uns gehen, Ott," sagte Heinrich, indem er den alten

Mann an der Hand ergriff, „es ist nicht gut, die Ruhe der Todten durch solche Reden zu stören. Sie, die wir hier begraben haben, ist dem mächtigen Zuge der Selbstzerstörung gefolgt, der in ihrer Natur lag. Den dunklen Gewalten ihres Verhängnisses hat sie zum Opfer fallen müssen. Wer sollte, wer könnte das mahnende Wort aussprechen, um die Nachtwandlerin vor dem tiefen Falle zu bewahren? Laßt uns gehen."

Noch einmal richtete der alte Mann sich auf.

„Sie haben Recht, Herr Heinrich," sagte er mit kräftiger Stimme, „ja, Sie sollen Recht haben, wenn ich auch Das, was Sie eben gesprochen haben, nur zur Hälfte verstehe. Aber Er sollte hier sein, den ich nicht mehr nennen will, Er, Er!"

Die Worte verhallten grollend; er wandte sich mit zorniger Geberde ab und ging mit hastigen Schritten den Anderen voraus bis zur Eingangspforte des Friedhofes, wo er wieder stehen blieb.

„Das Kreuz mit dem Denkmal und der Inschrift darauf wird der alte Ott besorgen lassen," rief er, gegen den Kirchhof zurückgewandt. „Das ist seine Pflicht, und da darf ihm Keiner ein Wort darein reden."

Der Morgen dämmerte bereits, als die beiden Freunde vor Schloß Halden wieder ankamen. Ott hatte sie schon früher verlassen, ohne Gruß, wie in noch immer ungebändigtem Zorne, um auf einem näheren Weg sein heimatliches Dorf aufzusuchen.

Als Heinrich eben im Begriffe stand, den Weg zu der kleinen Gartenpforte einzuschlagen, durch welche er unbemerkt über den Schloßhof in sein Zimmer gelangen konnte, öffnete sich diese von innen, Hedwig stand vor ihnen.

Im grauen Lichte des Morgens konnten sie sogleich bemerken, daß ihr Antlitz die Züge einer schlaflos zugebrachten Nacht trug; es war unheimlich bleich.

„Wo warst du gewesen, Heinrich?" rief sie, „du hattest dich so heimlich entfernt — und Willibald mit dir!"

„Wir hatten eine ernste Pflicht zu erfüllen," sagte Willibald tonlos.

„O!" schrie Hedwig, indem sie sich mit stürmischer Heftigkeit in Heinrichs Arm hängte, „ich kenne die ernste Pflicht, die euch hinausgetrieben hat. Ihr habt sie begraben, die durch mich ihren Tod gefunden hat. Ja, ich, ich allein habe sie gemordet!"

Heinrich drückte die Schwester an sich; er sprach linde, leise Worte mit ihr, fast wie man ein krankes Kind beschwichtigt.

„Schwester Hedwig," sagte er, „nicht du hast sie getödtet, sie ist nur für dich gestorben."

„Sie ist nur für mich gestorben," wiederholte Hedwig an Heinrichs Brust, „das ist eine große Wahrheit."

Das war das letzte Wort Hedwigs; lautlos gelangten die Drei ins Schloß. —

Wie mühsam Heinrich auch rang in den Tagen, die diesem Erlebnisse folgten, in gefesteter Stimmung auch äußerlich zu erscheinen, so kamen jene Momente, die er am Meisten scheute, in denen er alle seine Manneskraft tief ermüdet fühlte, häufiger an ihn, als er jemals geahnt hatte. „Was nützt all dein Streben und Opfermuth, wenn die Dinge und die Menschen sich gleichsam gegen dich verschworen haben?" raunten ihm diese bösen Stunden zu. „Du hast dich vermessen, die Stelle der Mutter bei deinen Geschwistern zu übernehmen, du wolltest ein Strahl sein von ihrem Lichte, ein Blüthenkern von dem vollen und reichen Baume, der einst die Kinder beschattete! Ist dir Das gelungen? Mußt du nicht selbst an dir erleben, daß ein Mensch niemals in der Individualität eines andern aufgehen kann, zudem, wenn es eine Mutter ist, die du in deinem Dünkel ersetzen wolltest?"

Entmuthigt, in tiefster Seele erschlafft, setzte er sich dann hin, um die Geschäfte seines neuen Berufes zu besorgen. Aber auch aus der Arbeit floß ihm keine Befreiung zu; das schmerzensstarre Antlitz seiner Schwester stand ihm stets vor Augen. Sie hatte seit jenem Morgen, als sie aus seinem Munde Fanny's Tod

erfahren, noch nicht ein einziges Mal gelächelt. In steinerner Ruhe wandelte sie vor ihm; ängstlich fragend lagen oft ihre Blicke auf ihm; es war ihm, als ob sie von ihm die Lösung jener schrecklichen Anklage erzwingen wollte: „Glaubst du nicht, daß Fanny's Tod mir zur Last fällt?"

Und doch in allen Fiebern seines Wesens fühlte er es, daß von einem einzigen Lächeln seiner Schwester die Wiedergeburt ihres Lebens, vielleicht auch des seinigen abhing.

In einer solchen Stimmung betraf ihn eines Tages Willibald.

„Du verzehrst dich, Heinrich," sagte er, „du mußt ein neues Leben beginnen."

Heinrich lächelte trüb. „Willst du ein Patent auf diese Erfindung nehmen? Ich wäre dir sehr dankbar dafür."

„Glaubst du, daß ich Scherz treibe?" meinte Willibald eifrig. „Mein Rath geht vorläufig dahin, daß du einen Bogen Briefpapier zur Hand nimmst und einen Brief schreibst."

„Einen Brief? und an wen?"

„An Marien," sagte Willibald kurz.

Da bedeckte Heinrich sein Antlitz mit beiden Händen.

„Heinrich! was ist dir?" rief Willibald erschrocken.

„Der Brief käme entweder zu früh oder zu spät," sagte Heinrich mit dem Tone gewaltsam zurückgedämmten Schmerzes, „ich werde ihn nicht schreiben."

Drittes Kapitel.

In diese Tage voll innerster Bedrängniß fiel ein eigenthümlich lautendes Schreiben des Generals von Wehrstätt, des Besitzers von Halden. Der Brief trug den Poststempel der Residenz, war aber nicht von der Hand des Generals geschrieben; nur die Unterschrift zeigte die strammen, wie in Reih und Glied aufgestellten Schriftzüge des alten Militärs. Am Ehesten schien das Schreiben von einer feinen und zaghaften Frauenhand herzurühren. Der

Brief lautete: „Mein lieber Freund! Wenn eine siegreiche Schlacht geschlagen ward, pflegen am Ende der Blutarbeit Siegesfanfaren zu ertönen. Bei ihrem Klange richtet sich hie und da ein Schwerverwundeter auf und lauscht mit bereits ersterbenden Blicken den Klängen, wie sie da über das weite Blachfeld, bald stärker, bald schwächer klingend, an sein Ohr gelangen, und legt sich dann hin und stirbt. Auch meine Lebensschlacht ist geschlagen, die Fanfare ertönt, der alte Soldat hört sie leiser und immer leiser verklingen, und wenn sie nach einigen Tagen nach ihm sehen werden, finden sie einen todten Mann. Aber er richtet sich doch noch einmal auf, und da ziehen an seinem Auge noch einmal alle die lieben Gestalten vorüber, die er während seiner langen Dienstzeit fest in das Herz geschlossen hatte. Weib und Kind sind nicht darunter, denn der alte Soldat hatte während seiner Handwerkszeit nicht die Muße, um derartige sogenannte Lebenserheiterer sich viel zu kümmern. Aber einige gute Freunde sinds, bei denen der müde Haudegen sich noch gerne verabschieden möchte. Und dazu gehören Sie!

„Zum Schlusse! Schloß Halden wird nun in kürzester Zeit seinen Besitzer wechseln, denn das Wappen Derer von Wehrstätt (es waren wackere Leute darunter) wird nun bald über dem Letzten ihres Namens zerbrochen werden. Ich habe die gesetzlichen Dispositionen getroffen, daß der neue Besitzer sich nur bei Ihnen allein mit seinem Besitztitel legitimiren darf. Jede andere Dazwischenkunft habe ich mir verbeten. Bis dahin bitte ich Sie, in Ihrer selbstgewählten Stellung als Verwalter meines Gutes zu verbleiben. Die Schlacht ist zu Ende. Die Alten ziehen heimwärts. Die frische Jugend nehme den Kampf auf."

Als Heinrich diesen Brief zu Ende gelesen, war es ihm, als ob sich dichte, undurchdringliche Schleier um seine Augen legten. Erst war es Verwirrung, die sich seiner bemächtigte, dann das Gefühl der tiefsten Muthlosigkeit. Er las den Brief zu wiederholten Malen; trotz all der freundlichen Worte, die der sterbende Soldat an ihn richtete, starrte ihm doch die eine Thatsache

entgegen: er mußte Halden verlassen, er war heimatlos geworden. Was sollte aus ihm, was sollte namentlich aus Hedwig werden? In grauenhafte Nacht gehüllt lag Alles; und aus diesen Wirrsalen führte kein Weg! Die Vermessenheit seines Thuns, das vielgestaltige Leben einer Familie aus seinem Gemüthe heraus neu ordnen und festsetzen zu wollen, erschien ihm jetzt als ein Verbrechen. Er verdiente Strafe und schwere Züchtigung, wo er Lohn und Selbstbefriedigung gehofft hatte!

Eine entsetzliche Gewißheit lag vor ihm und benahm ihm jede Kraft und Ruhe: der Abschiedsbrief des Generals war dazu bestimmt, an seinem Lebensmarke zu zehren. Schon daß er ihn vor Aller Augen verbarg, daß er selbst dem Freunde, der ihm zunächst stand, dessen Inhalt vorenthielt, bewies, wie krankhaft das Nervensystem des armen Dulders bereits geworden war. Nachts floh ihn der Schlaf oder es kam das Heer unruhiger Träume; am Tage fühlte er mitten unter den Arbeiten seines neuen Berufes, daß er von Stunde zu Stunde unfähiger werde, ihnen obzuliegen. Und wenn er mit riesiger Gewalt sich aufrichtete, um dieser Schwäche Herr zu werden, dann überfiel ihn eine Hülflosigkeit, wie er sie niemals gekannt, und er weinte ungesehen wie ein Kind.

Die Erste, die diese Veränderung an Heinrich wahrnahm, war die „Hexe.“ Sie war wieder einmal flüchtig wie eine Wildkatze gekommen, um den Geschwistern Nachrichten aus der Heimat zu bringen, wie der Vater noch immer grollend zu Hause herum gehe, wie ihn schon das bloße Aussprechen eines Wortes, das ihn an die gute Frau Böcking erinnerte, in die äußerste Wuth versetze, daß Herr Scholle, neuesten Nachrichten zufolge, es trotz seiner Vatermörder zum Kreisrath gebracht und sie diese wichtige Mittheilung selbst in der Zeitung gelesen habe, und wie bei dem Allen nur ein einziger Mensch auf Erden lebe, der sie so recht verstehe, und das sei Edmund.

Mitten in diesem Redestrome fiel es ihr auf, wie theilnahmslos gleichgültig, zurückgelehnt in seinen Sitz, der Bruder

ihren Plaudereien zuhöre. Sie stockte. Er, dessen Auge sonst aufleuchtete, wenn sie ihre Hexenkünste vor ihm versuchte, saß so gelangweilt, in so sichtbarer Verstimmung vor ihr.

Mit Einem Male sprang sie an Heinrich heran. Sie betastete ihm Mund, Ohren und Stirne, als wollte sie sich vergewissern, daß diese Organe in ihren Funktionen nicht gestört seien, und rief dann mit komischem Pathos:

„Entweder langweilt dich mein Geschwätz, Heinrich, oder du bist krank."

Heinrichs Lippen versuchten ein schwaches Lachen. Aber die erschöpfte Kraft versagte ihm selbst diese Aeußerung. Ein heißer Thränenstrom brach aus seinen Augen hervor.

„Er ist krank! Seht her, er ist krank!" schrie die Hexe mit gellender Stimme.

Noch einmal wollte sich Heinrich von seinem Sitze erheben; er sank machtlos zurück. Eine tiefe Ohnmacht hatte seine Sinne umhüllt.

Noch in derselben Stunde fertigte die Hexe einen Boten an Herrn Volkmar ab, dem sie schrieb:

„Lieber Vater! Ich muß in dieser Nacht bei Heinrich bleiben und vielleicht auch in den folgenden Nächten. Denn er ist krank, und da kann die Schwester nirgend wo anders sein, als bei ihrem Bruder. Heinrich hat mehr für uns gethan, und das klein wenig Nachtwachen wird den Augen deiner Hexe wahrlich nicht schaden."

Später kam der eiligst aus dem nächsten Städtchen herbeigerufene Arzt; er erklärte mit tiefem Ernste den Zustand Heinrichs als sehr bedenklich; eine bedeutende Krankheit sei im Anzuge, der vielleicht seine Jugendkraft werde Widerstand leisten können! Vielleicht!

Und während die Schwestern und Willibald in ängstlicher Erregtheit den Worten des Arztes lauschten, brachte derselbe Bote einen offenen Brief des Herrn Volkmar an Agnes, der nur die wenigen Worte enthielt:

„Bleibe, wo und wie du willst. Es ist einmal meine Bestimmung, daß von meinen Kindern ein jedes seinem eigenen Kopfe folgt. Es muß Das so in eurer Natur liegen. Dafür muß ich mich allmählig daran gewöhnen, zu vergessen, daß ich euer Vater bin. Also bleibe bei deinem Bruder, der so viel für euch gethan hat, daß mir fast nichts übrig bleibt."

Viertes Kapitel.

Wie sie da dem todtkranken Bruder ihre Pflege angedeihen ließen, boten die beiden Schwestern Heinrich Volkmars ein ergreifendes Bild weiblichen Zartsinnes und Opfermuthes. Und das Bild gewann für Den, der die Verhältnisse und Personen genauer kannte, eine höhere Bedeutung, wenn er gewahr wurde, welche Wandlung in den Charakteren der beiden Mädchen seit den wenigen Tagen sich vollzogen hatte. Während auf dem Antlitze der „Hexe" die tiefste Bekümmerniß zu lesen war, erschien dagegen Hedwig gehoben und von einer tiefernsten Freudigkeit beseelt, die sonst nicht in ihrem Wesen lag. Agnes saß stundenlang am Bette des Bruders; keine seiner Bewegungen entging ihr, die leiseste Zuckung seines Mienenspiels erschreckte sie. Wenn es aber darauf ankam, dem Kranken eine Labung zu reichen, die heiße Stirne ihm zu befeuchten, die Kissen zurechtzulegen, so war es immer Hedwig, die ungerufen, fast ungesehen ihres Liebesdienstes wartete. Wenn die Nacht niedersank, die schreckliche „Bringerin" entsetzlicher Delirien, sprach die „Hexe" jedes Mal den festen Vorsatz aus, heute wolle sie wachen, und Hedwig müsse sich zu Bette begeben. Wenn aber Hedwig, dem heftigen Drängen des Kindes anscheinend nachgebend, das Krankenzimmer verließ, nach wenigen Augenblicken jedoch wieder geräuschlos zurückkehrte, fand sie das Kind schlummernd in den Armstuhl zurückgelehnt,

und die ruhigen Athemzüge verriethen, daß dieser Schlaf bis zum Erwachen des andern Morgens andauern werde.

Willibald folgte dieser Wandlung, wie sie in Hedwig mehr und mehr hervortrat, in tiefster Bewegung. Er konnte es fast nicht fassen, aus welchen Quellen die geistige und körperliche Aufrichtung dieses Mädchens floß. Was war aus diesen Augen geworden, die noch vor einigen Tagen so unstät und brennend geleuchtet hatten? Ihr Blick war nun so milde, es war ihm, als ginge von ihnen die Klarheit des Mondes auf. Wohl ahnte er, was in dem Mädchen vorging. Wenn er sie zuweilen drängte, sich doch Ruhe zu gönnen, sah sie ihn schweigend mit diesen großen, leuchtenden Augen an, und er hielt beschämt inne. Nur einmal, als er heftiger mahnte, flog es wie ein Schatten von Ungeduld über ihr Antlitz.

„Wissen Sie denn nicht," flüsterte sie fast tonlos, „daß sie für mich gestorben ist?"

Die schwere Krankheit Heinrichs nahm indessen den Verlauf, wie ihn der Arzt am ersten Tage vorhergesagt hatte; neben wenigen Momenten ungetrübten Bewußtseins, in denen er seine Schwestern erkannte, die äußerste Zerrüttung des gesammten Seelenlebens. Meistens starrten die Augen weit geöffnet vor sich hin; wenn er sie aber wie zum Schlummer schloß, erwachten die wilden Geister jener phantastischen Wahngebilde in ihm, wie sie das grauenhaft wühlende Fieber in immer neuer Gestaltung erzeugt, anscheinend ohne Zusammenhang und dennoch in seltsamer Wechselwirkung der einen auf die andere Vorstellung.

Im Vordergrunde der irren Reden stand das Seelenleiden der letzten Tage. Der Brief des Generals zog sich wie ein lichter Faden hindurch; er schien ihn als die letzte Erinnerung an die jüngsten Tage auch am Zähesten festhalten zu wollen.

„Schafft mir ihn aus den Augen hinweg," schrie er einmal, „weit hinweg! Der General muß ihn zurücknehmen oder ihr müßt ihn in ein tiefes Grab hineinthun. Aber Hedwig darf davon nichts ahnen; ihr müßt den Brief vor ihr verbergen. Sie weiß

ja sonst nicht, das arme Mädchen, wo sie ihr Haupt hinlegen soll. Und sie muß doch sehr müde sein."

Auf den Brief kam er in immer neuen Wendungen zurück. Bald wollte er ihn vor aller Welt verborgen haben, da, wo der Fluß am Tiefsten ist; bald sollten sie ihn Jedem, der des Weges daher komme, laut vorlesen, damit man erfahre, daß Heinrich Volkmar keine Scholle Bodens habe, die er seine Heimat nennen könne. Dann sollte Hedwig ihr Reisebündel schnüren und mit ihm von Haus zu Haus betteln gehen. Erst als die Krankheit ihrem Höhepunkt zuzuneigen schien, wechselte dieses Wahngebilde einer zerrütteten Einbildungskraft, um einem anderen zu weichen, das er mit derselben Zähigkeit festhielt.

Es war die Erinnerung an die Mutter, die sich höher und immer höher aus dem wirren Schutte zusammenhanglosen Denkens abhob. Aber nicht in den sanften, zarten Umrissen des Bildes, wie es vor ihm in den Tagen der Gesundheit stand. Sie mochte ihm als eine Gestalt mit drohend aufgehobenem Finger erscheinen, vor der er sich, ängstlich zagend, wie ein der Strafe harrendes Kind, zurückzog. Wie er so dalag, die Furcht und das Entsetzen im Angesichte, die Hände in scheuer Abwehr zuckend, gewährte er den Schwestern einen Anblick, der für sie fast noch mehr des Unbegriffenen hatte, als die Wahnvorstellung von dem Briefe des Generals.

Er, der gute Sohn, fürchtete sich vor seiner Mutter!

„Was willst du stets von mir?" hieß es einst in einer der wilden Selbstanklagen, an denen sein Seelenleben gerade jetzt ein inniges Ergötzen zu finden schien. „Warum soll ich nicht ein Verräther sein? Alle Menschen sind Verräther, und um eine Schüssel Linsen verkaufen sie ihr Erstgeburtsrecht, und der Sohn verkauft seine Mutter."

Später mochte er, den Faden des in solcher Art Begonnenen fortspinnend, zu dem Schlusse gelangt sein, daß er sich selbst Unrecht anthue, wenn er sich des Verrathes beschuldigte.

„Warum bist du von uns gegangen, Mutter?" klagte er, „du

hast die Kinder ohne Schutz zu Hause gelassen. Da kam der Dieb mitten am helllichten Tage und hat ihnen das Beste gestohlen. Und der Vater hat nicht glauben wollen, daß man die Kinder hüten und wahren muß und daß keines von ihnen aus dem Hause darf." Dann sah und sprach er wieder sich selbst als eine dritte Person an. „Da geht er hin," höhnte er, „und glaubt ein riesenstarker Mensch zu sein. Aber er ist ja schwach, zum Umfallen schwach. Wenn man ihm ein Spinnegewebe um den Finger wickelt, so sinkt er um. Und der wollte eine große Last auf seinen Schultern tragen."

Allmählig traten, je weiter die Erschöpfung seiner Kräfte fortschritt, auch diese wilden Bilder in den Hintergrund. Die Gestalt der Mutter, die peinigenden Vorwürfe, seine Furcht vor der unsichtbar wirkenden Drohung verbleichten; er lag regungslos im Bette, und schon hatte es den Anschein, als ob die Lebensgewalt, müdegehetzt von dem fortwährenden Kampfe gegen die heimtückisch wühlenden Mächte der Krankheit, es aufgeben wolle, die gebrechliche Hülle des Sterbenden zu beschützen.

Noch eine Aeußerung, die Willibalds Herz durchschnitt, weil nur er allein das Verständniß für ihre Bedeutung besaß, muß hier angeführt werden. In einer Nacht richtete sich der Kranke plötzlich auf, und ein eigenthümlich zufriedenes Lächeln spielte um seine Lippen. „Ich muß stärker an der Glocke läuten, Willibald," flüsterte er, „sonst wacht das gute Mädchen nicht auf. Sie hat die ganze lange Nacht kein Auge zugethan, es wäre grausam, sie zu wecken — Aber mich friert in dieser Winterkälte — und der Ballanzug ist so dünn."

Mit der Rückerinnerung an jenen Morgen, der einen so bedeutsamen Abschnitt in dem Leben Heinrich Volkmars spielt, schien der letzte Rest lichten Denkens in ihm zu verlöschen; was noch folgte, war sternenlose Nacht und müdes Aufflackern eines gebrochenen Wesens. Der Arzt verkündigte mit ernster Miene, daß der entscheidende Moment herannahe, die Natur verlange Lösung des langwierigen Prozesses. „Wenn ein Wunder sich einstellt," fügte er traurig hinzu, „kann er gerettet werden."

Im Fortgehen versprach er, am späten Abende noch einmal nach dem Kranken sehen zu wollen. Da fühlte er sich kräftig an der Hand ergriffen. Im Zwielicht der Stube, deren Fenster dicht verhüllt waren, stand die ältere der Schwestern neben ihm, hochaufgerichtet, mit großen, leuchtenden Augen.

„Sie sagen, Herr Doktor," rief sie, indem sie einen unsagbar innigen Blick auf den Kranken heftete, „Sie sagen, daß unser Heinrich stirbt? Er stirbt nicht, Herr Doktor, er stirbt nicht. Die Mutter läßt ihn nicht sterben."

Dann mit äußerster Kraftanstrengung die Hexe aus dem Armstuhle aufreißend, worin sie, wie gewöhnlich, saß, herrschte sie ihr zu: „Mach' dich auf, Agnes, und hole den Vater. Sag' ihm, daß sein Sohn, das Kind unserer Mutter, stirbt. Er muß kommen, sage ich dir, er muß! Hedwig befiehlt es ihm!"

Fünftes Kapitel.

Die „Hexe" hatte den Weg, der von Schloß Halden zum väterlichen Wohnsitze führte, ohne alle Begleitung angetreten. In ein dichtes Tuch gehüllt, aber unbedeckten Hauptes, so daß ihr die schwarzen Locken wirr ins Gesicht hingen, schritt sie durch den bereits dunkelnden Abend dem Walde zu, der ihre Heimat von Schloß Halden trennte. So sehr ihre Gedanken bei dem auf dem Sterbebette liegenden Bruder weilten, sie war doch zu sehr Kind, um nicht einer thörichten Furcht zu verfallen, als sie sich außerhalb der menschlichen Behausung mitten unter den rauschenden Bäumen des Waldes befand.

Wunderbarerweise war es die Erzählung vom Wolfsjäger, die sie einst von Reinhold Ott vernommen hatte, deren Schrecken sie nun mit aller Gewalt heimsuchten. Die Erzählung stand bis in ihre kleinsten Einzelnheiten vor ihrer Seele. Freilich beschwichtigte sie sich selbst mit dem Gedanken, daß Reinhold die Geschichte mit

Absicht erzählt habe; denn er selbst sei der Wolf gewesen, der auf die schöne Fanny gelauert. Wie aber, wenn nun ein wirklicher Wolf dort hinter jenem Baume mit den dichten Aesten auf sie wartete? Wie wollte sie dann die Nachricht von Heinrichs Lage an den Vater gelangen lassen? Hatte Hedwig ihr nicht befohlen, der Vater müsse kommen? — und die Hexe war trotz ihres frühreifen Verstandes kein Rothkäppchen, das sich bekanntlich vor dem Wolfe nicht fürchtete.

Mit beflügelten Schritten eilte sie vorwärts. Ihre Wangen brannten, ihr Athem ging heftig. In ihrer Angst begann sie zu singen, Eigenes und Fremdes, und wer es vermocht hätte, den halb gesungenen, halb gesprochenen Worten des Kindes zu folgen, wie sie da im rauschenden Walde aus der schreckerfüllten Seele dieses Kindes hervorkamen, der hätte vielleicht Manches erlauscht, was ihm für sein ganzes Leben als etwas Kostbares gedünkt hätte. Endlich sah sie die Lichtung des Waldes vor sich; dort noch die gewaltige Buche, die höchste und stärkste im Revier, und dann beginnt der Weg zur Heimat, der finstere Wald hat dann seine Schrecken verloren. Wenn dann ein Wolf kommt, so hat sie wenigstens Raum, um ihm zu entfliehen, oder es sind Leute da, die sie bemerken und ihr zu Hülfe kommen. Vielleicht der Wolfsjäger selbst.

Dann lachte sie sich selbst aus, wie ihr nur so etwas Thörichtes in den Sinn kommen könnte. Die Geschichte spielte ja da unten am Rande der Landkarte in den Pyrenäen ... und Edmund sah nach Allem eher aus als nach einem Wolfsjäger!

Schon war sie in der Nähe der weitgeästeten Buche. Da — sie sah und hörte es deutlich — regte sich etwas hinter dem Baume, ein mächtiger Schatten fiel quer über die Lichtung; eine Gestalt trat hervor. Mit einem Angstschrei, wie er in diesen stillen Räumen noch nie mochte gehört worden sein, fiel sie zu Boden.

Sie fühlte, wie zwei kräftige Arme sie aufhoben und auf den Boden stellten. Die Besinnung kam ihr wieder, sie blickte mit irren Blicken um sich.

„Agnes, was ist dir?"

Es war Herr Volkmar, der vor ihr stand.

„Vater, lieber Vater," schluchzte sie und warf sich ihm um den Hals, „komm deinem Kinde zu Hülfe."

„Wer beunruhigt dich denn, Kind?" rief Herr Volkmar, sich nach allen Richtungen umschauend.

Da riß sie sich wieder von ihm los; das volle Bewußtsein war ihr zurückgekehrt. Sie lachte gewaltsam. „Ich habe mich vor dem Wolf gefürchtet und glaubte, da hinter der Buche müsse er auf mich warten. Doch nein, Vater, nein, das ist es Alles nicht, was mich so dumm und kindisch erscheinen läßt."

Ein heftiger Weinkrampf unterbrach ihr ferneres Reden.

„So erzähle doch, was dir fehlt!" rief Herr Volkmar.

Mit Einem Male stand die „Hexe" vollkommen ruhig da.

„Vater," sagte sie mit einem so tiefernsten Ausdrucke, wie er ihn an dem Kinde noch niemals so ergreifend gekannt hatte, „du mußt, du mußt mit mir kommen, Bruder Heinrich ist sehr krank, so krank, daß —"

Der starke Mann taumelte zurück.

„So krank, daß er stirbt, wenn du nicht sogleich kommst." —

„Sprichst du die Wahrheit, Agnes?" —

„So wahr, als unsere Mutter gelebt hat." —

Am Krankenbette Heinrichs saßen indessen Hedwig und Willibald lautlos sich gegenüber. In der Stube webte eine geheimnißvolle Stille, hie und da von einem schmerzlichen Stöhnen des Kranken unterbrochen. Hedwig, anscheinend so ruhig und gefaßt! Die großen müden Augen auf das Antlitz des Bruders geheftet, der in dem fahlen Abendlichte bereits einem Sterbenden glich! Wer mochte ergründen wollen, was in der Seele dieses Mädchens vorging, was Willibalds Gemüth bewegte? Sie sahen, wie jene furchtbare Naturgewalt, die im Zerstören ihr Leben findet, immer weiter und grauenhafter fortschritt, wie der Tod auf leisen Socken gleichsam unhörbar sich nahte. Wunderbare Gegensätze! Während Hedwig in diesem Augenblicke die Schatten der nächsten Zukunft immer finsterer auf sich zuschreiten sah — Heinrich war nicht

mehr da, der Vater entfremdet, sie schwankte heimatlos durch die Welt — begann in Willibalds Denken ein Hoffen und Ahnen sich zu regen, das von einem freudigen Tone harmonisch erklang.

Ein Wagenrasseln, das vom Hofe herauf in die Stille der Stube drang, weckte die Beiden aus ihrem Sinnen auf. Auch der Kranke mochte es vernommen haben, denn er fuhr unruhig auf und richtete die Augen auf die Thür, um gleich darauf wieder auf sein Lager zurückzusinken. Dann schlossen sich seine Augen wieder. Sollte der Arzt gekommen sein, der seinen Besuch auf die späte Abendstunde angesagt hatte? Oder Agnes mit dem Vater? Sie blieben regungslos, um den Kranken, der wieder in dumpfen Schlummer gefallen war, den von seinem Bruder, dem Tode, nur noch ein leises Athmen trennte, nicht zu stören. Eine geraume Zeit hernach klopfte es an die Thür. Willibald ging hin, zu erfahren, was dieß bedeute. Da stand die Kastellanin draußen.

Athemlos berichtete sie, es sei so eben in einer Postkutsche eine junge, schwarzgekleidete Dame angekommen, die dringend mit Herrn Heinrich Volkmar zu sprechen wünsche. Auf die Mittheilung, die sie ihr gemacht, Herr Heinrich sei so sehr krank, daß man stündlich das Aeußerste zu erwarten habe, sei die junge Dame außerordentlich erschrocken, Todtenblässe habe ihre Wangen bedeckt, und sie habe das Treppengeländer ergreifen müssen, um nicht umzusinken. Dann habe sie sich aber gefaßt, und mit einem Tone, den sie niemals in ihrem Leben vergessen werde, habe sie gerufen: „Lassen Sie mich zu ihm, ich muß ihn noch einmal sehen, und sei es zum letzten Male, als Sterbenden.“

Das Gespräch zwischen den Beiden war so leise geführt worden, daß Hedwig von seinem Inhalte nur ein unverständliches Flüstern vernahm. Willibald war die Treppe hinabgegangen.

Wenige Augenblicke darauf trat er mit der schwarzgekleideten Fremden in die Krankenstube. Hedwig gewahrte sie erst, als sie hart am Bette Heinrichs stand. Willibald winkte mit dem Finger, Hedwig solle die Unbekannte gewähren lassen.

Sie war neben dem Schmerzenslager auf die Knie gesunken.

Sie schluchzte heftig, dann ergriff sie eine von den herabhängenden Händen des Kranken. Wie schmal, wie abgezehrt waren sie! Der Kranke wurde unruhig und bewegte sich. Da richtete sich die Fremde auf und neigte sich über den blassen Kopf. Der schwarze Hut hatte sich losgelöst, blonde Locken fielen auf das brennendheiße Angesicht des Sterbenden. Immer tiefer neigte sie sich, bis ihre Lippen seiner Stirne nahe waren; sie hatte ihn geküßt.

„Heinrich," lispelte sie, und noch einmal berührte sie seine Stirne im leisen Kusse.

Der Kranke öffnete die Augen. Ein unsagbar süßes Lächeln spielte um seine Lippen.

„Marie!" kam es fast unvernehmbar zurück. Dann seufzte er tief auf und sank regungslos zurück.

War der Tod an ihn herangetreten? Sie wußten es nicht; aber es war ihnen, als hätten sie das Rauschen seiner schwarzen Fittige hörbar vernommen. Kein Klagelaut entrang sich ihnen; wie im stillen Einverständnisse der Seelen mochten sie die geheiligte Ruhe der irdischen Erlösung nicht stören.

„Seht, seht doch," rief mit Einem Male Hedwig, und es war ein jauchzender Schrei, wie er unvergessen durch ein ganzes Leben tönt, „seht, er öffnet wieder die Augen, er erkennt uns, seine Brust hebt sich, er athmet wieder."

In demselben Augenblicke traten Herr Volkmar und die „Hexe" in die Stube.

„Lebt er?" fragte Herr Volkmar fast überlaut.

Hedwig legte den Finger an die Lippen, um ihn zur Stille zu mahnen.

„Er lebt, Vater," flüsterte sie, „und sie hat ihn gerettet." Sie wies auf die am Bette knieende Marie.

Sechstes Kapitel.

Wie in tiefer Seele vor langer Zeit vernommene Melodien sich allmählig an einander fügen, bis sie zu dem Liede werden, dessen Inhalt nur zerstückt dem Gedächtnisse geblieben ist, so schloß sich auch hier Glied an Glied jenes zerbrochenen Ringes, der einst den Frieden dieses Hauses umschloß. Menschliches Glück ist leicht verscheucht, und der Frieden einer Familie hat flüchtige Sohlen; wenn sie aber wiederkehren, bringen sie gewöhnlich verdoppelte Gaben zurück und weilen länger als zuvor.

Heinrich Volkmar ging allmählig seiner vollen Genesung entgegen. Eines Tages konnte der Arzt erklären, alle Gefahr sei beseitigt; Heinrich sei, was ihm in seiner Praxis noch nie vorgekommen, wie durch ein Wunder gerettet worden.

Mit diesem lebendigen Wunder hatte sich indessen Heinrich Volkmar in den Stunden wiedererwachender Gesundheit längst verständigt. Was die Beiden niemals ausgesprochen, das floß jetzt in traulichem Zwiegespräch von ihren Lippen; es war ein tief mundender Trunk, den ihre Seelen aus dem Becher der Erinnerung thaten. Und doch war Das, was ihm Marie zu erzählen hatte, eigentlich nur dürftigen Inhalts.

Marie hatte in dem Hause des Hofsekretärs, in welches sie nach dem Tode ihrer Eltern als hülflose Verwandte aufgenommen ward, ein seltsam zerstörtes Leben gehabt. Vor der Außenwelt gaben ihr der Hofsekretär und dessen Frau eine Stellung, als gehörte sie wirklich der Familie an; sie heuchelten eine Berücksichtigung, die in unbemerkten Augenblicken in ihr Widerspiel umschlug. Sie hatten sie zur Rolle der dienenden Verwandten erniedrigt, der das Gnadenbrod nur aus Erbarmen zugeschnitten ward. Sie litt zuweilen namenlose Qualen; mehr als ihr Dienstverhältniß thaten ihr die Heuchelei und das lügenhafte Wesen wehe, die mit ihrer arglosen Seele gleichsam Fangball spielten. Selbst Heinrich mußte gestehen, daß er für diesen Zustand der Dienenden nur ein flüchtiges, von Zeit zu Zeit aufflammendes

Interesse gezeigt hatte. In die Fülle der Zerstreuungen und Anregungen, wie sie die Residenz damals dem jungen Manne bot, trat die Erscheinung des blassen, klaglos duldenden Mädchens fast traumhaft ein. Nur der General besaß schärfere Augen; das stille Leiden der Waise war ihm nicht entgangen. Er hatte einst, kurz nachdem Heinrich das Haus verlassen, ihr verweintes Angesicht lange und prüfend beobachtet. Wenige Tage darauf richtete er die briefliche Anfrage an sie, „ob sie gewillt wäre, das kleine Hauswesen eines alten Soldaten zu übernehmen; allerdings nur auf eine kurze Spanne Zeit, bei seinen fünfundsiebzig Jahren; aber sie sei doch auch seine Verwandte, und da erheische es ihr Pflichtgefühl, daß sie sich der letzten Tage eines alten, kranken Mannes annehme."

Trotz der boshaft höhnischen Bemerkungen des Hofsekretärs war Marie in das Haus des Generals gegangen; allerdings nur auf jene kurze Spanne Zeit, wie er dieß selbst bezeichnet hatte. Der alte Soldat ging sichtlich seinem Verfalle entgegen; was sie ihm bieten konnte, war Pflege und Wartung. Ahnte er das tiefverschlossene Geheimniß in der Seele seiner Pflegerin? Eines Tages, kurz vor seinem allmählig eintretenden Erlöschen, diktirte er ihr jenen Brief in die Feder, der eine so grauenhafte Verwüstung über Heinrich Volkmars Hoffnungen gebracht hatte. Ihr selbst war der Zusammenhang des Schreibens mit ihrem eigenen Dasein vollkommen unklar geblieben. Erst nach dem Tode des Generals, der vor zwei Wochen erfolgte, fand es sich, daß er einen letzten Willen hinterlassen, worin er in wenigen Worten seine entfernte Verwandte Marie, die ihn in den letzten Tagen als das treueste Kind gepflegt, zur Besitzerin des Gutes Halden erklärte; „des Wenigen, was er hatte," lautete es in dem Testamente, „was ein alter Soldat für schlaflos verwachte Nächte und für im fremden Dienste verweinte Augen bieten konnte."

Marie war gekommen, um sich vor Heinrich Volkmar mit ihrem Besitztitel zu legitimiren. Was die Beiden weiter sprachen und verhandelten in ihren traulichen, von Niemandem belauschten,

nur sich selbst angehörenden Zwiegesprächen? Bedarf es wohl da eines langen Auseinandersetzens?

Anfangs durchzuckte es den armen Dulder mit aller Bitterkeit, daß er, der Arme, aus der Heimat Gestoßene, die glänzende Gabe annehmen sollte, die sich ihm darbot. Durfte der Bettler sich des kostbaren Fundes bemächtigen, ohne daß ihn die Leute fragten: Wie kommst du dazu, dich damit zu schmücken? Für dein zerfetztes Gewand paßt eine andere Zier? Und wenn er sie annahm, diese Fülle eines so uneigennützig gnädigen Geschenkes, durfte er sie für sich behalten? Durfte er Marien mit sich ziehen in die Wirrnisse seiner Familie, wie sie ihm in der Erinnerung hafteten? Dann kamen lichtere und freundlichere Gedanken über ihn. Sie stiegen aus den blonden Locken jener Gestalt nieder, die neben ihm am Bette saß; sie glitten über ihn hinweg wie lustige Sonnenstrahlen, wenn sie ihn mit ihren Fingerspitzen berührten; sie kosten und scherzten mit ihm, wenn er Nachts aufwachte und die Sterne durch die Fenster funkeln sah; sie ergossen sich aus jedem noch so leise geflüsterten Zugeständnisse jener Lippen, die den seinen so nahe waren, so nahe, daß endlich ein einziger Kuß die süßeste Lösung alles Zweifelns, Bangens und Widerstehens mit sich brachte.

Am Arme seiner Braut trat Heinrich Volkmar, ein vollständig Genesener, in die neuerwachte Welt! Diese Welt war in den Augen Heinrichs wirklich eine andere geworden. Weil ihm das Glück daraus hervorlachte, erschienen ihm auch die Anderen in ihren Stimmungen und Charakteren gleichsam wiedergeboren. Er brauchte nicht allzuweit zu suchen; vor Allen sein Vater bot ihm das merkwürdigste Bild dieser Wandlung.

Herr Volkmar trat nämlich dem Sohne mit einer Weichheit und Schonungsseligkeit entgegen, die zuweilen etwas von der Verschämtheit eines bestraften Kindes an sich hatte. Hatte ihn der drohende Verlust des Sohnes zu dem gemacht? Hatte er eine tiefere Einsicht in sein Wesen erlangt, das ihm erst jetzt in seiner Tiefe und Klarheit verständlich ward? Wer nicht gerne

an der Oberfläche haften bleibt, konnte zu der Ueberzeugung gelangen, daß Herr Wolf Volkmar von einer Art großen Respektes erfüllt war. Heinrich hatte nach seiner Absicht spielend erlangt, wonach Andere mit gieriger Mühe geangelt hätten, ohne es zu erhaschen. Wer hätte das dem verträumten Jungen zugetraut, der Amt und Karriere aufgegeben hatte, um den Pädagogen seiner Geschwister zu spielen? Wolf Volkmar war in der Denkungsweise, die sich in diesen Ansichten so herrlich kundgibt, alt geworden; daran konnten auch die Hammerschläge des Schicksals nichts ändern. Zudem brauchte er einen Halt, um sich inmitten der Demüthigungen und Kränkungen, die er jüngstens erlebt, aufzurichten, und diesen fand er in seinem Sohne! Mit einem gewissen Stolze konnte er die Nachbarschaft, unter der er vor Allem die Frau Böcking verstand, auf die Thatsache hinweisen, Schloß Halden gehöre fortan dem Hause Volkmar.

Diese Selbstüberhebung vermochte es auch, daß er anfing, die ihm von Hedwig angethane Schande milder zu beurtheilen. Da Heinrich, der jetzt so groß und glänzend vor der Welt dastand, sich der Schwester angenommen hatte, was focht es ihn an, was die Welt über die Thorheit eines jungen Mädchenkopfes dachte? Heinrichs Schuld war es ja doch gewesen, daß sich Reinhold Ott in ihr Herz geschlichen hatte. In Heinrichs eigenem Interesse lag es also, so beschwichtigte er immer mehr seine hie und da auftauchenden Bedenken, daß er für die Schwester auch ferner sorgte. Hedwig konnte noch die prächtigste Hausfrau abgeben.

Er glaubte also am Klügsten zu thun, wenn er Hedwigs That mit keinem Worte mehr gedachte.

Zudem trat das Mädchen, nachdem Heinrichs Genesung vom Arzte erklärt ward, so leicht und sicher und gehoben auf, ihr ganzes Wesen hatte so wenig von einer Reuigen an sich, daß sich Herr Volkmar zuweilen bereden wollte, eigentlich habe er sein Kind um Verzeihung zu bitten.

Er, der im Berechnen von Gewinnst und Verlust es nie über sich vermocht hatte, die Seelen der „Kinder seiner Frau“

tiefer zu ergründen, konnte auch nicht ahnen, an welchen Abgründen vorüber das Mädchen zur Selbstbefreiung gelangt war.

Verlassen wir für eine kurze Zeit das lichte Bild eines sich selbst wiedergegebenen glücklichen Heimwesens, um jenem Fluchbeladenen zu begegnen, der die schöne Menschenblüthe geknickt, um sich die Langeweile des Dorflebens fernzuhalten.

Wir müssen, um ein vollständiges Bild Dessen, wie und wo sich der geistreiche Reinhold entwickelte, weit über die Gränzen hinausgreifen, die dieser schlichten Erzählung gesteckt sind.

Hatte Dr. Sine damals seinen Freund Reinhold, dessen er so dringend bedurfte, wieder gefunden? Wir wissen es nicht; aber die Wiedervereinigung schien in der That stattgefunden zu haben. Denn kurze Zeit darauf las und hörte man wieder von den berühmten phrenologischen Vorlesungen des Dr. Sine, die noch dadurch einen erhöhten Reiz gewonnen hatten, daß sich ihm der berühmte „Monodramatiker" Dr. Otto beigesellt hatte. Die Spezialität dieser künstlerischen Leistung, die in der damals windstillen Zeit als etwas Außerordentliches galt, namentlich in Städten und Städtchen, denen das Glück einer stehenden Bühne von der Vorsehung versagt ward, bestand darin, daß „Dr. Otto" ganz allein und ohne jede sonstige Beihülfe im Theater-Kostüme ganze Stellen aus den dramatischen Klassikern deklamirte und sich so das Verdienst erwarb, die in der Literatur arg vernachlässigten P. T. Bewohnerschaften jener Städte und Städtchen mit der dramatischen Poesie aller Völker und Länder bekannt zu machen. Es scheint dieß die Zeit der tiefsten Erniedrigung für Reinhold Ott gewesen zu sein, denn bald darauf zog der Phrenolog allein seines Weges, und der Name Dr. Otto's, seines Begleiters, verschwand mit Einem Male wie durch Verzauberung.

Dafür tauchte in einem kleinen Journale der Hauptstadt plötzlich ein Theater-Kritiker auf, der sich Dr. Reinhold nannte. Dieser Name gehörte bald zu den gekanntesten der Residenz, aber auch zu den gefürchtetsten. Die Urtheile und Aussprüche, die in diesen Blättern im Namen des guten Geschmackes abgegeben

wurden, gestalteten sich zu Orakelsprüchen, die für gewisse Klassen der Menschheit die Heiligkeit des pythischen Delphi an sich trugen. Namentlich die Mitglieder jener Scheinwelt, die von den allabendlich auf die Bretter des hölzernen Podiums niedergelegten Kränzen die größere Hälfte ihres Daseins lebt, erzitterten unter den wuchtigen Schlägen, die Dr. Reinhold in jeder Numer seines Blattes wider sie austheilte. Er kannte selten Erbarmen, und da diese „Kritiken" wirklich „geistreich" waren, erkannte man bald auch deren Berechtigung. Eine dunkle Sage machte in jenen leichtbeweglichen Kreisen der Bühne damals die Runde, deren schauerlicher Inhalt dahin lautete: die Rücksichtslosigkeit Dr. Reinholds gegen die Künstler, namentlich aber gegen die Künstlerinnen, rühre von dem Umstande her, „daß ihm einst eine Schauspielerin, die er heftig geliebt, die Treue gebrochen habe."

Einige Jahre später brach jene gewaltige Erschütterung aus, die den Bestand des Staates bis in sein innerstes Gefüge erzittern machte. Die Scheinwelt des Theaters war für eine geraume Zeit in den Hintergrund geschoben worden; lang unterdrückte Kräfte und Gewalten beherrschten mit der Wildheit wild einherbrausender Gebirgswasser das öffentliche Leben. Mit einem Male entpuppte sich aus dem kleinen Blatte, der bisherigen Vogelscheuche des für seinen Nachruhm zitternden Theatervolkes, ein großes, wildes, wie in rothes Blut getauchtes Journal. Der Verfasser der Theaterkritiken war um einige Stufen höher gestiegen und schrieb nun die „Leitartikel" des „Tyrannenfeind." Es ließ sich nicht leugnen, die Artikel waren mit Geist geschrieben, aber es fehlte ihnen trotz ihrer Rücksichtslosigkeit, die stets an die finstersten Gewalten blutiger Lösung anknüpfte, die Gluth der Ueberzeugung. Das Feuer, das sie durchlohte, schien nicht den holden Weingeistern, sondern dem unheimlichen Alkohol entlehnt; es erwärmte und begeisterte nicht, aber es erhitzte. Nichtsdestoweniger gehörte der große „Radikale" Dr. Reinhold Ott bald zu den Helden des Tages, da er auch die Tribünen der öffentlichen Vereine für die Ausbreitung seiner Ideen benützte. Zu

Hause in dem kleinen Dorfe seiner Heimat warf ein alter Mann regelmäßig die ihm durch die Post zugekommenen Blätter ingrimmig zum Fenster hinaus. Denn unter allen Lesern des „Tyrannenfeind" hatte der alte Dorfbewohner vielleicht die lebhafteste Ueberzeugung, daß Keiner weniger dazu angethan war, einen zerrütteten und in seinen Fugen knackenden Staat wieder einzurenken, als eben sein Sohn Dr. Reinhold Ott!

Die einige Zeit darauf eingetretene Reaktion drängte den kühnen Volkstribunen zur Flucht ins Ausland. Dort ließ er unter seinem vollen Namen jenen Roman erscheinen, dessen Vollendung er, gleichsam erdrückt von dem weltenumfassenden Inhalte, den er ihm geben wollte, von Jahr zu Jahr hinausgeschoben hatte. Als Heinrich Volkmar diese Dichtung seines ehemaligen Jugendgenossen zu Ende gelesen hatte, war er bis in das Innerste seiner Seele erschrocken. War dieß das dichterische Kind jenes himmelstürmenden Titanen, den er vor Jahren in blöder Verwunderung angestaunt hatte? Neben glänzenden Tiraden und Aphorismen fand Heinrich eine Gestaltungslosigkeit und einen Mangel an warmem Leben, die er sich im ersten Momente der Verblüffung nicht erklären konnte. Allerdings erkannte er später, daß Reinhold Otts Talent an der Quelle wirklichen Lebens nicht getränkt worden war; es war ein zwerghaft verkrüppeltes, kraftloses Geschöpf, aber es hatte große, geistreiche Augen!

Sollen wir den Wandlungen Reinhold Otts weiter folgen?

Sie führen uns in jene Jahre zurück, in denen das sogenannte „starke Regiment" an der Staatstafel bankettirte, um der Welt den Beweis zu geben, daß ein Land, dessen Machthaber mit so gewaltiger Faust auf den Tisch schlagen konnten, nothwendigerweise auch von Gesundheit strotzen müsse. Wen wird es nicht befremden, daß unter den Lobpreisern dieser Ansicht sich auch Dr. Reinhold Ott befand? Zurückgekehrt aus der Verbannung, hatte er sich Anfangs mit verschämter Scheu, dann aber um so bedingungsloser den Männern des starken Regiments angeschlossen, schlug, wie diese, in einem neuen Journale, das wohlweislich

nicht mehr den „Tyrannenfeind“ an der Stirne trug, auf den Tisch und behauptete, wie seine — Kostgeber, daß das so viel geschmähte Staatswesen roth von blühender Gesundheit sei. Die Freiheit müsse mit starker Hand geschützt werden, und es sei das Kennzeichen eines schlechten Politikers, die Ueberzeugungen des Heute mit der Zähigkeit eines sentimentalen Liebhabers festhalten zu wollen. Das Gegentheil sei das Richtige. Wer die Freiheit wolle, müsse seine Liebschaften wechseln wie sein Hemd; schließlich bringe sie sich doch an den rechten Mann.

Auch diese Blätter wanderten in ein stilles Haus in einem noch stilleren Dorfe des Heimatslandes; aber der alte Mann, an den sie gerichtet waren, ließ ihnen dasselbe Schicksal wie den in der Revolution an ihn geschickten angedeihen: er warf sie ingrimmig zum Fenster hinaus.

Welchen Wandlungen der geistreiche Reinhold Ott ferner entgegenging? Er konnte, nachdem das „starke“ Regiment eines Tages so stark auf den Tisch geschlagen hatte, daß darob Gläser und Flaschen herabfielen, worüber in einer benachbarten Provinz große Aufregung entstand, mit einer an Genialität streifenden Wendung behaupten, im Grunde seien jene Männer an der Regierungstafel gar nicht so stark gewesen, und eine breite Faust beweise noch nicht, daß man auch wirklich stark sei. Die Stärke beruhe in der Mäßigung seiner Kraft, und dieser Ansicht treu, ging er zu den „Halbstarken,“ und als auch diese Partei noch kräftig auf den Tisch schlug, was die Leute in jener Provinz nicht vertragen konnten, zu den „Halbschwachen,“ und endlich zu den „Schwachen“ über, die sich so anständig benahmen, daß die Leute in jener Provinz sich endlich zufrieden gaben.

Bei all diesen Entwicklungen seines ureigenen Wesens war Reinhold Ott ein geistreicher Mann geblieben.

Eine der letzten Wandlungen erlebte eine noch junge Frau, die unter den Bäumen eines öffentlichen Spazierganges in der Residenzstadt saß, einen blondgelockten schönen Knaben zur Seite. In dem Antlitze der jungen Mutter waren die Schriftzüge eines

tiefgesättigten Glückes zu lesen. Da fuhr eine glänzende Equipage vorüber, in welcher, breit und behaglich hingestreckt, ein Mann saß. Warum drückte sie den schönen Knaben mit so ängstlicher Leidenschaftlichkeit an sich?

Hedwig hatte ihn wohl erkannt! das Idol ihres jungfräulichen Herzens, den von seinem Piedestal herabgestürzten Götzen — dem einst Fanny, die Nichte des alten Tobias, als Molochsopfer sich geweiht hatte.

Der geistreiche Reinhold Ott war ein Mann geworden, auf dessen Aussprüche und „Operationen" die Morgen- und Abendbörse wie auf orakelhafte Offenbarungen achtete und lauschte!

Kehren wir wieder in die Frühlingsluft des Schlosses Halden zurück.

Heinrich Volkmar ist der Gatte Mariens geworden. Am Hochzeitstage erregten die zwei Schwestern, die schöne Hedwig und die kleine „Hexe," allgemeines Aufsehen. Sie sahen mit ihren Blumenkränzen in den Haaren wunderschön aus. Selbst Frau Böcking, die sich unter den veränderten Umständen schon längst mit ihrem alten Verehrer ausgesöhnt hatte, war in ihrem glänzenden Wagen, der Kutscher in neuester Livree, in Begleitung ihres Neffen Edmund gekommen, um die Feier mit ihrer Gegenwart zu beehren. Sie gestand bewundernd, man müsse weit und breit herumkommen, ehe man zwei solche Schwestern zu Gesichte bekäme. Im Grund sei ihr aber die „Hexe" doch mehr ins Herz gewachsen, als die gar zu ernst blickende Hedwig. Die Hexe werde einmal die prächtigste kleine Frau für ihren Edmund abgeben.

Herr Wolf Volkmar nahm diese Anweisung seiner Freundin auf die Zukunft zufrieden schmunzelnd entgegen. —

Der Herbst war gekommen.

Eines Tages lud Willibald die gesammte Familie ein, der Enthüllung des Monumentes auf dem Grabe der Mutter beizuwohnen. Er hatte in der letzten Zeit unablässig daran gearbeitet; Keiner hatte in das Heiligthum seines Ateliers eindringen dürfen, und das Gebot des Freundes war geachtet worden.

So wanderten sie durch das fallende Laub der Bäume auf den Friedhof hinaus, der die Asche der Mutter barg. Eine tief-ernste Stimmung zitterte durch Aller Seelen. Schon aus der Ferne leuchtete ihnen die von Künstlerhand gefertigte letzte Stätte ihrer Mutter entgegen. Auf einem mäßigen Piedestale erhob sich ein Engel aus weißem Marmor, mit weit geöffneten Fittigen, aus einem offenen Korbe Blumen auf das unter ihm liegende Grab streuend. Das war der Gedanke des Bildhauers und die Ausführung die meisterhafte Hülle für dessen Sinnigkeit.

Aber Schauer durchrieselte sie, wie sie nun um das Monument gereiht standen, als sie zu dem leuchtenden Engel aufschauten. Die Züge seines Antlitzes trugen eine unverkennbare Aehnlichkeit mit denen Hedwigs — und doch war es wieder das unvergessene Gesicht der guten, guten Mutter!

Keiner vermochte es über sich, die wundersame Stille dieses Augenblicks mit einem Worte zu unterbrechen. Agnes war an dem Engel niedergesunken und weinte vor sich hin.

Da näherte sich Hedwig, wie von einer seltsamen Eingebung erfaßt, dem seitwärts stehenden Meister des Werkes. Noch einmal schaute sie zu dem Antlitze des Engels auf, der die Züge ihres Ebenbildes trug. Dann reichte sie dem Bildhauer ihre Hand.

Es war das Gelöbniß einer Braut für das ganze kommende Leben. —

Auf dem Heimwege sagte Heinrich Volkmar, in dessen Gemüthe die ernste Enthüllungsfeier nachklang, zu Marien:

„Das Wesen unserer Mutter war es, dem dieß Alles gelungen ist. Dieses Wesen konnte nicht untergehen in Denjenigen, denen sie das Leben geschenkt hatte. Es war wie ein feiner Duft edelsten Gewürzes, der sich durch all unser Thun und Denken, selbst wo wir fehlten und irrten, hindurchzog. Sie hat mich, sie hat meine Geschwister, sie hat unser ganzes dem Zerfalle entgegengehendes Haus gestützt und gewahrt. Wir konnten nicht fallen — wir waren geweiht im und durch das Andenken der Mutter!"

Wilhelm Tell.

1.

„Siebenhundert drei und fünfzig Gulden," sagte der Probst, indem er ein Blatt Papier auf den Tisch legte, „es ist richtig, obwohl du mir, was ich ganz gut bemerkt habe, dießmal den Schumlauer um siebzehn Kreuzer theurer" — — „Er ist eben theurer geworden, Euer Hochwürden," fiel der Mann ein, der in bürgerlicher Tracht vor ihm stand.

— „Schon gut, ich sage ja nichts dagegen, ich wollte dich nur wissen lassen, daß ich's bemerke. Aber," fuhr der Probst fort, „es thut mir leid, lieber Hartung, daß du bei der Hitze vergebens gekommen, denn ich kann dich nicht bezahlen. Es ist kein baares Geld im Hause. Wenn du aber morgen wiederkommen willst — wir werden heute eine gute Einnahme machen."

Hartung verneigte sich, nahm die Mütze, die neben ihm auf einem Stuhle lag, und ging, als ihm der Probst noch in die Thüre nachrief: „Du sollst zu Tische hier bleiben, Hartung, dann können wir auch gleich den neuen Ungarischen proben; sie werden schon genug geruht haben. Auch machen wir heut Nachmittag ein Wunder, da kannst du zusehen." Der Probst sagte diese letzten Worte mit der größten Gelassenheit und spielte dabei mit dem großen silbernen Kreuze, das an einem blaurothen, breiten Bande an seinem Halse über die breite Brust herabhing.

„Ein Wunder?" fragte Hartung, ungewiß, ob er recht gehört hatte oder nicht.

„Ja, ein Mirakel," bestätigte der geistliche Herr, „und du kannst aus einem der Fenster bequem zusehen, denn es wird sich im Hofe begeben."

So sprechend, wandte er sich wieder dem Tische zu, um die daselbst zerstreuten Papiere zu ordnen, während Hartung noch ganz verwundert in der Thüre stand. Aber die Verwunderung wich bald, und ein angenehmes Lächeln spielte auf den Lippen des Mannes, als er durch den langen Gang weiter schritt und die Treppe hinabstieg, um sich ins Refektorium zu begeben, wo er mit dem geistlichen Herrn zu Mittag essen sollte. Es schmeichelte ihm, das Vertrauen des hohen geistlichen Würdenträgers bis zu diesem Grade gewonnen zu haben, und daß ihm dieser von den Geheimnissen des Hauses mit einer Ruhe sprach, wie zu Einem, der zum Hause gehört. Er empfand zum ersten Male dieß Gefühl, das andere weniger bescheidene Leute seines Standes längst empfunden haben würden, denn er war seit Jahren der Lieferant der Kongregation von Heiligenhain, dem berühmten Wallfahrtsorte, versorgte den fürstlich lebenden Probst und die acht ihm beigegebenen Geistlichen verschiedener Titel und die zahlreiche Dienerschaft mit allem und jedem Nöthigen. Außerdem war er noch der besondere Günstling des hohen geistlichen Würdenträgers, der an der Spitze der Kongregation und des reichbepfründeten und außerdem noch höchst einträglichen Wallfahrtsortes stand, dessen wunderthätiges Marienbild alljährlich viele, viele Tausende von Pilgern aus Nah und Fern herbeizog. Der Probst liebte die edlen Weine und war ein Kenner. Einer der schönen Züge seines Charakters war es, daß er nicht gern allein trank, aber als ächter Kenner liebte er es, nur mit Solchen sich am Becher zu erfreuen, die das Gebotene zu würdigen verstanden, und an solchen fehlte es in dem weinarmen, überhaupt dürftigen Lande, in welchem selbst der Begüterte nur selten über das Bierglas hinauskommt. Melchior Hartung aber hatte sich als Lieferant des hochwürdigen Herrn bald zu einem feinen Kenner ausgebildet, und der Probst freute sich von Zeit zu Zeit, besonders wenn ihm von frommen Seelen fromme Gaben an fremdem, interessantem Weine zugeschickt wurden, mit ihm einige Stunden beim Glase zu verplaudern. Er zog die Gesellschaft dieses klugen,

einfachen, praktischen Mannes der seiner Kapläne vor, mit denen er nicht gern vertraulich umging und die er stets in einiger Entfernung von sich und in ehrfurchtsvoller Unterthänigkeit erhielt. Es waren meist Bauernsöhne dieses in Kultur und Sitte sehr verspäteten Landes, die keine andere, als die dürftige Seminaristenbildung besaßen, während er, der Probst, noch aus der guten Zeit stammte und seine geistliche Erziehung in einem Jesuitenkloster genossen hatte, was in der Gegend den Irrthum veranlaßte, daß man ihn für einen Exjesuiten hielt. In der Einsamkeit dieser waldigen, von allem Weltverkehr abgeschnittenen und außerhalb der Wallfahrtszeit öden Gegend war ihm Melchior Hartung, in Ermangelung einer bessern, die liebste Gesellschaft; denn er besaß neben jener schon erwähnten, dem geistlichen Herrn so sehr schätzenswerthen Eigenschaft der Weinkenntniß noch viele andre nicht minder anerkennenswerthe Vorzüge. Klug, praktisch, voll natürlicher Anlagen, überschritt er bald die Gränzen der kleinen angeerbten Welt seiner Landwirthschaft, um neue Wege des Erwerbes zu suchen. Er ließ sich in mancherlei Spekulationen ein, die ihm gelangen, und verwerthete die Produkte größerer und kleinerer Grundbesitzer der Gegend, mit denen diese nichts anzufangen wußten, indem er sie selbst in die Provinzhauptstadt ausführte oder sich mit größeren Händlern in Verbindung setzte, die sie aus seinen Scheunen und Niederlagen abholen ließen. Im größeren Verkehr mit auswärtigen Menschen bekam er ein geschliffeneres Wesen, und in der städtischen Tracht, die er trug, und bei seiner anständigen Ausdrucksweise, die er sich im Umgange mit höher Gestellten angeeignet, hätte man ihn leicht für Das halten können, was er doch eigentlich nicht war, für einen gebildeten Menschen. Dazu kam, daß er jenes Einnehmende hatte, das sich mit natürlicher Begabung bei schlichter, anspruchloser Einfachheit immer verbindet und das bei ihm noch durch eine frische, gesunde, wackere äußere Erscheinung erhöht wurde. Noch nicht vierzig Jahre alt, hatte er es schon zu einer ansehnlichen Wohlhabenheit gebracht und sein väterliches Erbe

mehr als verdreifacht, wozu allerdings seine Verbindung mit Heiligenhain viel beitrug. Es ist nämlich zu bemerken, daß mit diesem Wallfahrtsorte eine Fabrik verbunden war, in welcher unzählige bleierne, selbst silberne Gegenstände verfertigt wurden, als da sind Heiligenbildchen jeder Art, Kreuze, Weihwasserkesselchen, Reliquienkästchen u. s. w., welche, von dem wunderthätigen Bilde der schwarzen Mutter Gottes von Heiligenhain geweiht, einen höheren Werth erlangten und in Hunderttausenden von Stücken alljährlich an die Pilger verkauft wurden, die sie als Andenken an den Gnadenort und als Heilmittel und Mittel des Heiles in die Heimat brachten. An dem Gewinn dieser Fabrik hatte Melchior Hartung insofern ebenfalls sein Theil, als er ihr den rohen Stoff, Blei, Silber, Schaumgold und Farben lieferte. So nahm er eine Stellung ein, um die er von Vielen beneidet wurde, die ihm aber trotzdem Niemand abzujagen suchte, da man seine Talente anerkannte und ihn in der Gunst des Probstes zu fest eingewurzelt wußte.

Wie groß das Vertrauen war, das sich mit dieser Gunst verband, sollte Hartung eigentlich erst an diesem Tage erfahren. Nach Tische bezeichnete ihm der Probst selber das Fenster, an das er sich setzen sollte, um „die Geschichte" gut zu sehen.

Rings um das weitläufige, von acht größeren und kleineren Kuppeln gekrönte Gebäude von Heiligenhain lagerte eine beinahe unübersehbare Menge von Pilgern beiderlei Geschlechts. Man hatte sie, dem Willen des Gnadenbildes gemäß, seit mehr als zwei Tagen nicht in den heiligen Ort eingelassen, und so war ihre Masse, während die Einen warteten und Andere in Prozessionen herbeiströmten, ins Ungeheure angewachsen. Der Hain, der mit seinen Birken rings um den Gnadenort heilige Schatten und Dämmerungen wob, die Abhänge, die von diesem Haine weit und breit ins Thal hinabliefen, selbst ein großer Theil der Ebene, die sich im Halbkreis um den heiligen Berg erstreckte, Alles war bedeckt und belebt von der großen Schaar der Gläubigen. Nachdem der Tisch im Refektorium aufgehoben war, erscholl die Haupt-

glocke der mittleren, vergoldeten Kuppel mit ihrem breiten, summenden, das Land erfüllenden Tone, und die andern sieben Paare der sieben andern Kuppeln schlossen sich mit ihrem Gesange, wie einzelne Stimmen, die nach und nach einen Chor vermehren, der Hauptglocke an, daß die ganze Luft summte, bebte, in Wellen zu gehen und der einzelne Ton des Geläutes auf diesem Summen und diesen Wellen zu schwimmen schien. Unaussprechliche Feierlichkeit füllte die Welt, und es hätte jetzt ein Hanswurst auftreten und seine Purzelbäume und Possen machen können — Purzelbäume und Possen selbst hätten einen geheimnißvollen, feierlichen Eindruck gemacht. Aus der Menge lösten sich einzelne Prozessionen, mit Fahnen und Panieren voraus, und zogen singend und betend in den von Arkaden eingefaßten Hof von Heiligenhain, der bald dichtgedrängt voll war. In der Mitte einer jeglichen Prozession zog eine Schaar weißgekleideter und bekränzter Mädchen, welche das Marienbild ihrer heimischen Kirche vermittelst eines vierarmigen Gestelles auf ihren Schultern trugen oder wenigstens die seidenen Bänder in Händen hielten, die in großer Zahl von Kopfputz und Kleidern der heiligen Jungfrau herniederwallten. Nachdem so ungefähr zehn Prozessionen eingezogen, war in der Mitte des Hofes rings um einen Brunnen nur noch ein verhältnißmäßig kleiner Raum frei geblieben und ein Weg, der vom Brunnen zu den Thürstufen der Kirche führte. Begränzt wurde dieser freie Raum und Weg von den weißgekleideten Mädchen, welche die Marienbilder ihrer heimatlichen Kirchen trugen. Das große Thor des Hofes wurde von zwei Thorwärtern bewacht, welche ihre großen Stäbe kreuzweise übereinanderlegten und den andern andrängenden Prozessionen den Eingang wehrten und sie auf später vertrösteten. Plötzlich schwiegen sämmtliche Glocken, und nur das nachklingende Summen schwebte noch über den Häuptern der Tausende, nicht minder feierlich, als das vorhergehende Geläute, und noch ahnungsvoller, tiefere Andacht weckend, als dieses selbst. Man sah es der ganzen Versammlung an, daß sie sich am Liebsten auf die Kniee geworfen hätte, wenn nur Raum

dazu dagewesen wäre. Nachdem auch das Nachsummen verhallt und eine Zeit lang die tonloseste Stille geherrscht, begannen die Glocken wieder und mit noch größerer Plötzlichkeit, als sie aufgehört hatten, und mit stärkerem und heftigerem Tone. Mit den ersten Tönen erschien der Probst in vollem Ornate, zu welchem, nach altem Privilegio, der Hirtenstab und die Bischofsmütze gehörte, auf der obersten Stufe der Kirchentreppe, ihm zur Seite der Dechant der nächsten Stadt, der das Allerheiligste trug, und hinter ihm sämmtliche Geistliche seiner Kongregation in Pontifikalibus: rechts und links Chorknaben, die Weihrauchfässer schwangen und schwingend und singend auf den obersten Tritten an der Kirchentreppe stehen blieben, selbst als der Probst mit seinem geistlichen Gefolge weiter zog. Hinter diesem erschienen vier junge Geistliche, oder vielmehr Novizen, die auf einer Bahre das Gnadenbild trugen, ein großes Gebilde, das in die prächtigsten Seidenstoffe gekleidet war und von dessen Schulter ein breiter, von böhmischen Edelsteinen besetzter Brokat-Mantel herabwallte, der so lang war, daß zwei andere Novizen sein Ende wie eine Schleppe nachtragen mußten und zwar nicht ohne Mühe, denn die Last war groß. Das Gesicht des Bildes war so dunkel, daß es den Namen der schwarzen Mutter Gottes rechtfertigte, und das kam daher, daß dieselbe sich auf ihrer Flucht nach Aegypten vor den Häschern des Herodes im Schornsteine eines kaum eine Meile von Heiligenhain gelegenen Hochofens, der noch heute raucht, mit dem Christuskinde verborgen hatte. Damals bekam sie die dunkle Farbe. Desto heller leuchteten die Augen, von denen man sagte, daß sie ebenfalls Edelsteine seien, auf dem dunklen Grunde. Der Probst ging langsamen Schrittes, aber geraden Weges auf den Brunnen los; die Träger des Gnadenbildes folgten ihm und neigten es dreimal so über ihre Schultern, daß sie in die Tiefe des Brunnens zu blicken schien. Dieser Blick der Madonna, das wußte jedes Kind, gab dem Wasser des Brunnens für das ganze folgende Jahr die Kraft, schwache oder kranke Augen zu heilen. Hierauf setzten sich die

weißgekleideten Jungfrauen in Bewegung und zogen an der schwarzen Mutter Gottes vorbei, die sich in der Mitte des Hofes aufgestellt hatte. Sie verneigten ihre Bilder vor derselben, indem sie niederknieten und die zwei hintern Arme des Gestelles in die Höhe hoben. Die schwarze Mutter Gottes von Heiligenhain gab den Gruß zurück, indem die Novizen sie ebenfalls, aber nur leise, vorwärtsbeugten. Man konnte daraus erkennen, um wie viel höher sie stand als die andern Madonnen, daß sie sich bestrebte, gnädig zu sein und doch ihre Würde zu wahren.

Melchior Hartung wurde es bei diesem Anblicke eigenthümlich, mehr unangenehm als andächtig zu Muthe. Es kam ihm vor, als sehe er einem Puppenspiele zu, und die steifen Bewegungen der Bilder, welche nicht einmal Gliederpuppen waren, sondern aus einem ungegliederten Ganzen bestanden, hatten etwas Unheimliches. Er sah nur den ersten Begrüßungen zu und wandte dann sein Auge ab. Da bemerkte er erst, daß sich der Bürgermeister des Städtchens neben ihm am Fenster befand und daß sich hinter ihm eine große Menge von Honoratioren dieses Städtchens und viele Hausgenossen gesammelt hatten. Der Bürgermeister bot ihm eine Prise und fing sogleich von Geschäften zu sprechen an. Mittlerweile zogen die ersten Prozessionen mit ihren Bildern durch die Kirche und durch deren Portal wieder ins Freie, um im Hofe den anderen Platz zu machen, die jetzt eben so wie die ersten ein- und vor der Madonna vorüberzogen, um sie auf dieselbe Weise zu begrüßen. Während sich die fremden Marienbilder verneigten, sangen die Prozessionen und klangen immer noch sämmtliche Glocken wie vorher. Hartung war nicht in der Stimmung, dem Gespräche des Bürgermeisters mit Aufmerksamkeit folgen zu können, und um ihm auszuweichen, wandte er sich wieder dem Hofe zu, obwohl er jetzt dem Wunder, welches noch kommen sollte, lieber entflohen wäre.

Sein Auge fiel auf den Mittelpunkt der Feierlichkeit eben, als wieder eine fremde Madonna ihre Verbeugungen machte, und es sah aus, als ob diese Prozession, wie alle anderen, ohne

besondern Zwischenfall weiterziehen sollte, als sich hinter den Trägerinnen des Bildes ein Mann hervordrängte, der sich kaum mit Hülfe seiner Krücken aufrecht zu erhalten vermochte, und der, wie es schien, nur durch das Gedränge am Umfallen verhindert wurde. Wie er in den freien Raum hervortrat, sah man, daß seine Beine sich in den unnatürlichsten Windungen um die Krücken schlangen und selbst seine Arme und Hände so verdreht und verrenkt waren, daß die Krücken nur dadurch, daß er die obern Arme an den Leib drückte, festgehalten wurden. Er zitterte, wie er so dastand, an allen Gliedern, ein Bild alles leiblichen Elends. Mit Mühe hob er die verdrehten Arme dem Gnadenbilde entgegen und rief mit bebender, doch weittönender Stimme: „Heilige Jungfrau, Mutter Gottes! Seit fünf Jahren pilgere ich zu deinem Heiligthum, seit zwanzig Jahren wendet sich meine gläubige Inbrunst vorzugsweise zu dir, bete ich dir täglich fünfzehn Ave, daß du Fürbitte einlegest bei deinem Sohn im Himmel für mich armen Krüppel und Elenden. Hat doch dein Sohn Lahme und Elende geheilt, erlöse du auch mich von meinem Elend!“ — Während er so betete, nahm das Zittern und Beben seines Leibes sichtbar zu; sein Auge hing flehend und verklärt an den glänzenden Augen des Gnadenbildes. Dieses bewegte sich leise und neigte sich ihm unmerklich zu. Jemehr es sich dem Krüppel näherte, desto heftiger wurde sein Zittern, bis er sich wie in Fieberfrost schüttelte — und mit einem Male fielen rechts und links die Krücken ab, und der Mann rief entzückt und verklärt, während er beide Arme gerade und gesund dem Himmel entgegenstreckte: „O seht, ich stehe aufrecht auf meinen Füßen!“ Es war, als ob ihn ein plötzlicher Rausch erfaßte, denn er begann vor dem Gnadenbilde zu tanzen und hin und her zu springen.

„Wohl dir, mein Sohn, dein Glaube hat dir geholfen!“ rief der Probst salbungsvoll und streckte dem Springenden segnend beide Hände entgegen, und in demselben Augenblicke lag das ganze Volk anbetend auf den Knieen, und es war wie ein zweites Wunder, daß die dichtgedrängte Menge, die bis jetzt kaum stehend

Platz gefunden, nun Raum genug hatte, um sich knieend hinzuwerfen. Einzelne Gläubige wurden von dem Wunder mit solchem Entsetzen erfüllt, daß sie in die entferntesten Winkel der Arkaden, oder in die Kirche, oder dem Ausgange entgegen flohen. In demselben Augenblicke schwiegen auch die Glocken und stand einer der Geistlichen auf dem steinernen Rande des Brunnens und predigte über die knieende Menge hin von dem eben geschehenen Wunder und ermahnte sie, sich nach allen Weltgegenden zu zerstreuen und für Das, was sie mit eignen Augen gesehen, überall zu zeugen.

Hartung wandte sein Gesicht ab. Der Bürgermeister nahm eben eine Prise, klopfte auf die Dose und murmelte, indem er sich mit dem blauen, weißpunktirten Taschentuche unter der Nase hin- und herfuhr: „Das war gut. Se. Hochwürden, der Probst sind ein unbezahlbarer Mann. Ihr werdet Euch überzeugen, Hartung, wie schon in der nächsten Woche die Zahl der Pilger um Tausende wachsen wird — und so was wirkt auf Jahre hinaus. Wir brauchten das, wir hatten einige schlechte Jahre. Die schwarze Madonna ist ein wahrer Schatz für die ganze Gegend." Dann rollte er das Taschentuch sorgsam zusammen, steckte es in die Tasche und that, was die andern, im Zimmer Versammelten schon gethan hatten: er warf sich auf die Knie, machte das Zeichen des Kreuzes und drückte das Gesicht andächtig in beide Hände. Hartung erhob sich, um zu gehen, aber es war unmöglich, durch die knieende Menge, die das Zimmer erfüllte, die Thüre zu gewinnen. So blieb er auf seinem Stuhle am Fenster sitzen und ließ den Kopf auf den Arm sinken, welche Stellung man ebenfalls für eine andächtige nehmen konnte. Doch war seine Stimmung nichts weniger als andächtig. Es war ihm in diesem Augenblicke, als wären alle Grundfesten nicht nur des anerzogenen, sondern allen und jeden Glaubens in ihm erschüttert; doch blieb er bei diesem Gefühle, das ihm nicht im Geringsten schmerzlich war, nicht lange stehen, es machte ganz und gar einer Entrüstung Platz, die er bisher noch nicht gekannt hatte. Er

hatte während seines ganzen Lebens nie über Glauben und Glaubenssachen nachgedacht; das that er auch jetzt nicht; aber es war ihm zu Muthe, als hätte jahrelanges Nachdenken jede Gläubigkeit aus seinem Herzen weggefegt. So saß er, er wußte nicht, wie lange, da, ohne noch etwas von den Vorgängen im Hofe zu sehen. Als er endlich den Kopf erhob, war es in ihm stille und öde, selbst die Entrüstung war dahin, und mit Gleichgültigkeit sah er, wie jetzt die schwarze Mutter Gottes von Heiligenhain eine große Schürze umgebunden hatte, welche sie mit beiden Händen den Gläubigen entgegenhielt, die sich mit dem größten Eifer drängten und stießen, um herangelangen und ihr Opfer in die Schürze werfen zu können. Der Probst war verschwunden; nur zwei Kapläne standen noch an der Seite des Gnadenbildes und wachten darüber, daß die Opfernden alle herankommen könnten, ohne das Gnadenbild umzustoßen. Die Betenden in der Stube hatten sich auch bereits erhoben, und Hartung konnte die Thüre gewinnen. Am Ende des Korridors, als er die Treppe hinabsteigen wollte, kam ihm Pater Severin, der Sekretär des Probstes, entgegen.

„Gut, daß ich Euch treffe, Hartung," sagte dieser, „ich gehe dieser Tage mit dem Bericht über das Wunder in die Hauptstadt zum Bischof. Ihr habt ja immer dort zu thun, und ich biete Euch einen Platz in meinem Wagen an. Ich habe vielerlei Einkäufe und Geschäfte abzumachen, und Ihr könntet mir sehr behülflich sein. Kommet mit mir zum Probst, dann werde ich Euch sagen können, an welchem Tage wir reisen."

Hartung folgte ihm mechanisch in die Stube des Probstes. Dieser kam eben aus der Kirche zurück, warf den Ornat ab und wischte sich den Schweiß von der Stirne. „Uf, uf!" rief er und warf sich in einen Lehnstuhl. „Welche Hitze! Welche Arbeit! Und dabei dünstet das Volk aus, daß sich Gott erbarmen möge. Ich möchte nicht jede Woche so eine Geschichte durchzumachen haben."

Dann athmete er wieder tief auf, wischte sich aufs Neue die Stirne und antwortete dem Pater Severin, der nach dem

Tage seiner Abreise fragte, ziemlich verdrießlich: „Ich weiß das noch nicht, auch handelt es sich jetzt nicht darum. Für jetzt, Severin, sorgen Sie dafür, daß der Kerl sobald als möglich fortkommt. Er ist ein Säufer und im Stande, heute Abend vor der ganzen Welt die Geschichte zu erzählen. Es sind ihm siebzig Gulden versprochen, geben Sie ihm hundert, aber unter der Bedingung, daß er noch heute wenigstens zwei Meilen weit wandert, und sagen Sie ihm, daß ich ihn auspeitschen lasse, wenn er sich vor fünf Jahren in hiesiger Gegend wieder blicken läßt."

Pater Severin ging an den Pult des Probstes und zog eine Schieblade. „Es sind nur Papiere da," sagte er, „das baare Geld wird schwerlich hinreichen."

„Richtig, ich habe vergessen," sagte der Probst, und dann zu Hartung gewendet: „Ihr seid wohl so gut, Hartung, und gebt dem Pater Severin die hundert Gulden; es liegt mir viel daran, daß ich den Spitzbuben noch heute los werde. Morgen kommt Ihr ja doch wieder, um Euer Geld zu holen, da erinnert mich nur auch an die hundert Gulden."

Hartung zog seine Brieftasche und legte eine Hundertguldennote auf den Tisch. „Nicht so," sagte der Probst, „ein solches Papier in solcher Hand erregt Verdacht."

Hartung entschuldigte sich, daß er kein anderes Geld bei sich habe.

„Nun, es ist auch so gut; wir können ja den wunderbar Geheilten reich beschenkt entlassen haben."

Der Probst lächelte; Pater Severin lächelte, auch Hartung lächelte, verneigte sich aber rasch, um die Art seines Lächelns zu verbergen, und ging aus der Stube des Probstes.

2.

Es war schon ziemlich spät, als Hartung Heiligenhain verließ, um in sein mehr als eine halbe Stunde vom Wallfahrtsorte und vom Städtchen entferntes Haus zurückzukehren. Es ist sonst nicht die Art der Landbewohner, viel auf die Schönheit der Natur zu achten, und auch Melchior hätte hundert Mal an den größten Naturschönheiten vorüber und durch die schönstbeleuchteten Landschaften wandern können, ohne im Geringsten sich in seinen Spekulationen, Rechnungen oder anderweitigen Gedanken stören zu lassen. Heute jedoch war es anders. Mit dem ersten Schritte aus dem Dunkel des Birkenwäldchens, das den Wallfahrtsort umgab, fühlte er sich von dem ruhevollen Sommerabend, von dem Beben und Weben des nachgebliebenen sanft gedämpften Sonnenlichtes auf das Angenehmste angeweht. Die Vergoldung der Wolken, die helleren Lichter, welche auf den Häuptern der Hügel lagen, die tiefen und breiten Schatten im Thale, die trotz ihrer Dunkelheit in aller Stille mit dem Lichte harmonirten, das noch gesättigt und voll über den Höhen lag — Alles fiel ihm heute auf, Alles in dieser doch sonst so unbedeutenden Gegend däuchte ihn schön und vor Allem ruhevoll. Es war ihm, als trete er aus einer Welt des Kampfes, der Ränke und Fallstricke in eine Welt des Friedens, und im Hintergrunde, am Fuße eines von Wald und Obstbäumen bedeckten Hügels lag sein breites, gemächliches Haus, schon von Schatten überzogen, und spiegelte sich verschwommen in dem großen Teiche, der sich wie ein natürlicher See vor demselben ausbreitete. Bald zu den vergoldeten Wolken aufblickend, bald seiner Wohnung entgegenschauend, schritt er, trotz der Sehnsucht, mit der er seinem Hause entgegensah, nur langsam vorwärts. Es war ihm, als müßte er mit vielen Unklarheiten in seinem Herzen ins Reine kommen, bevor er seine Schwelle überschritt; wie fremd würde er sich sonst in dieser seiner kleinen und ruhigen Welt empfinden. Dort ging Alles so friedlich her. Sein gutes Weib arbeitete, sorgte und

wirthschaftete; seine Schwester, eine Waise, fühlte sich unter seinem Schutze wohlgeborgen; seine Kinder lernten und spielten, spielten und lernten, und der einzige Fremde im Hause, ihr Lehrer Burckhardt, war auch längst kein fremdes Element mehr in der Familie, sondern wie ein Freund und Bruder und wie die Verkörperung des innigsten Wunsches Melchiors, seinen Kindern Das geben zu können, dessen Mangel er im Leben so oft und so schmerzlich empfunden hatte: Erziehung, Bildung, Wissen. In jenem Hause fand er Alles, wie er es wünschte, ruhevoll, sorgenlos, unschuldig und arbeitsam, dabei gesund und voll frischen blühenden Lebens — sollte er diesem Hause, unruhig, wie es in ihm selber aussah, nicht mit Sehnsucht entgegengehen?

Die Familie saß schon um den Abendtisch, als Hartung eintrat. Er nahm seinen leeren Platz nicht ein, begrüßte nur die Seinen und ging dann in das anstoßende Zimmer, um, wie er sagte, noch einige Rechnungen in Ordnung zu bringen und allerlei einzuschreiben. Bald darauf wurde der Tisch abgedeckt, und es war auffallend, mit welchem Eifer die beiden Knaben Otto und Heinrich dabei behülflich waren, Tischtuch und alle Theile des Gedeckes so rasch als möglich zu entfernen, und wie sie, als dieses kaum geschehen war, eben so ruhig, als sie bisher thätig gewesen, wieder am Tische saßen und mit Gesichtern voll gespanntester Erwartung jeder Bewegung ihres Lehrers, des Herrn Burckhardt, folgten. Die Mutter, Frau Hartung, hatte noch Manches zu schaffen, was die Knaben offenbar ungeduldig machte, sie wagten aber ihre Ungeduld nur der Tante zu zeigen und sie aufzufordern, daß sie sich mit ihrer Arbeit an den Tisch setze. Endlich saßen auch Mutter und Tante, und zuletzt, unter dem freudigsten Räuspern und Hin- und Herschieben der beiden Knaben, setzte sich auch Herr Burckhardt mit einem Buche an den Tisch und unterdrückte ein Lächeln, als ihm Otto, ohne Rücksicht auf die Arbeiten von Mutter und Tante die einzige auf dem Tische stehende Kerze so nahe als möglich schob. Burckhardt schlug das Buch auf und begann zu lesen: „Erste Szene. Hohes Felsenufer

des Vierwaldstättersees, Schwyz gegenüber. Der See macht eine Bucht ins Land, eine Hütte ist unweit dem Ufer, Fischerknabe fährt sich in einem Kahn. Ueber den See hinweg sieht man die grünen Matten, Dörfer und Höfe von Schwyz im hellen Sonnenschein liegen. Zur Linken des Zuschauers zeigen sich die Spitzen des Haken mit Wolken umgeben. Zur Rechten im fernen Hintergrunde sieht man die Eisgebirge."

Otto suchte vergebens ein gewisses Wiehern der Freude zu unterdrücken, Heinrich legte beide Ellenbogen auf den Tisch und stützte das Kinn in die Hände. Herr Burckhardt ermahnte mit einem Blicke den Einen, ruhig zu sein, den Andern, anständiger zu sitzen, und fuhr im Lesen fort. Mit kräftiger und melodischer Stimme vergegenwärtigte er seinen Zuhörern, welche das Stück zum ersten Male in ihrem Leben zu hören bekamen, die ersten prächtigen Scenen aus Wilhelm Tell. Obwohl er ruhig und gemessen fortlas, glaubten seine Zuhörer doch den Fischerknaben im Kahn, den Hirten auf dem Berge, den Alpen-Jäger auf der Höhe des Felsens singen und dazu den Kuhreihen zu hören; dann folgte das Brausen des Föhns, das Schlagen des empörten Sees, bis sich mit dem Auftreten Wilhelm Tells, des Retters, Alles zu beruhigen schien. Schon nach diesen ersten Scenen waren die großen und kleinen Zuhörer so tief in das herrliche Gedicht versunken, daß sie es nicht bemerkten, wie sich im Rücken Burckhardts leise die Thüre öffnete und, eben als das Gespräch zwischen Stauffacher und Gertrud begann, Herr Hartung aus seiner Stube trat und, an die Thürpfoste gelehnt, horchend stehen blieb. Trotzdem Burckhardts Stimme bald sanft, bald kraftvoll die Stube erfüllte, war es doch, als ob die feierlichste und tiefste Stille herrschte. Erst am Ende des ersten Aktes, da Otto während der Pause von Herrn Burckhardt die Augen abwandte, um die Thränen zu verbergen, die Melchthals Geschick hineingelockt und die zugleich Zorn und Mitleid bedeuteten, bemerkte er und mit ihm die übrige Gesellschaft die Anwesenheit des Vaters. Burckhardt wollte sich erheben, aber Hartung drückte ihn sanft

wieder auf seinen Sitz und sagte: „Glauben Sie, daß mir so etwas nicht auch Freude macht? Ich bitte Sie, fortzufahren. Das ist ja wunderschön; ich habe nicht gewußt, daß es so Schönes und so schöne Menschen auf der Erde gibt."

Otto hatte sich indessen erhoben und die Hand seines Vaters ergriffen. „Nicht wahr, Vater," sagte er, „das ist gar zu schön?"

Der Vater legte die Hand auf seinen Kopf und blickte gerührt in das begeisterte Gesicht des Knaben. Er segnete sich und den in diesen Gegenden außerordentlichen Gedanken, den er gehabt, seinen Kindern einen Hauslehrer zu geben, und er dankte dem Geschicke, daß er einen jungen Mann wie Burckhardt gefunden. In demselben Augenblicke fiel es ihm auf, wie Ton, Stimmung und Redeweise seines Hauses sich in den wenigen Monaten der Anwesenheit Burckhardts geändert, und in demselben Augenblicke, in dem sich viele Gedanken zugleich durch seinen Kopf trieben, dachte er, wie verschieden die Menschen seien, wie auf demselben Erdboden neben einem Probst die Schiller und die Stauffacher leben, und wie seinen Kindern so häßliche und schmerzliche Stunden gleich denen, die er heute erlebt, erspart sein werden, und wie in einer Welt, in welcher auch nur Einmal ein Schiller und ein Stauffacher gewesen, Lug und Trug endlich besiegt werden und aufhören müssen. Er war beinahe ängstlich, daß die Stimmung, in der er sich befand, wieder verfliegen könne, und er schickte den Knaben auf seinen Platz zurück und bat Burckhardt, sogleich wieder fortzufahren. Sein Genuß und sein Glück verdoppelten sich während des zweiten Aktes, denn er lauschte den Worten des Dichters und beobachtete zugleich die verklärten Gesichter der Frauen und seiner Kinder und weidete sich an den triumphirenden Blicken, die ihm diese manchmal zuschickten, als ob die schönen Stellen, welche diesen Triumph hervorriefen, von ihnen herrührten, als ob sie mit Schiller, mit dem Gedichte und mit den edlen Gestalten des Gedichtes Eins und Dasselbe wären.

Nach dem zweiten Akte schlug Burckhardt langsam das Buch

zu. Die Kinder blickten betrübt, heiterten sich aber wieder auf, als der Vater Herrn Burckhardt ersuchte, doch noch fortzufahren.

„Ich fürchte," erwiderte der Lehrer, „es ist für die Kinder zuviel; ihre Phantasie regt sich zu sehr auf, und sie schlafen dann unruhig."

„Eine glückliche Unruhe," sagte der Vater. „Fürchten wir eine solche Schlaflosigkeit nicht. Machen Sie eine Ausnahme — an einem solchen Tage. —"

Frau Hartung sah ihren Mann überrascht an. „Warum," fragte sie, „ist das ein besonderer Tag? Ich verstehe dich nicht — und doch scheint mir, daß es dir in der That ein besonderer Tag ist."

Melchior hatte mehr gesagt, als er wollte. „Nun," erwiderte er mit einiger Verlegenheit, „ist es für einen armen Mann, der so etwas wie diesen Wilhelm Tell nicht kannte, nicht etwas Außerordentliches, eine solche Bekanntschaft zu machen? Es ist mir, während ich Herrn Burckhardt lesen höre, als ob ich neu geboren werden sollte. Und gerade heute — wenn man sieht, wie viel Trauriges es in der Welt gibt, ist es ein wahres Glück, gleich darauf zu erfahren, wie viel Schönes und Gutes sich ebenfalls findet, wenn man nur die Wege dazu kennt."

Er sagte das in so traurigem Tone, daß Frau Hartung sich erhob, um sich ihm zu nähern; er aber drückte sie sanft wieder auf ihren Sitz zurück, versicherte sie, daß nicht die geringste Ursache zu Besorgniß in seinen Worten liege, und bat Herrn Burckhardt wiederholt, noch ein Stück weiter zu lesen. Dieser nahm das Buch wieder zur Hand und las noch den dritten Akt. Es war darüber beinahe Mitternacht geworden, ohne daß Hartung seine Stelle an der Thürpfoste verlassen hätte. „Morgen lesen wir weiter," sagte er zu Burckhardt, indem er ihm zur guten Nacht dankbar die Hand drückte. „Ich habe nie ein solches Buch gelesen, ich habe überhaupt niemals Bücher gelesen. Das ist doch sehr traurig. Wie dankbar bin ich Ihnen, daß Sie die Kinder so frühzeitig mit so schönen Werken bekannt machen. Ich werde mit Ihnen über Vieles zu sprechen haben. Gute Nacht."

Den ganzen nächsten Morgen verbrachte Hartung mit Spaziergängen über seine Grundstücke. Die Saaten hatten schon ihre größte Höhe erreicht, und er ging auf den schmalen Rainen in vollkommener Einsamkeit dahin. Die Nacht hatte den schlechten wie den schönen Eindrücken des vorigen Tages viel von ihrer Kraft benommen; dennoch schien es ihm höchst wünschenswerth, so wie gestern Abend und heute Morgen vorzugsweise in Gesellschaft der Seinigen und der Natur zu leben, mehr der Familie und der stillen Arbeit auf seinem Grunde als dem Verkehre und der gewinnreichen Berührung mit der verworrenen Welt anzugehören. Als er gegen Mittag heimkehrte, spielten die Knaben auf dem Hofe die Szene vom Apfelschuß, und Otto deklamirte dazu die schönsten Stellen noch anderer Szenen aus Wilhelm Tell. Plötzlich wurde wieder Alles lebendig in ihm, und er griff nach dem Stock, um sofort nach Heiligenhain zu wandern — wie er sich halb und halb versprach — zum letzten Male. Herrn Burckhardt bat er, ihn dießmal eine Strecke zu begleiten, und die beiden Männer hatten kaum zwanzig Schritte zurückgelegt, als Hartung nach der wahren Geschichte der Befreiung dieser Schweizer Landleute und gleich darauf auch nach diesem Schiller fragte, der diese Geschichte so schön, so sehr zur Nachahmung einladend, so lebendig und warm dargestellt hatte. Burckhardt erzählte und beantwortete alle diese Fragen mit der Begeisterung seiner Jugend, und so erzählend kam er mit seinem Brodherrn bis an den Wald von Heiligenhain. Da er offenbar noch immer viel zu erzählen und Hartung, je mehr er hörte, desto mehr zu fragen hatte, so machte dieser mit seinem Hauslehrer den ganzen Weg bis in die Nähe seines Hauses wieder zurück, um ihn daselbst noch einmal zur weitern Begleitung einzuladen. Hartung erkannte endlich, daß jede Antwort, die er erhielt, jede neue Erkenntniß auch neue Fragen erwecke, schüttelte traurig lächelnd den Kopf, als ob er sagen wollte, wie schmerzlich es sei, erst mit vierzig Jahren die Länge des Weges zu erkennen, den man nicht gegangen und den man hätte gehen sollen. Er drückte Burckhardt die Hand und trat in das Haus des Gnadenortes.

„Heute," rief ihm der Probst entgegen, „findest du baares Geld genug; du thust mir einen Gefallen, wenn du so viel als möglich mit dir fortnimmst."

In der That lagen auf mehreren Tischen große Haufen kleiner Münze, wie sie die armen Pilger in die Schürze der Schwarzen Mutter Gottes opfern konnten, und während der Anwesenheit Hartungs kam von Zeit zu Zeit ein Kaplan und schüttete zu den Haufen noch andere kleine Münze, da die ungeheuere Schaar von Pilgern noch immer nicht gänzlich abgelaufen war und die Opferung noch immer fortdauerte, wie sich Hartung mit einem Blicke in den Hof, wo die Madonna mit vorgebreiteter Schürze wie gestern dastand, hätte überzeugen können. Schweigend ging Hartung daran, sich die ihm zukommende Summe abzuzählen. Nur selten blinkte ihm eine größere silberne Münze entgegen; die Haufen bestanden beinahe ganz aus Kupfer oder den kleinsten Silbermünzen, und so sagten sie es deutlich genug, daß sie dem Munde abgesparte Pfennige, daß sie die Schärflein der Aermsten des Landes waren. Er konnte nicht umhin, er mußte eine Bemerkung in diesem Sinne vor sich hin murmeln, und es mag in seinem Tone etwas gelegen haben, was die Aufmerksamkeit des Probstes erregte, denn dieser, der an seinem Schreibtische saß, wandte sich plötzlich zu ihm, sah ihn mit zusammengezogenen Augenbrauen forschend an und sagte dann: „Melchior, das ist das erste Wort, das du heute sprichst und das scheint auch nur ein halbes Wort zu sein. Was ist dir?"

Und da Melchior nicht antwortete und die Münze nur lauter auf dem Tische klingen ließ, fuhr der Probst fort: „Melchior, sei nicht dümmer, als du sein mußt, aber hüte dich auch vor naseweisen Bemerkungen und vor zu gescheidten Gedanken."

So sprechend, wandte er sich wieder dem Pulte zu, und Melchior zählte schweigend weiter. Mehr als zwei Stunden vergingen ihm mit diesem Geschäfte, und während der ganzen Zeit würdigte ihn der Probst keines Wortes mehr. Er schüttete endlich die zahlreiche Münze in mehrere Säcke, belud sich beide Arme damit

und ging. Der Probst antwortete seinem Abschiedsgruße nur damit, daß er ihm in die Thüre nachrief: „Melchior, sei nicht dumm und mache nicht, daß ich bereue, dir zu viel vertraut zu haben."

Beim Pförtner borgte Melchior einen größern Sack, warf die kleinen Säcke hinein, schwang sich die Last auf die Schulter und machte sich auf den Weg. Aber die Julisonne ließ diese Last doppelt schwer erscheinen, und er war kaum den Berg hinabgekommen, als er sie absetzen und ausruhen mußte. Der Schweiß troff von seiner Stirne, aber er sagte sich nicht, daß es die gewaltige Hitze war, die ihn so ermüdete; es schien ihm, als ob dieses Geld ein ganz besonderes, niederdrückendes Gewicht habe. Er dachte an die Wechsler und Krämer, die Christus aus dem Tempel gejagt; er stellte sich vor, wie der Eine und der Andere mit seinem Mammon gerade so wie er auf der Flucht ausgeruht haben mochte, und sonderbarer Weise dachte er zugleich an die Männer, von denen er gestern hatte lesen hören, und wie es beschämend sein müßte, jetzt einem solchen Manne zu begegnen. Es war überhaupt wunderlich, wie die Erinnerung an dieses Gedicht über die Befreiung der Schweiz, an diese Schilderung gewissenhafter Männer, die trotz aller Gefahren ihre Pflicht gethan, und obwohl das ganze Buch mit Religion und religiösen Dingen nichts zu schaffen hat, sich fortwährend in die Erinnerung an Das, was er in Heiligenhain mit angesehen, in seine Entrüstung darüber, in seinen Widerwillen, in die geweckten Zweifel mischte; wie es ihm fortwährend wie ein zürnender und liebevoller Vorwurf zugleich entgegenklang, wie es ihn an seinen innern Zwiespalt erinnerte und zugleich mit der Ahnung tröstete, daß er diesen Zwiespalt ausfüllen könne. In einem Momente solcher Ahnung ergriff er wieder den Sack und wanderte weiter. Er hatte ihn kaum auf den Schultern, als er zu berechnen anfing, wie viel von diesem Gelde sein ursprüngliches und ehrliches Eigenthum sei, wie viel Gewinn an der Kongregation von Heiligenhain, also ein Theil des Truges, der Frucht jenes Spieles, das

man mit arglosen, vertrauungsvollen gläubigen Gemüthern trieb. Er bildete sich ein, daß dieser Theil seines Geldes gerade das Uebergewicht bilde, das ihn so sehr niederdrücke. Wieder nach einiger Zeit legte er die Last hin und sah sich um, ob er nicht Jemand finde, der ihm tragen helfe. Auf den Feldern rechts und links von seinem Wege sah er der Landleute genug, die da arbeiteten; aber ein gewisses Gefühl der Scham verhinderte ihn, irgend einen zu Hülfe zu rufen. „Unter diesen Leuten," dachte er, „gibt es wohl Manche, die errathen, wie in Heiligenhain das Geld gewonnen wird; sie würden wissen, welches Sündengeld sie mir tragen helfen." Auf einer Brücke angekommen, stellte er den Sack auf das Geländer und fragte sich, ob er ihn wieder herausfischen würde, wenn er jetzt hinunter in das tiefe Wasser fiele, oder ob er ihn nicht am Besten selbst hinabwürfe? Da bemerkte er einen Bettler, der am Fuße der Statue des heiligen Johann von Nepomuk in der Mitte der Brücke eingeschlafen war, und rasch entschlossen zog er aus dem großen Sacke einen der kleinern und legte ihn vor den Bettler hin. Dann wollte er rasch weiter wandern. Da fiel es ihm ein, daß der Mann erwachen und unfehlbar glauben werde, daß ihm der Heilige diesen Schatz hingelegt und daß ein Wunder geschehen sei. Der Wunderglaube war ihm jetzt ebenso widerwärtig als der Gedanke, zu seiner Verbreitung selber beizutragen. Er kehrte zurück, weckte den Schläfer und sagte ihm, daß er ihm diesen Sack schenke. Der Bettler sah ihn mit erstaunten Augen an, hob die Hände gen Himmel und rief: „Ein Wunder! So eben habe ich den heiligen Johann von Nepomuk angefleht, mich aus meiner tiefen Noth zu retten, und siehe da, er sendet mir diesen Schatz. O über dieses gnadenreiche Land, in welchem alltäglich Wunder geschehen! Erst gestern hat die allerheiligste Jungfrau ein großes Wunder gewirkt, und heute ist es der heilige Johann von Nepomuk, der Patron dieses Landes!"

Darauf wandte sich der Bettler dem Heiligen zu und fuhr fort: „Du hast mich aus Noth und Elend gerettet; ich danke dir!

aber mehr noch danke ich dir dafür, daß du mich in den Stand gesetzt hast, der allerheiligsten schwarzen Mutter Gottes von Heiligenhain, der Wunderthätigen, Gnadenvollen, mein Opfer darzubringen."

Hartung glaubte zu träumen; es war ihm, als ob ein böser Geist ihn narrte. Er zuckte die Achsel und eilte weiter. Burckhardt, der ihn in einiger Aufregung verlassen hatte, kam ihm mit beiden Knaben entgegen. Er sowohl wie die Kinder, als sie die Last und die Ermüdung des Vaters erkannten, verlangten, daß er ihnen einen Theil abgebe; er aber weigerte sich und sagte, eine solche Last sei nicht für solche Schultern. Es hätte ihm geschienen, als ob er den jungen Mann, der seine Kinder so Schönes lehrte, und als ob er diese reinen Kinder mit solcher Last entweihte oder verunreinigte.

Zu Hause angekommen, warf er sie in einen Winkel, dehnte und streckte sich, athmete tief auf, befahl, daß das Abendessen aufgetragen werde, damit man sobald als möglich wieder an das trostreiche Buch gehen könne.

Heute saß der Vater während der Vorlesung neben seinen Kindern, und es war ihm, als stünden ihm diese, wie er so mit ihnen dasaß und sich mit ihnen an gleichen Genüssen erfreute, heute näher als gestern, und als wäre zwischen ihm und ihnen eine Schranke gefallen, von deren Bestehen er bis auf diesen Tag kaum eine Ahnung gehabt. Beinahe wurde ihm das gestrige Erlebniß in Heiligenhain lieb, da es jene Gedanken in ihm erregte, vor denen er sich flüchtete, als er gestern aus seiner Stube trat, um die Vorlesung mit anzuhören. Auch sein ältester Junge schien jetzt das Gefühl größerer Zugehörigkeit dem Vater gegenüber zu haben, und er blickte ihm während der Vorlesung oft mit freudigen Augen voll Einverständnisses entgegen. Als Burckhardt das Buch zuschlug, fühlte sich Hartung ebenso voll ruhigen Glückes, wie die Kinder freudig aufgeregt waren. Gelassener als gestern schickte er sie zu Bette, bat aber Herrn Burckhardt, seine Frau und seine Schwester, noch einige Zeit bei ihm in der Wohnstube zu verweilen, da er ihnen etwas mitzutheilen habe.

„Ich weiß nicht,“ sagte er im Zimmer auf- und niedergehend, „ob ich recht gethan, indem ich die Kinder fortschickte, ob es besser ist, die Kinder frühzeitig vor Lug und Trug zu warnen, oder sie in ihrer schuldlosen Unwissenheit zu lassen. Es ist ihnen wohl zuträglicher, nicht zu wissen, wie Diejenigen, die uns von Jugend auf als ehrwürdig gepriesen werden, falsch und eigennützig mit unsern heiligsten Gefühlen, mit unserm Denken und Glauben spielen.“

So sprechend, ging er mit immer mehr aufgeregten Schritten hin und her. Seine Frau betrachtete ihn mit besorgten Blicken. „Was ist dir?“ fragte sie ängstlich, „ich bemerke seit gestern eine große Veränderung in deinem ganzen Wesen.“

„Eine Veränderung? Ja, die ist mit mir vorgegangen, aber es ist dabei nichts, worüber du erschrecken sollst; ich werde sie nie beklagen. Höret, was ich euch erzählen will.“

Er blieb vor den Dreien stehen und berichtete in kurzen und ruhigen Worten von den gestrigen Wunderwerken in Heiligenhain, was wir schon wissen. Als er geendet hatte, zitterte er am ganzen Leibe. Frau Hartung eilte auf ihn zu und schlang ihren Arm um seinen Hals. „Schüttle das ab,“ sagte sie, — „was liegt daran? Das ist ja nicht die Religion.“ Und in abgebrochenen Sätzen fügte sie hinzu: „Wenn man nur seine Pflicht thut — ein ehrlicher Mann —“

„Ja, ein ehrlicher Mann,“ sagte Hartung bitterlächelnd, „ein ehrlicher Mann muß man erst werden — und Sie, Burckhardt, was meinen Sie zu der Geschichte?“

Bevor Burckhardt antwortete, erhob sich Martha, die Schwester Hartungs, und sah dem Hauslehrer mit der größten Spannung auf die Lippen.

„Ich?“ fragte Burckhardt, „ich habe von dem Wunder heute schon gehört und den Ekel empfunden und das Mitleid mit der Menschheit, die ich bei solchen Geschichten immer empfinde. Sie thaten ganz recht, Herr Hartung, die Kinder fortzuschicken. Die Kinder wissen, daß es Räuber und Diebe in der Welt gibt,

aber dieses Wissen ist ihrem Gemüthe bei Weitem nicht so gefährlich, als es in diesem Alter die Erfahrung wäre, daß es in der Welt so ungeheuere Betrüger gebe, wie diese Priester."

„Burckhardt!" schrie Martha auf, und es war dieser Schrei ein Gemisch von Schmerz und Zorn, wie auch in der Bewegung der Arme und Hände, mit der sie diesen Schrei begleitete, Bitte und Drohung zugleich lagen. Ihre Lippen bebten, ihre blauen, sonst so milden Augen funkelten. „Wer erlaubt uns," rief sie dann mit bebender Stimme, „wer erlaubt uns, zu forschen und zu prüfen, was die Geweihten Gottes beginnen? Wenn der Probst das Wunder vorhersagte, so that er es, weil er als ein Eingeweihter Gottes es vorher wußte. Und wenn Dem auch nicht so wäre, so müssen die Priester wissen, was der Seligkeit der Gläubigen gut ist, und Niemand hat das Recht, mit seiner schwachen, irdischen Vernunft hinter ihren Thaten Trug zu suchen. Von Ihnen, Burckhardt, weiß ich es längst, daß Sie leider keinen Glauben haben. Das schmerzt mich tief, und das trennt uns."

Mit diesen Worten verließ sie rasch das Zimmer, brach aber in Schluchzen aus, bevor sie die Thür erreichte. Burckhardt sah ihr traurig nach und seufzte schwer auf. Hartung ergriff seine Hand und sagte: „Wenn Sie sie zu sich bekehren können, ich habe nichts dagegen." — Und Frau Hartung fügte tröstend, mit einem Blicke auf ihren Mann, hinzu: „Mächtiger als Alles ist im Weibe die Liebe."

3.

Wenige Tage darauf kam ein Bote vom Pater Severin mit der Nachricht, daß dieser morgen die Reise in die Hauptstadt antrete und Hartung zur Begleitung aufforderе; derselbe Bote lud ihn im Namen des Probstes ein, nach Heiligenhain zu kommen, da mancherlei Geschäfte vorlägen. Dem Pater Severin

ließ Hartung sagen, daß er die Reise nicht mitmachen könne, dem Probst, daß er sich gütigst nach einem anderen Geschäftsmanne umsehe, da er sich von den Geschäften zurückziehe und die Absicht habe, künftig nur seiner Landwirthschaft zu leben. In der That verbrachte Hartung jetzt die meiste Zeit auf seinen Feldern, wo er die Erntearbeiten beaufsichtigte und Versuche mit neuen Agrikulturmaschinen anstellte. Seine freien Stunden benutzte er, um dem Unterricht Burckhardts beizuwohnen, wo Weltgeschichte und Erdkunde seine Aufmerksamkeit vorzugsweise in Anspruch nahmen. Auch auf den Spaziergängen war er, oft in Begleitung seiner Frau, jetzt meist an der Seite seiner Kinder und ihres Lehrers. Die Lesestunden wurden des Abends mit großer Regelmäßigkeit eingehalten und zu diesem Zwecke alle von Burckhardt empfohlenen Bücher aus der Stadt verschrieben oder hier und da in der Gegend bei Aerzten oder Beamten, die zufällig einzelne besaßen, zusammengeborgt. Man darf nicht vergessen, daß Hartung in einem Lande lebte, das an der Gränze Deutschlands liegt, nicht zur Hälfte von Deutschen bewohnt, in der Kultur bedeutend hinter andern Ländern des deutschen Bundes zurückgeblieben, daß also im Innern dieses Landes die Bücher zu den Seltenheiten und Hausbibliotheken der gewöhnlichsten Art zu den noch größeren Seltenheiten gehörten. Dieß wird es auch erklären, daß ein Mann wie Hartung erst in seinem vierzigsten Jahre Bücher wie Wilhelm Tell kennen lernte, welche in andern Gegenden Deutschlands den in gesellschaftlicher und vermöglicher Rangordnung viel tiefer stehenden Menschen schon in ihrer Kindheit bekannt und vertraut werden. Bei seiner neuen Lebensweise, die ihm eine neue Welt aufthat, fühlte sich dieser Mann vergnügt und glücklich; und glücklich fühlte sich auch das ganze Haus bei dem innigen Antheil und dem engen Zusammenleben des Hausvaters. Alles war wärmer, gemüthlicher, heimlicher und zugleich regsamer. Frau Hartung segnete ihres Hauswirthes Entschluß, sich von den Geschäften zurückzuziehen, denselben Entschluß, den man in der ganzen Gegend tadelte, den man närrisch fand: Ein Mann in

der Kraft seines Lebens, der so einträgliche Geschäfte, eine solche gewinnreiche Verbindung, wie die mit Heiligenhain, aufgibt, welche zugleich mit so großer Protektion verbunden war! Man erfuhr, daß er dem Probst förmlich habe absagen lassen; man erfuhr ferner, daß er einen ganzen Sack Geldes, nur um ihn nicht in der Hitze heim tragen zu müssen, einem Bettler auf dem Wege hinwarf. War das nicht ein ungeheurer Hochmuth, oder vielmehr Wahnsinn? Und nun sitzt er noch zu Hause über den Büchern und lernt wie ein Kind mit den Kindern, und auf seine Felder und in seine Scheunen bringt er die tollsten Maschinen, von denen man in diesem Lande nie etwas gehört, die entweder ebenfalls Ausgeburten wahnsinniger Phantasien sein, oder, wenn sie sich bewährten, die armen Leute der ganzen Gegend um ihr Brod bringen mußten, denn sie arbeiteten für zwanzig, ja für fünfzig. Er war ein Neuerer, ein gefährlicher Neuerer, und dieß schien um so glaublicher, als sich das Gerücht verbreitete, daß er auch ein Ketzer sei und daß sich in seinem Hause allerlei Ketzerei begebe. Man erfuhr, daß in seiner Wohnstube, auf dem Schranke, an derselben Stelle, wo früher der heilige Johann von Nepomuk gestanden, jetzt eine Gypsstatue mit einem Kranze auf dem Kopfe, mit einem Buche in der Hand stehe, ein Protestant, Friedrich Schiller. Dem habe der Heilige weichen müssen. Es war betrübend, daß sich so etwas gewissermaßen unter den Augen des Gnadenbildes zutragen konnte, von dem doch die ganze Gegend lebte; er, Hartung hatte freilich mit Hülfe der schwarzen Mutter Gottes sein Schäfchen im Trocknen, aber man sollte doch auch auf Andere Rücksicht nehmen und nicht gleich den Aufgeklärten spielen, sobald man die Heiligen nicht mehr bedarf.

So verbreitete sich nach und nach eine Mißstimmung gegen Hartung, welche dieser nur darum nicht bemerkte, weil er sich jetzt um Weniges außer seinem Hause kümmerte, obwohl er in Martha zum Theil eine Verkörperung der gegen ihn gerichteten öffentlichen Meinung im Hause selbst hatte. Martha war die

einzige Person, die an dem stillen und sinnigen Glücke, das jetzt in dem kleinen Kreise waltete, nicht Theil nahm; sie schloß sich freiwillig davon aus, indem sie sich von den Vorlesungen zurückzog, das Zimmer verließ, wenn Hartung über Gegenstände, die ihn jetzt interessirten, ein Gespräch anknüpfte, und indem sie viel Zeit außer dem Hause verbrachte. Viel öfter als früher ging sie jetzt nach Heiligenhain und verweilte dort längere Stunden als sonst. Sie war augenscheinlich tief bekümmert, und neben ihrem Kummer drückte sie eine schwere Angst, die sich manchmal, wenn sie nicht länger an sich halten konnte, als Angst um das Seelenheil Aller, die sie liebte, verrieth. Bei all Dem zeigte sie sich ihren Hausgenossen gegenüber voll Scheu, als ob sie, die für deren Gewissen so sehr besorgt war, ihnen gegenüber selber etwas auf dem Gewissen hätte. Man wußte im Hause sehr wohl, was das zu bedeuten hatte. Mußte sie im Beichtstuhle nicht die Verrätherin und Angeberin der Ihrigen werden? — und war sie im Hause selbst nicht fortwährend eine Späherin, die sich ihrer Schuld bewußt war, was sie sah und hörte, ihrem Beichtiger zu hinterbringen? Und unter Denen, die sie für verloren hielt, die sie überwachen und anklagen mußte, befand sich neben ihren liebsten Angehörigen der Mann, dem vom ersten Augenblicke an, als er ins Haus kam, alle Gefühle ihres frischen und jungen Herzens entgegendrängten. Man erkannte sehr wohl, welche Kämpfe dieses arme Mädchenherz zu bestehen hatte, und man behandelte sie, mitfühlend und mitleidend, noch liebevoller als sonst — aber nur um die traurige Erfahrung zu machen, daß sie sich, je größere Liebe man ihr zeigte, desto mehr abwehrend verhielt. Hartung fing zu fürchten an, daß sein Lieblingsplan, den er seit einiger Zeit im Herzen hegte, zunichte werden müsse. Wie gerne beschäftigte er sich mit dem Gedanken, Burckhardt zu einem Gliede seiner Familie zu machen und ihn für immer an sich und die Seinen zu knüpfen. Der junge Mann hatte aus Armuth seine Studien aufgeben müssen; nun sollte er, wie es sich Hartung ausgedacht, in einiger Zeit wieder auf die Universität zurück-

kehren, vielleicht den ältesten Knaben unter seinem Schutze mitnehmen, die Studien vollenden und sich dann, an der Seite des Mädchens, deren Herz und Schönheit er zu schätzen wußte, in dieser Gegend als Arzt niederlassen. Nun schien es mit diesen Plänen ein Ende zu haben, was Hartung bekümmerte und Burckhardt trauriger machte, als er mit Worten eingestand. Nur Frau Hartung behauptete mit großer Ausdauer, daß sich trotz der Veränderung Martha's im Grunde nichts verändert habe; die Liebe sei doch stärker als Alles, und so lange diese vorhanden sei, bleibe im Grunde Alles beim Alten, wie sehr auch die Dinge äußerlich verändert aussehen mögen.

Aber äußerlich sollte sich bald gar Vieles verändern.

Eines Tages, es war schon spät im Jahre, als Melchior Hartung eben aus dem Städtchen bei Heiligenhain zu seinem Hause zurückkehren wollte und eben um die letzte Scheune vor dem Städtchen bog, stand er plötzlich vor der rothen Kutsche des Probstes, der bei seinem Anblicke sogleich halten ließ und ihn freundlich lächelnd herbeirief. Hartung trat an den Kutschenschlag und war nicht unangenehm überrascht, als ihn der hochwürdige Herr ganz im Tone alter Vertraulichkeit anredete und sich nach seinem Befinden erkundigte. Freilich schien es ihm gleich nach den ersten Worten, daß sich in diesen vertraulichen Ton nach und nach auch etwas wie ein Verweis, wie eine Drohung einmischte: „Wenn du auch keine Geschäfte mehr mit uns machen willst," sagte der Probst nach der ersten freundlichen Anrede, „so solltest du uns doch manchmal besuchen. Ich glaube, daß wir es um dich verdient haben. Du willst nichts mit uns zu thun haben — nun das steht dir frei, aber glaube mir, Melchior, es ist nicht gut, sich ganz von uns loszusagen." — Der Probst schwieg und betrachtete prüfend den Schweigenden, dann nahm er wieder seinen scherzenden Ton auf und fuhr fort: „Meinst du denn, es sei mir unbekannt, was in deinem Hause vorgeht? Du liesest Bücher, du philosophirst, du wirst aufgeklärt — nun hast du schon den ganzen Schiller durchgemacht, und Vieles von Herder hast du

auch gelesen und sogar den Nathan den Weisen, der beweist, daß alle Religionen gleich viel werth sind — lauter Bücher von Lutheranern und Juden oder Halbjuden. Wie Schade, daß du nicht auch französisch und den Voltaire lesen kannst, um erst recht zu erfahren, wie man sich vor uns Pfaffen und unserm ganzen Kram zu hüten hat."

Der Probst lachte gemüthlich und fügte, während er warnend den Finger erhob, hinzu: „Melcher, Melcher, sei nicht dumm aus übergroßer Gescheidtheit, kümmere dich nicht um Dinge, die über deinem Verstand sind, und vor Allem, lecke nicht gegen den Stachel."

Der Probst gab ein Zeichen und war im Augenblicke um die Ecke verschwunden. Melchior stand noch eine Zeitlang auf demselben Flecke und sah vor sich hin. Trotz aller Gemüthlichkeit schienen ihm die Worte des Probstes furchtbar drohend; er kannte die Macht der Geistlichkeit in diesem Lande und speziell die des Probstes, gegen die es keinen Schutz und keinen Appell gab. Wolken der Besorgniß lagerten sich über seine Augenbrauen — aber mit einem Male überkam ihn, alle Besorgniß durchbrechend, jenes Gefühl der Freudigkeit, das er empfand, als er an jenem trüben Abende zum ersten Male von den unterdrückten und verfolgten Männern lesen hörte, und er schüttelte sich und ging aufrecht und mit entschiedenen Schritten seiner Wohnung zu.

Einige Tage nach dieser Zusammenkunft erhielt Hartung eine Zuschrift des Probstes, daß die Felder, die er von diesem in Pacht hatte, einem andern Pächter überlassen worden. Nach mündlicher Verabredung sollte die Pacht, die für Hartung sehr vortheilhaft war, noch mindestens fünf Jahre bestehen; da aber nichts Schriftliches aufgesetzt war, fügte er sich, obwohl er sich mit Dienstleuten, Ackergeräthen, Maschinen und Viehstand für einen weit größeren Landkomplex, als ihm jetzt verblieb, eingerichtet hatte, und obwohl ihm aus der plötzlichen Aufkündigung großer Schaden entstand. Er hatte wohl Zeugen für jene mündliche Verabredung, aber diese Zeugen waren Untergebene des

Probstes, und er wußte wohl, daß er gegen diesen jeden Prozeß verlieren würde, selbst wenn er Lust hätte, einen solchen einzuleiten.

„Es ist das eine Kriegserklärung des Probstes, der noch manche Plackerei folgen wird," sagte Hartung, von dieser Angelegenheit sprechend, eben zu seinem Hauslehrer, als es leise an die Thüre klopfte und ein Mann hereintrat, den er bei dem späten Abendlichte nur mit Mühe als den Kaplan, Pater Edmund von Heiligenhain erkannte. Pater Edmund war ein Kind dieser Gegend, hatte mit Melchior auf derselben Schulbank gesessen und in seiner Jugend von dessen Eltern mancherlei Wohlthat und während seiner Studien ausgiebige Unterstützung erhalten. Unter den acht Geistlichen von Heiligenhain hatte er es nie zu einiger Geltung gebracht; er spielte daselbst die untergeordnetste Rolle, aber Melchior war er immer der liebste der ganzen Kongregation geblieben, so wie er diesem immer eine treue Anhänglichkeit bewahrte. Als Melchior seinen Freund erkannte, befahl er, daß rasch eine Lampe und eine Flasche gebracht werde. Der Geistliche aber bat, Beides sein zu lassen, da er nicht gekommen, um sich einen guten Trunk zu holen, und am Liebsten von Niemand gesehen würde. Er dankte auch für den dargebotenen Sitz, denn er wollte in Heiligenhain zurück sein, bevor seine Abwesenheit bemerkt würde. „Lieber Melchior," sagte er dann nicht ohne Befangenheit, „ich komme nur, um dir schnell und ohne alle Einleitung zu sagen, daß du klug thätest, dich wieder mit dem Probste auf guten Fuß zu setzen. Se. Hochwürden sind sehr böse, obwohl sie nur mit Lachen von dir sprechen. Er hat schon eine ganze Reihe von Maßregeln bereit, um dich auf jede Weise zu plagen. Also mach's wieder gut und nimm dich zusammen — und vor Allem verrathe mich nicht."

Pater Edmund hatte es so eilig, daß er kaum den Dank Hartungs für die wohlgemeinte Warnung abwarten wollte. Doch blieb er noch einmal in der Hausthüre stehen und flüsterte Hartung, der ihm das Geleite gab, ins Ohr: „Ihr thätet sehr gut,

wenn Ihr Euere Martha nicht so oft zur Beichte gehen ließet." Nach diesen Worten floh er, als ob er ein Verbrechen begangen hätte, in die Nacht hinein.

Melchior war sich dessen klar bewußt, daß er einer Macht gegenüber stand, die nicht zu bekämpfen war, und daß, wenn Pater Edmund so weit Muth fassen mußte, um ihn hinter dem Rücken des Probstes zu warnen, irgend eine Mißhelligkeit, wenn nicht ein Unheil, ganz nahe über seinem Haupte schwebte. Aber er konnte es nicht über sich gewinnen, eine Verbindung wieder anzuknüpfen, die er mit vollster Ueberzeugung und einem Bedürfnisse seines Herzens folgend zerrissen hatte, und dem Probste, der ihm jetzt im schlechtesten Lichte und als Vertreter einer der traurigsten und verwerflichsten Seiten der Menschheit erschien, mit einem freundlichen, Versöhnung suchenden, gewissermaßen Verzeihung bittenden Gesichte entgegenzukommen. Doch wurde der Freund und das treue Weib zu Rathe gezogen. Die Männer kamen darin überein, daß man es ruhig abwarten und für das einmal als Recht Erkannte auch Unheil über sich müsse ergehen lassen. Frau Hartung, die bis dahin still zugehört hatte, sagte darauf lächelnd: „Wenn man einmal zu solchen Entschlüssen gekommen, so ist das Aergste, was Einem widerfahren kann, daß man um Haus und Hof gebracht wird. So lange man uns solche Entschlüsse und unsere Kinder nicht nehmen kann," fügte sie auf das Einfachste hinzu, „so lange muß man es auch aushalten können. Uebrigens ist die Welt etwas Veränderliches, und die heute Mächtigen und Gewaltthätigen können morgen schwächer sein, als wir es heute sind."

Von diesem Abende an schwebte die Erwartung irgend eines entscheidenden Ereignisses in beinahe feierlicher Weise über dem Hause. Es war Allen zu Muthe, als ob man sich für ein Opfer vorbereiten müßte, und höher gestimmt ging jeder Einzelne an seine Beschäftigung: Frau Hartung an ihren Haushalt, ihr Mann an die Bewirthschaftung seines Gutes und Burckhardt an den Unterricht. Letzterer erhob sich bei seinen Vorträgen und

Vorlesungen, bei den Erklärungen, die er diesen beigab, zu einer Höhe und Wärme, daß ihm die Eltern wie die Kinder mit Andacht horchten und daß selbst Martha, die Anfangs schamhaft nur von der Nebenstube aus zugehorcht hatte, endlich wieder herbeikam wie ehemals und traurig und aufmerksam zuhörte. Mehr als einmal geschah es, daß sie sich plötzlich erhob und aus dem Zimmer eilte, um die Thränen zu verbergen, welche die Schmerzen des innern Zwiespaltes in ihre Augen lockten. Aber diese Zeit, die trotz aller drohenden Mißhelligkeiten eine eigene tiefe Färbung des Glückes für Alle hatte, dauerte nicht lange. Der Amtsbote brachte mit einem Male eine Vorladung ins Haus, die Melchior Hartung vor den Dekan der Stadt, als vor den Vorsteher des Schulwesens in diesem Kreise, beschied. Hartung beeilte sich, Folge zu leisten. Der Dekan fragte ihn, ob sein Hauslehrer Burckhardt seine Lehrerprüfung gemacht und ob er befugt sei, Unterricht zu ertheilen. — Hartung antwortete, daß sein Hauslehrer ein solches Patent allerdings nicht besitze, wohl aber Zeugnisse, die beweisen, daß er größere Studien gemacht, als man von einem patentirten Lehrer verlange, und daß er zum Unterrichte besser befähigt sei, als die meisten dieser Lehrer, die sich nur das vorgeschriebene kleine Maß von Kenntnissen aneignen. — „Das," antwortete der Dekan, „kann nichts helfen, da das Gesetz ausdrücklich von jedem Lehrer eine solche amtliche Befugniß verlangt." Er, der Dekan, sei dazu da, die Befolgung dieses Gesetzes und die Erziehung der Jugend zu überwachen; letzteres sei eine der schönsten und liebsten Pflichten und Rechte der Kirche, und er müsse in diesem Falle von der ganzen Strenge des Gesetzes um so gewissenhafter Gebrauch machen, als jener Burckhardt ein schlecht charakterisirtes, von verderblichen Grundsätzen angestecktes Individuum sei. In Folge dessen verurtheile er Hartung in die vorgeschriebene Strafe von zwanzig Gulden und fordere ihn auf, diesen unbefugten Lehrer zu entlassen, einen andern von Kirche und Staat berechtigten ins Haus zu nehmen, oder die Kinder in die öffentliche Schule zu schicken.

Hartung zählte die zwanzig Gulden auf den Tisch und ging. Die Häuser des Städtchens, die Gesichter der Menschen, Alles sah ihn verdrießlich an; die ganze Gegend war ihm mit Einem Male unleidlich geworden; die Kuppeln von Heiligenhain sahen drohend auf ihn hernieder, und er fragte sich, ob er nicht am Besten thäte, eine Gegend, ein Land zu verlassen, wo man willkürlich in das Innerste seines Hauses, in sein Heiligstes, in die Erziehung seiner Kinder eingreifen konnte, und wo er gegen solche Willkür vollkommen wehr- und waffenlos war. Es schien ihm, daß, gegenüber dem Gewinne der Freiheit, sein eigenes und das Loos der Kinder auf würdige Weise gestalten zu können, es nur ein kleines Opfer wäre, wenn er sich von seinem väterlichen Erbe trennte und die Heimat verließe. Er trat in ein Weinhaus, um in der Zeitung nachzusehen, ob sich nicht Käufer eines kleinen Landgutes ankündigten. Er fand keine solche Ankündigung, wohl aber fiel sein Blick, auf der letzten Seite der Zeitung, auf ein Wort, das er immer wieder und wieder las und das seine augenblickliche Verstimmung nach und nach in Heiterkeit verwandelte. Da las er, daß in zwei Tagen in der Provinzhauptstadt „Wilhelm Tell, von Friedrich Schiller" gegeben werde, das Stück, das in seinem Leben eine so große Rolle spielte und das er sich längst gewünscht hatte, leibhaftig und lebendig dargestellt zu sehen. Bevor die erwartete Trübsal, vielleicht die Trennung von einem geliebten Freunde hereinbrach, wollte er seiner Familie noch ein Fest geben, und froh, als ob er in der Stadt nur Freudiges erfahren hätte, kehrte er in sein Haus zurück und befahl, daß sich Alles zur Reise bereit mache. Der Jubel war groß, als er ankündigte, daß es nach P.. der Hauptstadt gehe, um Wilhelm Tell zu sehen. Die besten Pferde wurden aus dem Stalle genommen, obwohl die Reise nur auf einem mit Stroh gefüllten Leiterwagen zurückgelegt werden sollte, und die besten Sonntagskleider wurden angelegt. Nur Martha zauderte, nicht wissend, ob der Theaterbesuch etwas Sündiges sei oder nicht; sie stockte oft in ihren Reisevorbereitungen und kam sich dann mitten im

allgemeinen Jubel unendlich einsam vor. Aber als man am nächsten Morgen in den Wagen stieg, war sie auf die Einladung Burckhardts doch in wenigen Minuten zur Reise bereit. Der Vater selbst ergriff die Zügel, die Pferde griffen aus, und lustig ging es durch das Städtchen der Heerstraße zu, die in die Hauptstadt führte; Hartung wollte, daß die Seinigen das Fest mit Behagen genießen, und miethete eine ganze Loge, in der sie Alle bequem Platz hatten. — Wir wollen die Freuden dieses Abends nicht weiter beschreiben und zergliedern. Wir erinnern nur, daß es unverwöhnte Naturen und Kinder waren, die diese glückliche Loge beherbergte, und möge sich, um die hier fehlende Schilderung zu ersetzen, Jeder selbst der Gefühle erinnern, mit denen er in früher Jugend im Theater saß.

Als man spät in das kleine Gasthaus zurückkehrte und die Kinder nicht Worte genug finden konnten, um den erlebten Genuß immer wieder aufzufrischen, klammerte sich Martha an Burckhardts Arm und sah ihn an, als wollte sie ihn um Verzeihung bitten. Er drückte ihre Hand und fragte sie, ob ihr so zu Muthe sei, wie nach einer begangenen Sünde? Sie schüttelte lächelnd den Kopf und sagte, es sei ihr im Gegentheil höchst andächtig und fromm zu Muthe und noch entschiedener lächelnd, fügte sie hinzu: „Es ist schwer, zu glauben, daß dieser Schiller ewig verdammt sein solle.“ — „Und wer wollte Sie das glauben machen?“ fragte Burckhardt. — Martha zauderte einen Augenblick und lispelte dann: „Pater Severin.“

Um das Fest würdig zu beschließen und gemeinschaftlich in frischer Erinnerung noch einmal durchzuleben, versammelte man sich, im Gasthause angekommen, noch zu einem heitern Nachtessen. Otto konnte sich trotz allen Glückes nicht darüber beruhigen, daß bei der Aufführung einzelne Stellen des Gedichtes und, wie er meinte, mitunter die besten, ausgelassen worden. „Ja,“ sagte Hartung, der seinen Wilhelm Tell beinahe so genau kannte, wie das Kind, „es ist mir Dasselbe aufgefallen, wie Otto; wissen Sie, lieber Burckhardt, vielleicht die Ursache?“

Burckhardt erklärte das Institut der Censur, und wie es sich damit verhalte. „Also," rief Hartung entrüstet, „also ein Beamter, der erste beste, vielleicht einer von Denen, die sich einige Gulden als Bestechung in die Hand drücken lassen, ein solcher wird zum Richter über Schiller gesetzt, ein solcher soll besser beurtheilen können, was dem Volke gut zu hören ist, als einer von Denen, welche die Vorsehung zu Lehrern der Menschheit bestimmt hat? Ist es nur glaublich, daß es Menschen gebe, die eine genug freche Stirne haben, um sich als Richter oder Verbesserer solcher Werke hinstellen zu lassen? Und das Alles unter dem Vorwande des Nutzens, der Wohlfahrt des Volkes! Je näher man zusieht, desto mehr erstaunt man, erschrickt man, daß so Unsinniges bestehe und die Welt regiere und daß die Welt auf diese Weise sich regieren lasse."

„Ich sehe auch nicht ein," rief Otto, „warum, wenn man diese Welt nicht ändern kann, man länger darinnen wohnen bleibt, warum ziehen wir nicht in das schöne und freie Land, das Schiller beschrieben hat?!"

„Weil man," erwiderte der Vater darauf, „erst zu Hause seine Pflicht gethan haben muß."

4.

Mit dem schönen Abend in der Hauptstadt sollte man für lange Zeit von dem glücklichen Zusammenleben Abschied nehmen. Als die Familie, noch in der heitersten Stimmung, mit einem Vorrath in Herz und Geist, der für ernste und belehrende Unterhaltung auf Monate hinausreichte, zu Hause, in den lieben und gewohnten Räumen eintraf, fand sie daselbst, großgesiegelt und breit mitten auf dem Tische des Wohnzimmers liegend, eine neue „Zustellung" des Amtes. Melchior nahm sie in die Hand, wog sie und legte sie bei Seite, ohne sie zu entsiegeln. „Es wird

für das Gute, das dieses Schreiben enthält, auch nach dem Nachtessen nicht zu spät sein," sagte er achselzuckend. Erst als die Kinder zu Bette waren, nahm er das Schreiben wieder vor. Er entsiegelte es, las es für sich und sagte dann laut: „Lieber Burckhardt, da Sie zum Lehrer nicht befugt und in dieser Gegend nicht heimatberechtigt sind, wird Ihnen hiermit geboten, mein Haus und diese Gegend binnen zweimal vierundzwanzig Stunden zu verlassen, widrigenfalls ꝛc. ꝛc."

Hartung warf das Papier auf den Tisch, legte die Hände auf den Rücken und sah nicht Burckhardt, nicht seine Frau, sondern Martha seine Schwester an. Diese saß mit gebeugtem Kopfe und mit den Händen im Schooße da. — „Muß man sich das von den Beamten gefallen lassen?" fragte sie leise, dann fügte sie mit lauter, vor Aufregung zitternder Stimme hinzu: „Dürfen sie auf diese Weise in das Innerste einer Häuslichkeit eingreifen? — dürfen sie vorschreiben, wen man im eignen Hause beherbergen darf, wen nicht? — Können sie einen lieben Gast aus der Mitte seiner Freunde reißen?"

„Bist du aufrichtig, Martha?" fragte Hartung. „Weißt du nicht, daß du eine ungerechte Anklage erhebst und daß Diejenigen, die du anklagst, nur Sklaven sind und Mächtigeren gehorchen?"

Martha sprang auf und warf sich schluchzend an den Hals des Bruders. „Ja," rief sie, „ich weiß es, und ich weiß auch, daß ich eine Verrätherin bin an euch Allen. Nur was ich ihnen unter dem Siegel des heiligsten Geheimnisses anvertraute, haben sie gegen euch benützt. O, ich bin genug gestraft; sie bringen mich um all mein Glück." — Und zu Burckhardt gewandt, sagte sie, indem ihr die Thränen heftiger aus den Augen stürzten: „Ich habe Sie als Ketzer, Ungläubigen und Verführer des Hauses angegeben, — leben Sie wohl!"

Burckhardt ergriff die Hand, die sie ihm entgegenstreckte, und sagte, um seine Rührung zu verbergen, mit Lächeln: „Absolvo!"

„Leben Sie wohl,“ wiederholte Martha, die vor Allem von dem Gedanken an die Trennung beherrscht war.

„So ist es nicht gemeint,“ rief Hartung. „Wenn hier von Trennung und Abschied die Rede ist, so soll diese Trennung jedenfalls nur eine kurze sein. So leicht lasse ich mich um einen Freund und um den Lehrer meiner Kinder nicht bringen. Ich habe dergleichen Quälereien vorausgesehen, und ich sehe noch andere voraus, da ich nicht nachgeben werde. Man wird mich nicht nur um die Ruhe des Hauses, man wird mich auch um das Haus selbst zu bringen suchen. In dieser Gegend ist unseres Bleibens nicht, weil wir nicht die Macht haben, uns bei allem Muthe und beim besten Willen selbst zu schützen: so soll uns Burckhardt nur auf einige Zeit als unser Bevollmächtigter verlassen, für mein Gut einen Käufer suchen, um sich dann, wenn wir hier unsere Zelte abgebrochen und sie in mehr befreundeter Gegend aufgeschlagen, wieder mit uns zu vereinigen.“

Die Frau seufzte, Hartung küßte sie auf die Stirn und ging dann mit Burckhardt in sein Arbeitszimmer, um ihn über seinen Besitz, über die Ertragsfähigkeit seines Gutes zu unterrichten und die sehr billigen Bedingungen festzustellen, unter denen er dieses zu verkaufen wünschte.

Am folgenden Tage fuhr derselbe Wagen mit derselben Gesellschaft auf derselben Straße; aber die drin saßen, waren nicht so heiter wie gestern. Man hatte zwar den Kindern gesagt, daß Herr Burckhardt in Geschäften des Vaters nur auf kurze Zeit verreise, aber die Gesichter der Erwachsenen verriethen es ihnen deutlich genug, daß man sie täuschen wollte. Man fuhr schweigend dahin, bis man einige Stunden von Heiligenhain Halt machte und sich trennte. Wie traurig schien den Heimgekehrten die Heimat ohne den geliebten Lehrer und Freund. Es war, als ob der Schutzengel und Tröster abgezogen wäre, und als ob über allen Stuben düstere Wolken hingen. Den Kindern suchte Martha den abwesenden Lehrer zu ersetzen, und Herr und Frau Hartung machten mit Staunen die Bemerkung, wie unendlich

viel sich das Mädchen aus dessen Vorträgen und Gesprächen gemerkt hatte. Mit Einem Male erschien sie als eine förmliche Gelehrte und wußte sie selbst die Bücher zu erklären, die Burckhardt zur Vorlesung vorbereitet hatte und die noch nicht gelesen waren. Des Abends saß sie jetzt auf seinem Platze mit dem Buche in der Hand, und sie las manchmal mit solcher Betonung, daß man Burckhardt zu hören glaubte. Auch den Unterricht übernahm sie, und konnte sie auch nicht sehr viel zu dem schon Gelernten hinzufügen, so sorgte sie doch dafür, daß dieses in Geist und Gedächtniß der Kinder frisch erhalten wurde. Die Kinder waren jetzt ihre Schüler, aber auch ihre Vertrauten, denn mit ihnen konnte sie sich ohne Scheu und mit Freude das künftige Wiedersehen mit Burckhardt ausmalen. Sie brachte es glücklich dahin, daß die Atmosphäre des Hauses wieder eine gemüthliche wurde, obwohl man den Abwesenden zu vermissen nicht aufhörte. Sie zeigte, was eine weibliche Seele vermag, die das Echo eines edlen männlichen Geistes geworden und dabei weiblich geblieben. Aber Plagen und Mißhelligkeiten, die von Außen kommen sollten, konnte sie freilich nicht abwehren.

Eines Tages, nicht lange nach Burckhardts Abreise, saß Martha mit den Kindern an dem gewohnten Platze, als es leise an die Thüre klopfte und gleich darauf der Kaplan des Dechants hereintrat. Er grüßte aufs Freundlichste, ließ seinen Blick über Lehrerin, Schüler, Bücher und Papiere streifen, setzte sich selbst an den Tisch und sagte lächelnd: „Ich sehe mit Vergnügen, liebe Martha, daß Sie sich jetzt mit den Kindern beschäftigen, da sind die lieben Kleinen doch unter der Obhut einer gläubigen Seele, und der halbe Zweck meines Besuchs ist damit erreicht. Als Katechet, wie Sie wissen, habe ich die Pflicht, die Erziehung der Kinder, besonders die religiöse Erziehung, zu überwachen. Ich komme auch deßhalb, um Ihren Herrn Bruder aufzufordern, daß er die lieben Kleinen in die Schule zum Religionsunterricht schicke — sie sind jetzt in dem Alter. — Sie, liebe Martha, sind gewiß eine vortreffliche Lehrerin und sehr geeignet, den Samen

des Glaubens in diese zarten Seelen zu säen, indessen will es das Gesetz und will es die Kirche, daß ein Geistlicher den Religionsunterricht ertheile."

„Erlauben Eure Hochwürden," sagte Martha, indem sie aufstand und ihn mit den Kindern allein ließ, „erlauben Sie, daß ich meinen Bruder hole."

Der Kaplan erhob sich, als Hartung nach einiger Zeit eintrat, und begrüßte diesen mit großer und sehr höflicher Förmlichkeit. Hartung schickte die Kinder fort, worauf jener wiederholte, was der Zweck seines Besuches sei, und hinzufügte, daß Otto eigentlich längst das Alter überschritten, welches das Gesetz für den Anfang des Religionsunterrichts bestimme.

Hartung antwortete, daß es seine Absicht nicht sei, den Kindern diesen Unterricht außer dem Hause geben zu lassen.

„Das müssen Sie auch nicht," sagte der Kaplan, „wenn Sie nur einen geistlichen Herrn ins Haus kommen lassen."

„Wir werden schon dafür zu sorgen wissen," erwiderte Hartung, etwas aufgeregt von der freundlichen Art des Geistlichen, hinter der sich nichts als Befehle und Verbote verbargen.

„Dafür werden Seine Hochwürden der Dechant sorgen."

„Nein, Herr Kaplan, dafür wird der Vater sorgen," rief Hartung, „ich will mir selbst die Lehrer meiner Kinder wählen, und ich will sehen, ob man mir Jemand ins Haus schicken kann, den ich nicht über meine Schwelle lassen will."

„Das kann man," versicherte der Geistliche ruhig, „und wenn man es nicht will, so kann man die Kinder aus dem Hause nehmen, um für ihr Seelenheil zu sorgen."

„Und ich sage Ihnen, Herr Kaplan, daß kein Geistlicher auf den Unterricht meiner Kinder Einfluß haben wird."

Der Kaplan erhob sich, faltete die Hände über der Brust, neigte den Kopf nach der rechten Seite und rief in klagevollem Tone: „So ist es denn wahr und keine Verleumdung, daß Sie abgefallen sind und daß Sie den Schooß unserer heiligen Kirche verlassen wollen!?"



„Herr Kaplan,“ rief Hartung empört, „es ist keine Rede von einem Uebertritt irgend welcher Art, aber ich will meine Kinder nicht Leuten übergeben, die ihnen den Glauben an Wunder einimpfen, wie man sie heutzutage fabrizirt, die sie all den Unsinn und Aberglauben —“

„Verehrter Herr Hartung,“ fiel ihm hier der Kaplan plötzlich mit verändertem Tone in die Rede, „merken Sie es sich sehr wohl, daß Sie eben gelästert haben. Merken Sie sich ferner, daß, selbst wenn Sie abfallen wollen, Sie vorher für eine Zeit geistlichem Unterrichte übergeben werden müssen, der Sie von Ihrem Abwege abzubringen suche, und daß Ihre Kinder, die armen Unmündigen, gegen einen verirrten Vater in Schutz genommen werden müssen. Vergessen Sie außerdem nicht, daß, selbst wenn von keinem Uebertritt die Rede ist, Ihnen als einem überwiesenen Ungläubigen und Lästerer die Kinder entzogen werden können, um die unschuldigen Seelen in sichere Hut zu bringen und vor dem Verderben zu bewahren. Ein Blick auf diese Bücher, die hier auf dem Tische liegen, und wenige Fragen an die Kinder haben mir genügt, um mich zu überzeugen, daß die armen Kleinen ebenfalls auf die Abwege geführt werden sollen, auf die dieses unglückselige Haus gerathen ist.“

Der Kaplan grüßte kaum und schritt mit hoch aufgerichtetem Haupte aus der Stube und aus dem Hause hinaus. Frau Hartung, die ihn so gehen sah, trat besorgt in die Stube. Sie fand ihren Mann, die Stirn in die Hand gelehnt, nachdenklich am Tische sitzend. Sie legte den Arm um seinen Nacken und blickte ihm theilnahmsvoll und fragend in die Augen. Er theilte ihr in wenigen Worten den Inhalt seines Gespräches mit dem Kaplan mit, dann stand er auf und sagte: „Du bist ein muthiges Weib. Besser von seinen Liebsten getrennt, als sie solchen Händen überlassen, die sie uns ganz entfremden und von unserm Herzen loslösen. Packe die Sachen der Kinder. Heut Abend reisest du in aller Stille mit ihnen ab und bringst sie nach P.. zu Burckhardt, bei dem sie bleiben werden, bis wir Weiteres bestimmen

oder die Verhältnisse deutlich genug sich aussprechen, was wir zu thun haben. Du wirst auch Burckhardt sagen, daß er sich mit dem Verkaufe des Gutes beeile; ich habe in Erfahrung gebracht, daß die Probstei nach Urkunden suchen lasse, um Ansprüche auf einen Theil meiner Felder zu erheben. Sie haben keine, und sie würden den Prozeß jedem Andern gegenüber verlieren oder gar nicht aufnehmen — gegen mich würden sie ihn gewinnen. Es scheint mir, daß wir die längste Zeit hier gewohnt haben."

Frau Hartung drückte seinen Kopf an ihre Brust und ging dann schweigend, um zu thun, wie er gesagt hatte.

Am späten Abend desselben Tages fuhr der Wagen wieder aus dem Hofe. Wie heiter die Kinder waren, die sich freuten, Burckhardt und die Hauptstadt und das Theater wieder zu sehen, eben so schweigsam waren die Eltern, die neben ihnen saßen. Hartung befahl dem Kutscher, nicht durch die Stadt, sondern um sie herum zu fahren, um auf die Landstraße zu gelangen, und erst gegen Mitternacht, als der Wagen schon in der Mitte der Wälder angelangt war, umarmte er Weib und Kinder und sprang ab, um allein zurückzuwandern. Das war ein trauriger Weg, den er da bei dunkler Nacht, durch den schweigenden Wald zurücklegte. Zum zweiten Male begleitete er Flüchtlinge aus seinem Hause; erst den Freund, jetzt die Kinder. Wie bald wird die Reihe an ihn kommen? Gegen Morgen kam er an Heiligenhain vorüber; die ewige Lampe der Kirche leuchtete durch die gemalten Fensterscheiben und lockte ihn mit einem milden Scheine, der alte Gefühle der Kindheit und Jugend wieder erweckte. Wenn er dieser Lockung folgte, wenn er eintrat und dem Probste nur einige versöhnliche Worte im alten vertrauten Tone sagte, war er, war die Ruhe seiner Häuslichkeit gerettet. Der Probst, der ihn selbst in seine Betrügereien einweihte, verlangte ja keinen Glauben von ihm, er verfolgte nur den offenen Abfall, das böse Beispiel, das Hartung den Gläubigen gab. Der Probst war ein Mann, der leben ließ; wenn er, Hartung, sich mit ihm auf den alten Fuß stellte, konnte er seine Kinder nach Gutdünken erziehen lassen

und in Ruhe und Behagen weiter leben wie vorher: auf seinem angeerbten Besitze, in Gesellschaft des Freundes und der Kinder. Sollte er eintreten? Er stand und sah dem Schein der ewigen Lampe entgegen. Aber da erinnerte er sich, mit welcher Ruhe sein Weib die Kleider seiner Kinder einpackte, um sich von ihnen zu trennen, und zugleich an die Szene, die er lesen hörte, als er an jenem entscheidenden Abende aus seinem Zimmer trat: die Szene zwischen Stauffacher und seinem starken Weibe. Erlaubte ihm Gertrud, sich vor der drohenden Uebergewalt zu beugen? Sein Weib sprach nicht so schön, wie Gertrud, aber ihr Herz führte dieselbe edle Sprache, ihr Schweigen, ihre Ruhe, mit der sie allen Verfolgungen entgegenging und das Benehmen Melchiors gut hieß, war eben so beredt, wie die Worte des Dichters. Ihrer gedenkend, erröthete er, als hätte er vor dem Hute Geßlers die Mütze ziehen wollen, und er gebot den neu erwachten Gefühlen seiner Jugend, wie seinen Sorgen um die Zukunft, wie dem Schmerze über die Trennung von seinen Kindern Schweigen, fragte sich noch, was ihm sein Otto in diesem Falle zu thun rathen würde, blickte nicht mehr nach der ewigen Lampe und schritt strammen Schrittes durch die fröstelnde Morgendämmerung seiner Wohnung zu.

Da war es einsam genug, und Martha empfing ihn mit verweinten Augen. „Gehen wir ebenfalls fort, mein Bruder," sagte sie mit Schluchzen, „ich bin die ganze Nacht ruhelos durch das Haus gewandert. Es ist so unendlich einsam; es wird ohne die Kinder hier nicht auszuhalten sein, und mit den Verfolgungen von da oben sind wir gewiß auch noch nicht am Ende. Anderswo ist auch eine Welt, und wir sind alle noch jung genug, um uns, mit Burckhardt zusammen, auch in der Fremde noch einen glücklichen Herd zu gründen."

„Der Gedanke," seufzte Hartung, „begleitete mich die ganze Nacht, aber ich kann das Gut unsres Vaters, deinen und der Kinder Besitz, eure Sicherheit in der Zukunft nicht so hinwerfen, wie man den Staub von den Füßen schüttelt. Wohl ist die

Freiheit mehr werth, als aller Besitz, der uns von der Willkür verbittert wird, aber meine Pflicht ist es auch, für euch zu sorgen und euch wo möglich auch die Freiheit im Angesicht des Mangels zu retten."

Der Gedanke an den Verkauf des Gutes bewog ihn, sogleich wieder aufzubrechen, um sich nach dem Städtchen zu begeben, in der Zeitung nachzusehen und sich bei den Leuten zu erkundigen, die er mit Aufsuchung eines Käufers beauftragt hatte. Er machte die traurige Erfahrung, daß man, wie er selbst, im Städtchen wie in der ganzen Gegend bereits überzeugt war, daß er in Folge seiner Widersetzlichkeit gegen Obrigkeit und Kirche bald so weit gebracht sein werde, um sein Gut zu jedem Preise loszuschlagen und daß die etwaigen Käufer diesen günstigen Moment ruhig abwarteten. Beim Bürgermeister, bei dem er vorsprach, um seine Besitztitel für alle Fälle zu ordnen, bekam er Anderes zu hören. Dieser überschüttete ihn mit Vorwürfen wegen des Wesens, das er seit einiger Zeit angenommen, seine Art und Weise, sich gegen Kirche und Obrigkeit zu benehmen, wie man sie bei ihm, dem sonst so vernünftigen Manne, nie für möglich gehalten hätte. „Ihr saget Euch vom Probste los," rief der Bürgermeister erstaunt, „nachdem Ihr so gut wie ich Zeuge waret, wie dieser ausgezeichnete Mann seine Sache versteht und für Ruhm und Nutzen der Kirche zu sorgen weiß. Und dabei habt Ihr noch hie und da gegen die Wunder gesprochen! Wißt Ihr nicht, daß wir Alle, daß die ganze Gegend von der Mutter Gottes und ihren Wundern lebt? Ihr suchet sie um ihren guten Ruf und uns um unsere Nahrung zu bringen. Nieder mit Allen, die Feinde der schwarzen Mutter Gottes von Heiligenhain sind!"

„Hoch lebe die große Diana von Ephesus!" lächelte Hartung.

„Was sagt Ihr da?" fragte der Bürgermeister.

„Nichts," erwiderte Hartung, „ich habe nur an ein Kapitel aus der Apostelgeschichte gedacht."

„Gut, und ich will mir's merken."

Hartung fühlte sehr wohl, daß diese Worte des Bürger-

meisters eine Drohung enthielten, aber dieß sowohl, wie die Feindseligkeit, die ihm jetzt überall im Städtchen gezeigt wurde, war ihm gleichgültig, oder vielmehr, er nahm es mit großer Geistesruhe hin. Er hatte sich an den Gedanken gewöhnt, von Feinden umgeben, jeden Augenblick auf einen Angriff gefaßt zu sein, und mit dieser Gewohnheit hatte sich ein Muth des Ertragens in seinem Herzen befestigt, da er sich nicht zu einem thätigen Kampfe rüsten konnte. Er sollte dieses Muthes bald noch mehr bedürfen, als bisher.

Seine Frau war aus der Stadt, wo sie die Unterbringung der Kinder beschäftigte, noch nicht zurückgekehrt, als eines Morgens sein ödes Haus von den Dienern des Amtes, unter Anführung eines Polizeikommissärs, besetzt wurde. Martha wollte sich widersetzen, als dieser an ihren Bruder die Hand legte und ihn für verhaftet erklärte. Hartung winkte ihr, sich ruhig zu verhalten, fragte nur, ob es ihm nicht gestattet werden könne, bis zur Rückkehr der Hausfrau zur Ueberwachung des Haushaltes in der Wohnung zu bleiben, und folgte auf die verneinende Antwort dem Diener der Gerechtigkeit. Man hatte ihm die Ursachen seiner Verhaftung nicht mitgetheilt; er erfuhr sie aus dem Munde des Volkes, als er durch die Gassen des Städtchens geführt wurde, wo man ihm „Empörer," „Rebell," „Ungläubiger," „Gotteslästerer" entgegenrief. Ausführlicheres wurde ihm mitgetheilt, als er nach ungefähr einer Woche das erste Verhör zu bestehen hatte. Es wurde ihm der Prozeß gemacht, weil er seine Kinder dem vom Gesetze vorgeschriebenen Religionsunterrichte entzog, weil er den Glauben gelästert, von den Wunderwerken der heiligen Jungfrau verleumderisch gesprochen und die Mutter Gottes von Heiligenhain die Diana von Ephesus genannt habe. Als Zeugen traten gegen ihn mehrere Bürger des Städtchens auf, als Hauptzeugen der Katechet und der Bürgermeister.

5.

Es ist uns hier nicht der Raum gegönnt, die Leidensgeschichte dieses „dunklen Ehrenmannes“ ausführlich zu erzählen; auch läge das, selbst wenn uns der genügende Raum gestattet wäre, nicht in unserer Absicht. Derartige Prozesse und Verfolgungen hat unsere Zeit genug gesehen und beschrieben gelesen, und so möge sich der geneigte Leser mit den bloß andeutenden Strichen dieser Schilderung von Anfang bis zu Ende begnügen und sich die Leinwand des Bildes selbst mit der dramatischen Handlung und die Umrisse mit Farben ausfüllen. Wir geben bloß eine flüchtige Zeichnung; zufrieden, ein Zeitbild zu liefern, und da wir Gefängniß- und Prozeßleiden Hartungs nicht schildern wollen, so sind wir eigentlich mit unserer Geschichte am Ende. Dem Probste kam es vorzugsweise darauf an, daß Hartung aus der Gegend, wo möglich aus dem Lande gedrängt werde, bevor der Prozeß an die Behörden der Hauptstadt gelangte, wo er zur Kenntniß der gebildeten Welt, vielleicht irgend eines Zeitungsschreibers hätte kommen können, und Frau Hartung war es leicht, mit ihm zu unterhandeln. Er begnügte sich mit einer an die Kirche bezahlten Geldstrafe, welche Frau Hartung erlegen konnte, da sie indessen mit Hülfe Burckhardts das Gut verkauft hatte. Man hatte in Eile einen Käufer gesucht und es zu einem sehr niedrigen Preise losgeschlagen, nur um den Vater so bald als möglich aus der Haft zu befreien, und als er diese nach fünf Monaten verließ, war er beinahe ein armer Mann. Er rechnete nach und fand, daß er der Kirche so viel zurückgegeben, als er während seiner Geschäftsverbindung mit den Priestern von ihr gewonnen hatte, und er fühlte sich so erleichtert, wie damals, als er das Geld aus der Schürze der schwarzen Mutter Gottes dem Bettler hingeworfen.

Kurz nach seiner Befreiung war er mit seiner Familie und mit Burckhardt aus der Gegend und aus dem Lande verschwunden. Zwei Jahre später tauchte er in seiner alten Heimat an der

Seite Burckhardts wieder auf, in der Hoffnung, sich diese unter dem Schutze der Freiheit wieder zu erobern, — denn es war das im Jahre 1848. Auch empfing ihn ein großer Theil seiner alten Landsleute mit Freuden und mit großen Ehrenbezeugungen, als einen Mann, der schon vor der allgemeinen Bewegung sich gegen Unterdrückung und Aberglauben aufgelehnt hatte, und man wollte ihn sogar an die Stelle des abgesetzten Bürgermeisters als ersten gewählten Bürgervorsteher. Hartung dankte; er wollte nur ein schlichter Bürger sein und als solcher seine Pflicht erfüllen: dieß that er, indem er die errungenen Freiheiten, immer in Verbindung mit Burckhardt, durch Wort und That, durch freies Aussprechen seiner Ueberzeugungen und zuletzt durch werkthätigen Widerstand gegen die wieder hereinbrechende alte Zeit zu befestigen suchte. Und so war er nach kaum einem Jahre gezwungen, seine Heimat aufs Neue zu verlassen ....

Als der Mythenstein am Vierwaldstädter See in Folge eines am Schillerfeste gefaßten Beschlusses in ein Denkmal Schillers verwandelt und als solches enthüllt wurde, war der Aufzeichner dieser Geschichte mit dabei. Er befand sich auf dem Hauptschiffe, das von Luzern herkam. In der Nähe des Mythensteins ruderte ein Kahn an uns heran, in dem sich ein älteres und ein jüngeres Ehepaar und zwei prächtige, kräftige Jünglingsgestalten befanden, welche Zwei eben so frisch und muthig in die herrliche Gegend hineinblickten, als sie die Anderen mit Andacht und Staunen betrachteten. Sie sprachen viel mit einem alten Knechte, der ihnen zunickte. Ihre Sprache klang mir so heimatlich — sie war *mein* Kuhreigen. Während des Festes näherte ich mich ihnen, und ich lernte die Personen kennen, von denen ich erzählt habe. Hartung hatte sich mit dem Reste seines Vermögens am Ufer des Bodensees angekauft, wo ihm die Aussicht auf Deutschland nicht verwehrt werden kann. Seinem Fleiße wie dem treuen Beistande seiner Söhne dankt er es, daß er sich zu neuem Wohlstande aufgeschwungen. Der alte Knecht, das war der Wunderthäter, der damals die Krücken weggeworfen hatte; er war unstet

und flüchtig in der Welt umhergewandert, bis ihn Hartung fand und aufnahm. Burckhardt, der in Zürich seine Studien vollendet, lebt an der Seite Martha's in derselben Gemeinde mit Hartung und ist der beliebteste Arzt der Gegend. Sie sind glücklich und frei. Als das Schiller-Tell-Monument enthüllt wurde, durften sie natürlich nicht fehlen. Selbst Martha fühlte sich andächtiger, als sie sich je in Heiligenhain gefühlt hatte.

Die Rheingränze.

Eine patriotische Erzählung.

1.

Kurze Zeit nach dem Staatsstreich, der der ganzen Welt ein schlimmes Beispiel gab, und den man eine Rettung der Gesellschaft, der Sittlichkeit und Religion nannte — an einem jener milden, sonnigen Tage, die oft mitten im Winter über Paris einen duftigen, vergoldeten Frühlingsschleier ausbreiten, schritt durch eine der vielen Nebenstraßen der Rue Hauteville ein junger Mann, der für diese Frühlingserscheinung mitten im Winter wenig Sinn zu haben schien. Obwohl leicht gekleidet in einen kurzen Rock, den er wahrscheinlich auch während des letzten Sommers getragen, ging er doch auf der kühlen Schattenseite der Straße, als ob er sich in ihrem Dunkel heimischer fühlte. Er war in sich gekehrt, offenbar mehr mit sich als mit dem Leben rings um ihn und mit dem Frühling über den Dächern beschäftigt. Wer sich auf Nationalitäten verstand, mußte ihn sogleich als einen Deutschen erkennen; und wer die damalige Bevölkerung von Paris nur halb so gut studirt hatte, wie Pariser Gastwirthe, Kellner, Hausmeister und müßige Beobachter das zu thun pflegen, der mußte sich noch sagen: Es ist ein Flüchtling! — Das war Wilhelm Oswald auch in der That, und zwar gehörte er, seinem Anzuge wie dem traurigen Ausdrucke seines Gesichts nach zu urtheilen, zu jenen Unglücklichen, denen es weder äußerlich noch innerlich gelungen war, sich auf dem fremden Boden im Geringsten heimisch zu machen, die bis jetzt noch nicht den kleinsten Anhalt für ihr Fortkommen wie für ihr Gemüthsleben gefunden. Doch sah Wilhelm Oswald aus wie einer jener jungen Männer,

von denen man immer voraussetzt, daß ihnen Menschen und Verhältnisse aufs Günstigste entgegenkommen, denn seine Bewegungen wie seine ganze Erscheinung hatten etwas Edles; Alles an ihm, bis auf den Ton seiner Stimme, flößte Vertrauen ein; man brauchte ihn nur anzusehen, um zu wissen, daß man hier einen gebildeten Menschen vor sich hatte, abgesehen von dem Empfehlungsbrief, den er im Gesicht trug — von jenem goldenen Hauptschlüssel, der sonst alle Thüren und Herzen öffnet: der Schönheit, die, obwohl noch jugendlich, hier doch schon einen männlichen Stempel trug. Aber die Zeit war damals so geartet, daß Paris mit seinem eigenen Elend genug zu schaffen hatte und sich um Leid und Trübsal Anderer nicht kümmern konnte, obwohl es noch nicht zu jener Selbstsucht herangewachsen war, zu der es in den späteren Jahren die Folgen jenes Staatsstreiches heranbildete. Früher hätten Oswald's Talente Beschäftigung genug, sein Herz manches Herz gefunden, das sein Heimweh gemildert haben würde — wie aber die Dinge standen, war er einsam, arm, am Abgrund des tiefsten Elends. Kein Wunder, daß er für Sonne und Frühlingsahnung weder Auge noch Herz hatte; zweck- und ziellos, wie seine Streifzüge durch die Straßen, schien ihm sein Leben. Wie zwecklos seine Wanderung war, konnte man daraus erkennen, daß er, sobald sich ihm irgend ein Hinderniß entgegen stellte, sofort umkehrte oder rechts oder links in eine Nebenstraße einbog. Doch blieb er plötzlich stehen, als ihm an einer Straßenbiegung mit Einem Male ein Todtenwagen den Weg abschnitt. Er hatte wohl heute für dergleichen mehr Sinn als für Sonne und Vorfrühling, denn sein Auge blieb an dem Sarge haften und betrachtete den kleinen, ärmlichen Leichenzug mit Rührung. Nur zwei junge Männer folgten der Leiche, und Beide erkannte Oswald als deutsche Handwerker und Flüchtlinge. Er schloß sich ihnen an und fragte:

„Wen begrabt ihr da?"

„Einen Kameraden," antwortete der Eine, „einen Drechsler aus Konstanz."

„Einen Flüchtling?"

„Ja, einen Flüchtling."

„Woran ist er gestorben?"

„Die Aerzte sagen, an der Auszehrung," erwiderte der Handwerker beinahe lächelnd — „ich sage: an der Flüchtlingschaft."

Oswald seufzte und wanderte schweigend weiter mit den Landsleuten. Was konnte er Besseres thun, als einem Landsmann und Leidensgenossen die letzte Ehre erweisen. Der Wagen fuhr so schnell, wie Leichenwägen nur bei Armenbegräbnissen zu fahren pflegen, und so kam der kleine Zug bald vor einer versteckten, unbekannten Kirche an, wo der Sarg vom Kutscher und den drei Deutschen abgehoben und in das Innere getragen wurde. Die Besitzerin des Hauses, in welchem der arme Flüchtling gestorben war, wollte, daß er auf christliche Weise begraben werde, und bezahlte aus eigener Tasche einen „cortège" letzter Klasse. Demgemäß machten Priester und Chorknaben die Ceremonie sehr rasch ab und lasen und sangen Gebete und Lieder so geläufig und undeutlich, daß kein Wort zu verstehen war. Aber das Gefolge der Leidtragenden hatte sich indessen noch vermehrt. Von der Ceremonie und dem Schauspiele herbeigelockt, ließen mehrere Handwerker, die im Hintergrunde der Kirche arbeiteten, ihre Werkzeuge liegen und kamen in die Nähe des Sarges. An ihrer Spitze stand ein älterer, untersetzter Mann, der, als er Oswald erblickte, überrascht lächelte und auf ihn zutrat, um ihm schweigend die Hand zu reichen. „Einer der Unseren?" fragte der Mann, der an der Schürze als Tischler zu erkennen war. Oswald nickte, und der Mann stellte sich mit größerer Andacht an den Sarg und gab auch seinen Gesellen ein Zeichen, sich ordentlich, als Theilnehmer an der Ceremonie aufzustellen. Als diese zu Ende war und der Mann bemerkte, daß nicht Leute genug da waren, um den Sarg ohne Mühe wieder in den Wagen zu bringen, gab er ein zweites Zeichen, und er und seine Gesellen trugen mit Leichtigkeit und mit anständiger Feierlichkeit den Todten aus der Kirche, während der Geistliche in die Sakristei eilte.

„Wie kommen Sie hierher, Meister Urban?“ fragte Oswald, als die Last abgesetzt war.

„Ich habe hier in der Kirche zu thun — den alten Chor, Holzschnitzereien auszubessern,“ antwortete jener. „Aber für jetzt wollen wir die Arbeit ruhen lassen. Auf, Jungens, kommt mit; wir wollen dem armen Landsmann das Geleit geben.“

So sprechend, folgte er dem Wagen, der sich schon in Bewegung setzte, und seine Gesellen schlossen sich ihm an. Der bescheidene Leichenzug ging nun langsamer die aufsteigende Straße hinan nach dem Kirchhof des Montmartre. In einem Winkel desselben hielt der Wagen vor einem Grabe, in welches bereits drei Särge hinabgesenkt waren; zu diesen wurde noch der des armen deutschen Handwerkers gesellt. Seinen Begleitern war es nicht gegönnt, ihm die Scholle nachzusenden, denn das Grab mußte offen bleiben, um noch mehrere Särge aufzunehmen. So gingen sie denn wieder still von dannen. Die beiden Begleiter, welche Oswald zuerst getroffen hatte, verabschiedeten sich gleich am Thore des Kirchhofs, und er blieb allein mit Meister Urban, dessen Gesellen vorauseilten und zurück in die Kirche an ihre Arbeit.

Oswald und Urban waren alte Bekannte; zu Bern, in der ersten Zeit der Verbannung, hatten sie Beide einem Comité zur Unterstützung hülfsbedürftiger Flüchtlinge angehört und einander achten gelernt, als Männer, die Streit und Zwietracht unter den Heimatlosen, oft Verzweifelten zu schlichten, den Haltlosen Halt zu geben, die allzu Sanguinischen vor leeren Hoffnungen zu bewahren suchten und die mehr an die ihrer Vorsorge Empfohlenen als an sich selber dachten. Urban, da er mit ihm allein war, faßte Oswalds Hand, drückte sie herzlich und gab seiner Freude, ihn wieder zu sehen, die herzlichsten Worte. „Glauben Sie mir,“ sagte er, „es ist nicht so leicht, hier in Paris ordentliche Deutsche anzutreffen, und wenn man nicht ganz Franzose werden will, muß man sich mit dem Umgang deutscher Abfälle begnügen. — Sie, Herr Oswald, in Ihrer Welt werden vielleicht bessere Erfahrungen machen — doch nein — ich glaube es nicht — ich

glaube im Gegentheil, daß unter den deutschen Handwerkern in Paris viel anständigere Leute sind, als unter den reicheren und gebildeteren Deutschen. Na, Gott verzeih mir's, da werden Sie ein Gesindel kennen lernen, daß Ihnen die Haare zu Berge stehen!"

„Ich habe mich noch nicht viel umgesehen," sagte Oswald; „da ich mich für jetzt mit dem Unterricht in der deutschen Sprache zu ernähren gedenke, habe ich mich vorzugsweise an Franzosen gewandt. Wissen Sie vielleicht etwas, Meister Urban? Doch davon ein ander Mal — sagen Sie mir lieber, wie Sie es hier gemacht haben? Wie es Ihnen geht?"

„Mir?" lachte Urban, „mir geht es ganz vortrefflich! Das will sagen: ich bin nicht verhungert und hoffe auch künftighin nicht zu verhungern. Die Zeiten sind schlecht, und man muß sich begnügen; aber sobald es überhaupt besser wird, wird's mit mir ganz gewiß sehr gut. Ich arbeite eben drauf los, und ich kann was. Und aus meiner Werkstatt kommen so schöne Sachen, wie aus wenigen Ateliers unserer Vorstadt. Nun," fügte er lebhafter hinzu, indem er auch zugleich rascher vorwärts schritt, „nun, Sie sollen selber urtheilen, wenn Sie mich zurück bis in die Kirche begleiten wollen."

Sie waren von der Kirche nicht mehr fern, und als sie eintraten, blieb Urban einen Augenblick stehen und sagte: „Sie müssen wissen, daß ich hier nicht eine ganz selbständige Arbeit liefern konnte; ich hatte nur einige Chorstühle den alten hinzuzufügen, und da mußte ich mich an den Styl der schon vorhandenen halten, die etwas Rokkoko sind, nicht ganz mein Geschmack. Ich bitte Sie, lieber Herr Oswald, dieß bei Beurtheilung unserer Arbeit nicht zu vergessen."

Dann ging Meister Urban mit großen Schritten auf die Chorstühle los und deutete mit einer anmuthigen Handbewegung, in welcher sich einige Selbstgefälligkeit ausdrückte, auf die letzten fünf Chorstühle in der Reihe rechts von Oswald.

Dieser konnte sich bald überzeugen, daß Urban alles Recht



hatte, auf diese Arbeit stolz zu sein. Er sah Holzschnitzereien, die, obwohl sie sich dem im Ganzen schlechten Styl des Chores anschließen mußten und in der That anschlossen, doch, ohne die Einheit zu stören, durch einen gewissen Adel, durch strenge Zeichnung, reiche Erfindung, überhaupt durch viele Vorzüge hervorstachen. Zwischen Laubgewinde und Geäste wimmelte es von einem holdseligen Völkchen kleiner Engel, die, in kindlicher Unschuld ihres hohen Amtes unbewußt, Kreuz, Buch, Dornenkrone, Meßkelch, Monstranz, Rauchfaß und andere Gegenstände der Verehrung in Händen trugen und schwangen. So war es an den Seitenlehnen und in den Gewinden, die sich die Hinterwand hinan und oben auf ihrem Rande in Bogen auf- und absteigend hinzogen. An den Rücklehnen der Stühle, einfach eingefaßt und in unmerklich erhabener Arbeit, waren schlichte, aber würdevoll und mild blickende Gestalten von Propheten und Kirchenvätern angebracht, die auf einige Entfernung nur wie Zeichnungen aussahen und die Fläche kaum zu unterbrechen schienen. Das Ganze hatte bei allem Reichthum den Charakter der Einfachheit und des edelsten Maßes.

„Aber, lieber Meister Urban!“ rief Oswald überrascht und mit Ueberzeugung, „Sie sind ja ein wahrer Künstler! Das sind keine Schnitzereien nach Schablonen — da ist Sinn und Geist darin, Erfindung und edler Geschmack.“

Meister Urban schmunzelte und sagte: „Fahren Sie nur fort. Ich höre es gern.“

„Sie haben uns betrogen,“ fuhr Oswald fort, „Sie haben sich immer für einen einfachen Tischler ausgegeben, und da enthüllen Sie sich mit Einem Male als ein wahrer Bildhauer.“

Urban lächelte wieder und sagte: „Ich muß Ihnen wie ein eitler Geck vorkommen, daß ich mich so von Ihnen loben lasse, ohne Sie zu unterbrechen, und daß ich Ihnen so behaglich zuhöre. Nun, die Sache verhält sich so: Ich habe Sie nicht betrogen, denn ich bin in der That nichts als ein Tischler, ein Tischler von etwas besserer Art. Was Sie da vor sich sehen, ist nicht mein Werk. Es

ist nach den Zeichnungen meiner Tochter, zum Theil von mir und meinen Gesellen, zum Theil von ihr selbst ausgeführt. Sie ist der Künstler, den Sie an mir rühmen. Ja, meine Bertha, die kann mehr als Brod essen, und wenn mein Atelier einmal in Paris berühmt wird, werde ich es ihr zu verdanken haben — und daß Das früher oder später der Fall sein wird," fügte er hinzu, indem er sich voll Zuversicht an die Hüfte schlug, „davon bin ich überzeugt wie von irgend etwas."

Oswald bestärkte ihn in dieser Hoffnung, und der gute Mann, froh, ihn die Ueberzeugung theilen zu sehen, lud ihn ein, mit ihm in der Weinstube an der Straßenecke zur Feier ihres Zusammentreffens eine Flasche Wein zu leeren. Da saßen sie denn nach wenigen Minuten einander gegenüber vor den Gläsern, stießen an, und es war ihnen heimisch zu Muthe.

Heimisch und wohlig — und dennoch wurden sie Beide schweigsam und saßen lange da, Urban die Schläfe an die geschlossene Hand gestützt; Oswald zurückgelehnt und mit gesenktem Kopfe, ohne einander nur anzusehen und ohne ein Wort hervorzubringen. Was in ihnen vorgehen mochte, verrieth Urban auf seine Weise, indem er plötzlich ausrief: „Das weiß Gott, woran es liegt; aber die Franzosen wissen nicht, was das heißt: eine ächte Kneipe! Ich bin schon als Wanderbursch viel herumgekommen, aber aber so ächte rechte Kneipen mit einem Garten am Wasser, oder auf einem schönen Berge, oder im Schatten einer kühlen Burgruine — die gibts eben doch nirgends als in Deutschland! Ich war mein Lebtag ein solider Bursche und habe mich nicht viel in Wirthshäusern umhergetrieben, aber wenn ich in so einem französischen Kaffeehaus oder Cabaret sitze, bekomme ich eine wahre Sehnsucht nach einer deutschen Kneipe. Es ist doch nichts Schöneres!"

„Mein lieber Urban," lächelte Oswald, „wir sind noch nicht lange fort aus der Heimat — aber es wird eine Zeit kommen, da wird uns Alles, was wir dort zurückgelassen, selbst das Elend, das uns fortgetrieben, wie pures Gold erscheinen. Man schämt

sich, es zu sagen — man ist doch ein Mann — das ist das Heimweh!"

„Das ist das Heimweh!" wiederholte Urban gleich einem Echo, ohne aufzusehen. Wieder nach einer längeren Pause fuhr er fort: „Ich habe Unrecht — ich bin undankbar — ich habe es besser als Tausende, denn ich habe meine Werkstatt, meine Arbeit und mein Kind — und Abends auf meiner Stube ist mirs, als ob ich ganz und gar zu Hause wäre. Ihnen, mein lieber Herr Oswald, muß es freilich schlimmer gehen — Sie sind ganz allein und haben vielleicht noch nicht einmal Beschäftigung!"

Oswald antwortete nicht, aber Urban bedurfte auch keiner Antwort nach dem prüfenden Blick, den er jetzt über des jungen Mannes Gesicht streifen ließ. „Nun," fügte er in leichtem, doch herzlichem Tone hinzu — „Sie haben jetzt einen guten alten Bekannten, einen treuen Landsmann und, wenn's erlaubt ist, einen guten Freund gefunden — wenn Sie einmal ein kleines Stück Heimat oder auch etwas Anderes brauchen — dann kommen Sie doch ja recht oft zu uns. Ich wohne im Hinterhaus Nr. 24 der Rue de la Tourelle im Faubourg St. Antoine."

„Rue de la Tourelle?!" rief Oswald überrascht, „die Straße kenne ich ganz gut."

„Wie? unsere abgelegene, geheime, unentdeckte Straße? Wie kamen Sie dahin?"

„Ich ging einmal an einem recht traurigen, einsamen Nachmittag über die Boulevards, als ich ein junges Mädchen erblickte, das mich so lebhaft an Deutschland erinnerte, das so durch und durch deutsch aussah, als wäre es die junge Germania selbst. Ein so liebes, holdes, gutes Gesicht! Es war mir, als müßte ich in ihr ganz Deutschland finden — ich folgte ihr auf Schritt und Tritt — ich konnte nicht von ihr lassen — aber ich hatte nicht den Muth, sie anzusprechen, einmal weil dergleichen überhaupt nicht in meiner Art ist, dann, weil ich fürchtete, sie könnte mir doch französisch antworten, und dann war der ganze Traum, die ganze Erscheinung hin! So ging ich bald vor, bald hinter

ihr her, bis sie mir mit Einem Male in einer engen, ziemlich düsteren Straße aus den Augen verschwand. Es war die Straße de la Tourelle. Seitdem bin ich mehrere Male dahin zurückgekehrt — aber vergebens — Germania, Thusnelda, Gretchen, Klärchen, oder wie sie sonst heißen mag, ist mir nicht wieder erschienen. So, lieber Freund, habe ich Ihre Straße eigentlich auf schlimmen Wegen kennen gelernt."

„Nun, wenns nichts Schlimmeres ist und das Mädel wirklich so aussieht, wie Sie sie beschreiben," lachte Urban, „dürfen Sie sich über die schlimmen Wege trösten. Es ist nur Schade, daß Sie sie haben entwischen lassen, denn so ein Mädel ist in der Fremde noch viel mehr werth als zu Hause. Das ist ein Halt und eine Stütze und eine Aufmunterung, und durch so ein Mädel erfährt der Mann oft selbst erst, was er werth ist und was er kann — und Das ist in der Fremde sehr wichtig. Nun, kommen Sie nur oft zu uns, und Sie finden sie vielleicht einmal auf Ihrem Wege."

Als sich die Beiden gegen Abend trennten, war es Oswald so wohl wie seit lange nicht, der heutige Tag schien ihm ein Wendepunkt in seinem Leben werden zu wollen. Wie unzufrieden, aussichtslos, entmuthigt hatte er diesen Tag begonnen, und jetzt war er beinahe heiter. In der verzweifelten Stimmung, in der ihm das Begräbniß des Landsmannes begegnete, hatte dieses, indem es ihn rührte, dazu beigetragen, ihn zu beruhigen; er dachte an die Worte des Dichters: „Der letzte Feind von Allen ist der Tod" — dann schon sanfter gestimmt, konnte das Zusammentreffen mit dem braven, immer heiteren, geradsinnigen Handwerker nur ermunternd auf ihn wirken. Seit mehreren Tagen hatte er sich fallen lassen und nichts mehr zur Besserung seines traurigen Looses gethan, jetzt, auf dem Heimwege, beschloß er, sich aufs Neue umzuthun und Alles zu versuchen, um seine Kräfte nicht einrosten zu lassen. Das Zusammentreffen mit einem andern Biedermann, der seine Hülfe anbietet und von dem man sie am Liebsten annehmen würde, hat auf ein anständiges Gemüth immer

die Wirkung, es aufzumuntern, daß es keiner Hülfe bedürfe und seine eigenen Kräfte bis zum Aeußersten versuche. Neugestärkt trat Oswald in sein kleines Hotel; aber seine Stube im fünften Stock erreichte er doch nicht ohne Demüthigung. Auf der Treppe begegnete ihm die Wirthin und grüßte freundlich. Er wußte, wie sehr sie der Summe bedurfte, die er ihr schuldete — und sie übergab ihm einen unfrankirten Brief, den sie bezahlt hatte und den er nicht wieder bezahlen konnte.

„Hoffentlich sind es gute Nachrichten," sagte Madame Thoré, als ob sie sagen wollte: Ich weiß, daß du solcher bedarfst.

Der Brief kam aus seiner Heimat und sagte ihm, daß Frau Löwenthal, seine Landsmännin, die in Paris verheirathet gewesen, sich gegen ihre Anverwandten dahin beklagte, daß ihr Nachbarssohn Oswald sie noch nicht besucht habe. Der Vetter, der ihm dieses schrieb, munterte ihn auf, die reiche, junge Wittwe aufzusuchen, sie habe sehr viel Verbindungen und könne ihm gewiß nützlich sein; sie sei auch, wie aus ihrem Briefe hervorgehe, nicht so stolz geworden, wie das Stadtgeklatsch immer behauptet habe. Oswald erinnerte sich ganz wohl der magern, braunen, hochaufgeschossenen Fanny mit dem schwarzen Kraushaar und dem immer etwas unordentlichen Anzug, mit der er, bevor er auf die Universität gegangen, so oft im Hofe ihres oder seines Vaters gespielt und manchen tollen Streich ausgeführt hatte. Sie war dann, als ihr Vater sein ganzes Vermögen verloren, mit ihm, der es in großen Spekulationen wieder gewinnen wollte, nach Paris gezogen. Seine Pläne gelangen zwar nicht, aber Fanny heirathete einen ältlichen Millionär, der bald starb und ihr ein ungeheures Vermögen und eine Anverwandtschaft von Millionären hinterließ. Daheim erzählte man, daß die wilde, krausköpfige Fanny, deren Haare im Winde flogen, deren Hut immer im Nacken hing, deren ausgelassenes Gelächter drei Gassen weit zu hören war, eine geldstolze und elegante Dame geworden, die sich etwas darauf zu Gute thue, in die Tuilerien geladen zu werden, und die auf ihre Landsleute herabsehe. Das war die

Ursache, warum sie Oswald bisher noch nicht besucht hatte. Nun aber, nach Empfang dieses Briefes und entschlossen, alle Mittel in Bewegung zu setzen, um sich aus seinem bisherigen Elend herauszureißen, musterte er seinen Anzug, ob er würdig sei, sich in ihm der reichen Dame vorzustellen. Sein bestes Kleidungsstück war der Frack; da es sich aber nicht schickte, unter Tags einen Besuch im Frack zu machen, mußte der gewöhnliche Rock und die anderen Theile des Anzugs einer sorgfältigen Prüfung und mancher Ausbesserung unterworfen werden. Und so verging der Abend des jungen Mannes, der beider Rechte Doktor war.

2.

Das Haus der Frau Fanny Löwenthal war, was man in Paris nennt, ein „Hotel" und lag zwischen Hof und Garten, obwohl mitten im elegantesten Viertel der Stadt. Von der Straße war der Hof durch ein hohes Gitter getrennt, und rechts und links befanden sich schöne, längliche Gebäude im Schweizerstyl, die, von der Dienerschaft bewohnt, zum Theil Stall und Wagenremise waren. Das Viereck wurde im Hintergrunde vom eigentlichen Wohngebäude abgeschlossen, dessen Thor weit offen war und eine breite Doppeltreppe sehen ließ. Ueber das Dach des nur einstöckigen, doch weitläufigen Hauses ragten die alten Bäume des Gartens hervor, der sich auf der andern Seite ausdehnte. Das Haus stammte offenbar in seinen Haupttheilen noch aus dem vorigen Jahrhundert und war eines der lustigen Landhäuser, welche die großen Herren des Hofes Ludwigs XV. hier aufführten, als diese Gegend noch nicht zur Stadt gehörte und von Gärten, Parks, ja kleinen Wäldern bedeckt war. Dafür sprach auch ein großes altes Wappen, das über dem Eingang prangte und augenscheinlich noch in neuerer Zeit renovirt worden war. Als Oswald in den Hof trat, sah er rechts Kutscher und Stalljungen mit

Putzen von Wagen und Pferdegeschirr beschäftigt, links mehrere Mädchen, die Kleider hin- und hertrugen, bügelten, wuschen oder auch müßig zu den Fenstern des kleinen Hauses herausblickten. Ein Portier in Morgenlivrée wies ihm den Weg ins Vestibüle. Oben auf der Treppe standen mehrere Bediente, die ihn stolz ansahen, seinen Anzug musterten und deren Einer ihn herablassend in einen Salon führte und ihm mehr befehlend als bittend sagte, er solle warten, er wolle sehen, ob Madame ihn empfangen wolle. Der Salon strahlte von Reichthum und Luxus; Alles daselbst war Seide, Gold oder vergoldete Bronze. Der Schritt war auf den dicken türkischen Teppichen nicht zu hören. Die Oelbilder an den Wänden machten nicht den geringsten Effekt auf dem hellweißen Grunde, der damals in den Salons Mode war, und sagten es deutlich, wie Kunst und Schönheit vor Mode und Eleganz fliehen mußten.

Nach einigen Minuten kam der Bediente wieder zurück und bat Oswald um seine Karte. Er lächelte mitleidig, als dieser erröthete und gestand, daß er keine habe. „Sagen Sie nur, Monsieur Oswald sei da." Er sprach, um ihn dem französischen Bedienten deutlich zu machen, seinen Namen ziemlich laut und deutlich aus. Darauf erscholl im Nebenzimmer ein überraschter Ausruf: „Herr Je, Wilhelm bist du's?" und gleich darauf stürzte Frau Löwenthal mit ausgebreiteten Armen herein und eilte so rasch auf Oswald zu, daß das leichte Spitzenhäubchen auf halbem Wege vom Kopfe und zurück in das vordere Zimmer flog. „Na, vor dir werde ich mich doch nicht geniren, du kannst mich im Negligé sehen!" rief sie aus — und gleich darauf erschollen zwei herzliche Küsse von des jungen Mannes Wangen. Der Bediente machte große Augen, verbeugte sich tief vor dem Fremden und verließ den Salon, während seine Herrschaft immer noch laut und beinahe schreiend ihrer Freude und Ueberraschung Worte gab und Oswald mit Gewalt aufs Sopha zog. „Kommst du endlich! — Schlechter Mensch! Ich weiß, daß du seit Monaten in Paris bist! Wolltest du, daß ich dir nachlaufe? Ich habe es auch

gethan — ich habe mich überall erkundigen lassen. Umsonst. Nun bist du da! Laß dich einmal ansehen — du bist ja ein junger schöner Mensch geworden. Nun, du warst immer ein hübscher Junge. Ich war verliebt in dich, wie ich zehn Jahr alt war. Das weißt du nicht? beim Himmel, es ist wahr; frage nur Apothekers Emilie. Ja freilich, Die ist todt — ach Gott, Alles stirbt. Ich möchte nicht wieder nach Hause, es würden mir so Viele fehlen — und du bist auch fort. Du bist ein Flüchtling! Pfui, schickt sich Das? Hast dich gegen deinen angestammten Landesherrn von 300 Quadratmeilen aufgelehnt. Desto besser, dafür bist du jetzt hier, und ich versichere dich, es wird dir in Paris gefallen. Paris ist die schönste Stadt Deutschlands!"

So ging es in ununterbrochenem Redeflusse fort, und Oswald erkannte mit Freude und lächelndem Gesicht das herzliche Geschöpf wieder, das einmal der Liebling des ganzen Städtchens und sein eigener Liebling gewesen. Sie ließ ihm Zeit genug, sie mit Muße zu betrachten, und er mußte sich gestehen, daß aus der magern, hochaufgeschossenen, wilden Jugendfreundin eine stattliche und schöne Dame geworden war. Sie bemerkte seine prüfenden Blicke und rief plötzlich mit der ihr eigenen Offenherzigkeit: „Ich gefalle dir! Sage mir aufrichtig, Wilhelm, ob ich mich zu meinem Vortheile geändert habe?"

Oswald versicherte lächelnd, daß dieß im höchsten Grade der Fall sei.

„Nun, das freut mich, daß du Das findest; ich muß dir sagen, daß ich dir ein ganz gleiches Kompliment zurückgeben könnte, wenn das schicklich wäre. Siehst du, das macht Paris! Glaube mir, Paris macht die Leute schöner. Wenn du erst noch drei Monate hier bist, wirst du ein sehr schöner eleganter Mann, um den man sich reißen wird. Glaube mir, du wirst dein Glück hier machen und wirst es deinem Landesvater danken, daß er dich fortgejagt hat. Du wirst eine reiche Partie machen! Ich schwöre es dir. Du mußt dich nur ein wenig anders kleiden — du mußt dich nach einem guten Schneider umsehen. Ich habe da einen

Vetter, einen ächten Stutzer — den werde ich dir empfehlen, und der wird trefflich für dich sorgen. — Du mußt dich sehen lassen — du mußt viel in die Oper und in Gesellschaften. Heute Abend habe ich Soirée, da kommst du! Hörst du, du kommst gewiß! Du wirst immer kommen. Ich habe sehr oft Gesellschaft, denn die Leute machen mir die Kur, und ich habe einen ganzen Hof um mich, lauter Leute, die es ehrlich meinen und die alle mit Liebe mein Hôtel, meine Equipage, meine Loge und meine Millionen heirathen möchten."

Länger als zwei Stunden mußte Oswald bei Frau Löwenthal bleiben. Gab ihm das auch Gelegenheit, das alte gute Herz in ihr wieder zu finden, so mußte er doch auch erkennen, daß sie es in ihrem Reichthum, wie so viele Andere, längst vergessen, daß es nicht Jedem so gut geworden, wie ihr. Sie sprach von seiner Toilette, sie rieth ihm, wie er sich einrichten und Tausende von Franken ausgeben, wie er sich unterhalten und seine Abende verbringen solle, aber es fiel ihr nicht ein, daß er in bedrängter Lage sein könnte. Da hielt ihn denn die Scham zurück, ihr gleich bei der ersten Zusammenkunft zu sagen, was er von ihr erwarte: Bekanntschaft mit Leuten, die ihm Beschäftigung und kärglich zu leben geben könnten. Er schob das auf später auf und ging mit dem Versprechen, heute Abend wieder zu kommen.

Die Bedienten im Vorzimmer, die ihn so stolz empfangen hatten, verbeugten sich jetzt vor ihm bis zur Erde, und der Eine, der in Hemdärmeln den krystallenen Thürgriff putzte, fuhr bei seinem Herannahen rasch in die Livrée, während ein Anderer die Treppe hinabeilte, um die Glasthüre des Vestibüls aufzureißen.

Als er spät Abends wiederkehrte — und zwar dießmal im Frack — stand vor dem Gitter eine lange Reihe von Equipagen und war das Haus hell erleuchtet. Die Zahl der Bedienten hatte sich mehr als verdreifacht, und sie trugen noch glänzendere Livréen. Eine lange Flucht von Sälen sammt Seitenzimmern waren geöffnet, und alle Räume waren von Gästen erfüllt. Die Dame des Hauses kam ihm mit mehr Förmlichkeit als heute Morgen, doch

überaus freundlich entgegen. Sie trug ein hellblaues Seidenkleid, das von oben bis unten mit Spitzen besetzt war, und im schwarzen Haar einen einzigen Diamanten, der aber wie ein Stern erster Größe glänzte. Sie war mit großem Geschmack gekleidet und erschien ihm jetzt als eine große, eine ungewöhnliche Schönheit, während sie ihm des Morgens nur den Eindruck einer gemüthlichen, hübschen, behaglichen Erscheinung gemacht hatte. Er sagte sich, daß sie seinem Städtchen Ehre machte, aber es war ihm nicht mehr so heimisch bei ihr. Er hatte keine Lust, an dem Tanze, der jetzt begann, Theil zu nehmen, und fürchtete, zu einem Lanzknechte eingeladen zu werden. Lanzknecht nämlich wurde an sechs oder acht Tischen gespielt, und Fanny ging von einem zum andern und setzte überall. Sie verlor große Summen und lachte. Mitunter tanzte sie auch — und so hatte Oswald wenig Gelegenheit, sie zu sprechen, und ziemlich gelangweilt, ja mit einem schlimmeren Gefühle verließ er die Gesellschaft zwei Stunden nach Mitternacht. Er wußte selbst nicht warum, aber er dachte, daß er diese verlorenen Stunden einsam auf seiner Stube oder in Gesellschaft Meister Urbans angenehmer zugebracht hätte.

Doch mußte er seinem Versprechen gemäß, das ihm Frau Löwenthal in den fünf Minuten, die sie mit ihm allein sein konnte, abgenöthigt hatte, schon am folgenden Tage wieder in ihr Haus kommen und zwar so früh als möglich, da sie mit ihm ausfahren wollte, um ihm Paris, wie sie sagte, von ihrem Gesichtspunkte aus zu zeigen. So war er im Laufe von vierundzwanzig Stunden dreimal ihr Gast, und so ist es auch kein Wunder, daß sich, gefördert durch das offene und zutrauliche Wesen Fannys, rasch zwischen den Beiden eine landsmannschaftliche Ungezwungenheit herstellte und eine Vertraulichkeit, welche der früheren Freundschaft ganz und gar entsprach und niemals unterbrochen schien. Als sie, begleitet von einer Gesellschafterin, die aber kein deutsches Wort verstand, in den Wagen stiegen, lachte Fanny und sagte: „Du sollst dich überzeugen, um wie viel schöner Paris, von der Höhe eines Wagens betrachtet, sich ausnimmt!“

Sie fuhren durch die elyseischen Felder, durch das Boulogner Gehölz und zurück den Fluß entlang. Die Pferde flogen, der Wagen war sanft wie eine Schaukel; die Sonne lachte, und überall wurde Fanny von Fahrenden, Reitenden und Fußgängern gegrüßt. Sie nannte Oswald ihre Bekannten, und es waren viele politisch, literarisch oder finanziell berühmte Namen darunter, oder wenigstens solche, die zur Zeit viel genannt wurden. Bei einem derselben entfuhr Oswald der Ausruf: „Kennst du diesen schlechten Kerl auch?“ — „Man muß es hier nicht so genau nehmen,“ lachte Fanny darauf. Aber gerade dieses Wort erinnerte ihn, in welche Welt er durch Fanny gerathen, und mahnte ihn an seine Lage, und daß er die Freundin, um Mißverständnissen vorzubeugen, in seine Wünsche einweihen mußte.

„Deine vielen Bekanntschaften,“ sagte er unbefangen, „lassen mich hoffen, daß du etwas für mich thun kannst. Du weißt, ich bin Flüchtling und befinde mich in der schlimmsten Flüchtlingslage — ich möchte mich anständig ernähren, ich möchte —“

„Was du willst!“ fiel ihm Fanny ins Wort — „ich kann dir alles Mögliche verschaffen; ich habe unter meinen Bekannten und Verehrern Minister und Solche, die es werden wollen. Eine Anstellung —“

„Pardon! Nicht so!“ unterbrach sie Oswald — „ich bin dir sehr dankbar, daß du gleich so hoch mit mir hinauswillst; aber meine Wünsche sind bescheidener. Ich bin und bleibe ein Deutscher und möchte mich von der französischen Regierung nicht anstellen lassen, am Allerwenigsten von *dieser* Regierung. Ich will nur so viel, daß ich mich anständigerweise durchschlagen kann; einige Lektionen würden vollkommen hinreichen. Unterricht in deutscher Sprache, Geschichte, — eine Vorleserstelle — so etwas dergleichen.“

„Nichts leichter als wie Das,“ sagte Fanny — „aber —“

Sie sprach nicht weiter, sie lehnte sich in den Wagen zurück, schüttelte den Kopf und versank in Nachdenken. Erst nach längerer

Zeit beugte sie sich wieder vor und sagte mit wohlwollendem und eindringlichem Ernst: „Lieber Wilhelm, du mußt dir deine Carrière nicht verderben. Es kommt Alles darauf an, wie man anfängt und daß Einem in der Zukunft nichts anhängt, worauf die Leute mit Achselzucken deuten. Schau, du bist ein hübscher und gebildeter Mensch, du sprichst ganz gut französisch, du hast eine Tournüre, die sich in Paris rasch entwickeln wird. Nehmen wir an — man kann ja nicht wissen — nehmen wir an, es verliebte sich ein reiches Mädchen, oder eine reiche junge Wittwe in dich und wollte dich heirathen. Der wäre es dann gewiß sehr unangenehm, daß du einmal von Haus zu Haus gelaufen — für drei Franken die Stunde."

Oswald lachte: „Nun, Eine, die solche Bedenken hätte, die mag ich gar nicht!"

„Ei, ei," rief Fanny verdrießlich und achselzuckend, „du bist noch schrecklich deutsch!"

Sie lehnte sich wieder in die Ecke zurück, und man fuhr wohl eine halbe Stunde hin, ohne ein Wort zu sprechen. Doch wollte Fanny offenbar ihren Landsmann nicht in dieser Stimmung verlassen, und in der Stadt angekommen, sagte sie: „Komm, begleite mich in den Louvre! Die Regierung hat ein Bild für mehr als eine halbe Million angekauft; man spricht überall davon; das muß man sehen — und wie ich dich jetzt schon kenne, begleitest du mich lieber in die Bildergalerie, als du mir zu Louis Napoleon folgen würdest."

„Du bist eine große Menschenkennerin," lächelte Oswald.

„Und du ein unpraktischer Kindskopf," erwiderte die Freundin.

Sie waren kaum in die Galerie eingetreten, als Fanny schon von Bekannten umgeben war, die sich Alle anboten, ihre Führer zu dem kostspieligen Bilde zu machen. Oswald benützte den Augenblick, um einige seiner Lieblingsbilder aufzusuchen, und eilte tiefer hinein in die Gänge. Plötzlich aber blieb er wie eingewurzelt stehen. Vor einem holländischen Bilde saß ein Mädchen, das er sogleich als jenes liebenswürdige Geschöpf erkannte, das ihn schon

mehrere Male in die Rue de la Tourelle gelockt hatte. Er sah ihr über die Schulter: sie zeichnete mit Bleistift nur einen kleinen Theil des Bildes nach, einen alten, geschnitzten Glasschrank mit Säulen, Blumen, Statuettchen. Er zweifelte keinen Augenblick: die Zeichnerin war Bertha, die Tochter seines würdigen Freundes Urban, die hier Studien machte. Seine erste Bewegung hieß ihn, sie wie eine Bekannte anzusprechen — aber sie war so vertieft, ein so großer Ernst lag auf ihrem schönen Gesicht, so fern war ihr die Koketterie, mit der sich alle die Kopistinnen im Louvre vom Publikum beobachten lassen, daß er nicht den Muth hatte, sie zu stören. Auch an Fanny dachte er und blickte sich ängstlich um, ob sie ihn vielleicht hinter der schönen Zeichnerin stehen sehe. Doch dieses Gefühl verließ ihn bald, und er versenkte sich ganz und gar in den lieblichen Anblick des vertieften, mit Eifer und Liebe arbeitenden Mädchens. Sie war so ganz bei der Sache, und es sah so bescheiden aus, daß sie, die so geschickt mit dem Stift umzugehen verstand, sich offenbar nur als Tischlerin und nicht als Künstlerin dem Bilde gegenüber fühlte, indem sie sich nur Das herausholte, was zu ihrer und des Vaters Beschäftigung gehörte. Oswald vertiefte sich in diesen Gedanken und entwickelte sich alle möglichen weiblichen und menschlichen Tugenden daraus. Und dieses schöne, bescheidene, gesammelte Gesicht war wie eine leibhaftige Bestätigung seiner Gedanken.

Er fühlte sich auf unangenehme Weise aus einer lieben Stimmung herausgestört, als plötzlich ein Fächer auf seine Schulter klopfte und Fannys Stimme lachend dazu rief: „Sieh, sieh, da steht er und sieht sich die schönen Malerinnen an; nun, du bist noch nicht ganz verloren!“

„Still, sie versteht deutsch!“ wollte Oswald sagen, als die Zeichnerin, durch die Worte Fannys geweckt, sich umsah und erröthete — und, als ihre Blicke auf Oswald fielen, noch tiefer erröthete. Sie war überrascht, und ihre Blicke blieben sekundenlang an dem jungen Manne und seiner schönen Dame hängen. Oswald war es, als müßte er sie um Entschuldigung bitten, und

es berührte ihn unangenehm, da sich gerade jetzt Fanny sehr zutraulich an seinen Arm hängte. Vielleicht würde er auch etwas gesagt haben, wenn ihn diese nicht fortgezogen hätte. Während sie der Thüre zugingen, sagte sie: „Die Kopistin ist gewiß eine Deutsche, denn sie treibt Luxus mit Erröthen.“ Trotz diesem Scherze verließen sie einander nicht in der heitersten Stimmung; Fanny machte auch ihre Bemerkung darüber und meinte, sie thue Oswald gewiß einen Gefallen, wenn sie ihn nicht einlade, mit ihr hinauf zu gehen, sprang aus dem Wagen und befahl dem Kutscher, ihn nach Hause zu bringen. — Seine Wirthin machte große Augen, als sie ihn in der prächtigen Equipage ankommen sah, und er konnte bemerken, daß er während der folgenden Tage im Hotel mit größerer Aufmerksamkeit bedient wurde.

3.

Ein feiner, schneidender Regen rieselte vom Himmel herab; es war ein kalter und unfreundlicher Nachmittag, als Oswald endlich den langen Weg der Boulevards hinaufwanderte, um Meister Urban seinen Besuch zu machen. Fanny hatte ihn einladen lassen, heute mit ihr in die Oper zu fahren, er hatte aber gedankt, ungeduldig wie er war, sich zu überzeugen, ob die Zeichnerin aus dem Louvre, seine alte Bekannte oder Unbekannte von der Straße, mit der Tochter des Tischlers wirklich eine und dieselbe Person sei. Er ging raschen Schrittes, aber nur um auf der Höhe der Bastille wieder umzukehren. Sie war, dachte er, gestern mit ihrer Zeichnung noch lange nicht fertig; vielleicht ist sie es noch heute nicht. Ich komme zu früh, und mein Besuch kann leicht abgemacht sein, bevor sie aus dem fernen Louvre heimgekehrt ist. Wäre die Zeichnerin doch Bertha! Fanny ist eine wunderschöne Frau, eine glänzende und prächtige Frau, aber wie verschwand sie neben der Bescheidenheit dieses erröthenden

Mädchens! Ich bin ein Taugenichts, ein unpraktischer Mensch! Auf der einen Seite eine reiche, schöne, vortreffliche Frau, die mir mit Wohlwollen, fast mit Liebe entgegenkommt — auf der andern ein Hirngespinnst, ein Unbekanntes, eine kleine Arbeiterin, vielleicht so arm wie ich selber — und ich mache noch Vergleichungen, laufe von jener fort, um dieser nachzulaufen! Und in meiner Lage! So denkend, ging er wieder einen Theil des Weges zurück und dann abseits in die Straßen, um die Zeit bis zur Dämmerung zu tödten. An einem Kaffeehaus vorüberkommend, wurde seine Aufmerksamkeit durch heftiges Klopfen ans Fenster angezogen; er sah auf und erblickte hinter diesem zwei Flüchtlinge, die vor einer Flasche saßen und ihm eifrig winkten, einzutreten. Aber er rief nur „guten Tag, Siegmund!" und ging weiter. Doch war es der Andere, den er nicht zu bemerken schien, der ihm eifrig winkte; der Dr. Holländer, ein junger Mann, der seiner Fähigkeiten wegen in der Emigration sehr bekannt war, zu dem sich aber Oswald offenbar nur sehr wenig hingezogen fühlte. Je eifriger dieser klopfte, desto rascheren Schrittes ging er weiter. Abgesehen von der Abneigung gegen diesen Menschen, wollte er sich auch in seinen Gedanken an Fanny und die Zeichnerin nicht stören lassen. Und so irrte er wohl noch eine Stunde lang in der Gegend umher, bis er wieder umkehrte und sich wieder der Vorstadt St. Antoine zuwendete. Um eine Ecke biegend, kam ihm Siegmund entgegen. Gegen seine Gewohnheit brummte dieser Flüchtling, der ewig den Sänger Mario nachahmte, heute nicht seine Lieblingsarie aus Lucia di Lammermoor, sondern die Arie Maxens aus dem Freischütz, hielt den großen Ueberrock, anstatt ihn zuzuknöpfen, vorn wie einen Mantel zusammen und machte sein gewohntes, sehr vertieftes Gesicht. Oswald freute sich immer, wenn er dem wackern Menschen begegnete, und blieb gern stehen, als er ihm den Weg verstellte.

„Nun," sagte Siegmund, „warum sind Sie nicht eingetreten, als wir Ihnen klopften, oder vielmehr als Ihnen jener Ehrenmann klopfte, denn ich verhielt mich beobachtend."

Ehe Oswald antworten konnte, fuhr er fort: „Sie sind so eine Art Gretchen und riechen den Teufel auf hundert Schritt."

„Den Teufel? Wen meinen Sie?" fragte Oswald.

„Ja, den Teufel," sagte Siegmund und machte ein mysteriöses Gesicht. „Ihr habt ihn längst ins Fabelbuch geschrieben, aber — glauben Sie mir, Oswald, es ist keine Fabel. Man kann sich ihm heute eben so gut verschreiben wie vor vierhundert Jahren. Auf den Namen kommt es nicht an, Mephisto, Samiel, Präsident, Polizei, Preßbureau."

Und Oswald unter den Arm nehmend, wanderte er mit diesem weiter und fuhr in seiner humoristisch-düstern Weise fort: „Sechse treffen, Sieben äffen! So eben war ich Max, und jener Ehrenmann war der Kaspar. Wir tranken Chablis, ein kostbares Gewächs, besonders schmackhaft nach Austern, Hammelcotelettes und Pastetchen. Ich habe gefrühstückt, wie wir Beide zusammen seit Anno Domini nicht gefrühstückt haben, denn wir Beide sind unpraktische Kerle, während jener Ehrenmann und ausgediente Kommunist — genug, ich aß vortrefflich, und jener sang wie eine Sirene und lockte, der verfluchte Rattenfänger."

Hier zwang Siegmund seine Stimme zum tiefsten Baß und sagte: „Glaubst du, dieser Steinadler sei dir geschenkt? — Das muß man immer im tiefsten Baß sagen," fügte er erklärend hinzu und fuhr mit seiner gewöhnlichen Stimme fort: „Der Chablis war der Wein Kaspars, und die Cotelettes waren der Steinadler, und wenn er so manchmal bei Seite sah und mir nicht ins Auge blicken konnte, oder auch wenn er den Kellner rief, war es mir, als riefe er: Samiel hilf!"

„Von wem sprechen Sie?" fragte Oswald.

„Nun, von jenem ehrlichen Thebaner, von jenem Schurken in ganz Dänemark, von dem herrlichen Dr. Holländer. Er beweinte mein Loos, mein Hekuba-Loos! was bin ich ihm? ich Hekuba!"

Oswald, der schon wußte, daß man sich bei Siegmund den Sinn seiner Rede aus Hunderten von Opern, Trauerspielen und

Gedichten zusammengetragenen Citaten herauslesen mußte, fragte: „Und was wollte der ehrliche Thebaner von Hekuba?“

Siegmund aber antwortete mit dem allgemeinen Satze: „Es ist ein schöner Zug der Menschlichkeit, daß ein Schurke nicht allein sein will und daß er andere Schurken machen will. Encheiresin naturae nennt's die Chemie. Es ist ein Kompliment für die Menschheit, daß sich der Schurke allein fühlt und daß er sich nach Gesellschaft umsieht.

Allein! Allein! und so willst du genesen?

Er will aber Chablis, Cotelettes, Austern und Pasteten nicht allein genießen; ich soll mich mit ihm des Lebens freuen, so lang das Lämpchen glüht und —

Du sprichst ein großes Wort gelassen aus —

die Regierung soll die Austern bezahlen — und weil ich in letzter Zeit in der That viel hungrig und durstig bin, meint er, ich sei

aus Tantalus' Geschlecht!

Verstanden? Ich darf mich nicht klarer ausdrücken, denn es ist mir Alles sub rosa anvertraut worden. Indessen könnten Sie mich als Jurist auf meinem neuen Lebenslauf unterstützen. Ich soll die erste Freikugel losschießen, das erste Tröpfchen Bluts als ganz besondern Saft zur Unterschrift des Paktes hergeben, nämlich einen französischen Artikel schreiben, in welchem ich die Segnungen der französischen Gesetzgebung, des Code Napoleon — verstanden! — in den Rheinlanden — verstanden? — mit der mir eigenen Klarheit auseinandersetze und hinzufüge, wie ungeheuer schön in Folge dieser Segnungen in den Rheinlanden noch die französischen Sympathien blühen. Merkst du's, Amalie?“

„Unmöglich!“ rief Oswald erschrocken, „ist es so weit mit ihm?“

Siegmund fiel ihm ins Wort:

„So weit gebracht,
Daß wir bei Nacht
Allvater heimlich loben.“

Dann blieb er stehen, erhob die Hände und rief nicht ohne ernst gemeintes Pathos:

„Die Flamme reinigt sich vom Rauch,
So reinig' unsern Glauben.
Und raubt man uns den alten Brauch,
Dein Licht, wer kann es rauben?!“

„Die Sache ist die,“ sagte Oswald noch immer bestürzt, „Holländer ist ein Schwelger.“

„Ja,“ bestätigte Siegmund, „und wir Zwei wollen, wie es scheint, Ugolinos bleiben. Aber auch die Liebe, ach, die Liebe, hat ihn so weit gebracht! Da oben wo in der Vorstadt hat's ihm ein Mädel angethan. Er sang mir ein Lied von Liebe und Liebesglück.“

Darauf ergriff er Oswalds Hand und sagte pathetisch:

„Lebt wohl! und wenn ihr könnt, so lebt beglückt!“

wendete sich um und ging mit großen Schritten die Boulevards hinab. Doch kam er bald wieder zurück.

„Apropos, Oswald! Ich möchte wenigstens nicht vor Ostern dem Teufel in den Rachen rennen. Haben Sie nicht fünf Franken?“

Oswald zuckte betrübt die Achsel. Siegmund wendete sich wieder, während er rief: „Fünf Franken! Es ist ein Ziel, aufs Innigste zu wünschen!“ Eine Minute darauf summte er wieder die Arie aus Lucia.

Guter Mensch! dachte Oswald, während er der Vorstadt entgegenging, wie wäre dir in deiner bedrängten Lage zu helfen? Er suchte und dachte nach, bis ihm einfiel, wie hülflos er selber war, und er mußte über seine Gedanken lächeln wie über eine Anmaßung. Es war indessen ziemlich dunkel geworden, und er beschleunigte seine Schritte. In Nr. 24 der Rue de la Tourelle wies ihn der Portier in die hinterste Wohnung ebener Erde. Er ging durch einen langen, schmalen Hof voll Kisten und Holzwerk und trat in eine Tischlerwerkstätte, in welcher bei Licht noch mehrere Gesellen arbeiteten. Hier zeigte man ihm eine Glasthüre, die in

die Wohnstube Herrn Urbans führte. Der Vorhang hinter der Glasthüre war zurückgeschlagen, und er sah, bevor er eintrat, hinein, und obwohl er hier die Zeichnerin aus dem Louvre mit Gewißheit zu finden erwartete, blieb er doch eine Zeit lang überrascht dastehen, als er sie in der That in der Stube erblickte. Er konnte sie deutlich erkennen, trotz der tiefen Dämmerung, denn sie kniete vor dem Kamin, in welchem zwei brodelnde Töpfe standen, und suchte mit dem Blasbalg die Flamme anzufachen, deren Widerschein ihr schönes Gesicht hell beleuchtete und mit holder Röthe überzog. Sie sah ganz so aus wie gestern, als sie ihn mit seiner Dame hinter sich erblickte. Er trat ein und kündigte sich als von ihrem Vater eingeladen an. Sie erkannte ihn nicht, da er im Dunkeln stand, begrüßte ihn freundlich, bat ihn, sich zu setzen, und beeilte sich, eine Kerze anzustecken. Aber wie sie mit dieser in der Hand vor ihn hintrat, um ihn noch einmal zu begrüßen, empfand er es deutlich, daß sie ihn, ihren mehrmaligen Verfolger, ebenfalls erkannte; die Worte stockten in ihrem Munde, sie wußte nicht, wo die Kerze hinstellen, und bot ihm in ihrer Verlegenheit noch einen Stuhl, obwohl er schon einen in der Hand hielt. Oswald fühlte sich etwas beschämt, trotzdem aber erfüllte ihn ihr Benehmen mit unaussprechlicher Freude; es schien ihm vielverheißend, und er sagte sich, daß er ihr nicht fremd war, daß sie ihn bemerkt, daß sie sein Gesicht nicht vergessen. Zugleich sagte er sich, daß er es Urban mittheilen müsse, wie er in dem Mädchen, von dem er ihm gesprochen, seine Tochter gefunden habe.

Da sie allein waren, mußte trotz aller Verlegenheit ein Gespräch zu Stande kommen. Oswald setzte sich, um sich zu erwärmen, an den Kamin, während Bertha den Tisch deckte. So beschäftigt, konnte sie ihre Aufmerksamkeit nicht ganz den brodelnden Töpfen am Feuer widmen, und der junge Mann hatte Gelegenheit, ihr manchen Dienst zu leisten, indem er bald durch Aufheben eines Deckels, bald durch eine leichte Verschiebung des Topfes ein Ueberlaufen verhinderte. Diese vertraulichen Kleinig-

keiten, zu denen sich der so vornehm aussehende Fremde und Dr. juris mit großer Unbefangenheit hergab, zwangen Bertha manches Lächeln ab und trugen viel zu rascherem Wachsthum der Bekanntschaft bei. Der Tisch wurde für vier Personen gedeckt, was Oswald mit einiger Unbehaglichkeit bemerkte; er hatte gehofft, mit dem liebenswürdigen Mädchen und ihrem Vater allein zu sein. Vielleicht, dachte er, ein erster Geselle, der mit ißt, vielleicht aber auch ein vertrauter Freund, der bereits hier schon die Stelle einnimmt, die ich in dieser trauten Stube einnehmen möchte. — Komme ich zu spät? — Dieser Gedanke machte, daß er sich mit größerem Eifer Bertha zu nähern suchte, wie um eine verlorene Zeit einzubringen, einen verlorenen Boden zu gewinnen, und mit Eindringlichkeit bat er sie für seine Verwegenheit, sie mehrere Male verletzt zu haben, um Verzeihung, sagte er ihr, wie sie selber daran schuld sei, wie er sich in ihr die schönste Verkörperung des verlorenen Vaterlandes gedacht habe. Dann, als sie ihn geschickt von diesem Thema abgebracht, sprach er ihr mit nicht geringerer Eindringlichkeit von ihrer Kunst, wie er sie bereits in jener Kirche, dann im Louvre bewundert, und wie glücklich sie sei, etwas zu besitzen, was ihr tröstend und nützlich überall hin folge, während er mit seiner Jurisprudenz in der Fremde als ein unnützer und müßiger Mensch dastehe.

Bertha, froh, einen Anhaltspunkt zu haben, um ihn, der mit immer größerer Wärme zu sprechen fortfuhr, aus dem angeschlagenen Tone herauszubringen, sagte lachend: „Es liegt ja nur an Ihnen, Herr Doktor! Sie können ja auch noch ein Handwerk lernen."

„Bei Gott!" rief Oswald begeistert, „wenn ich darin diese glückliche Zufriedenheit fände, die hier jeden Winkel auszufüllen scheint, ich würde mich nicht besinnen und Ihren Vater bitten, mich morgen in die Lehre zu nehmen."

Bertha sah ihn prüfend von der Seite an und schwieg. Auch Oswald schwieg, als ob ihn der Gedanke beschäftigte, den sie in ihm erweckt hatte. So saßen sie Beide am Kamin da, als Meister

Urban eintrat. Er freute sich herzlich seines neuen Gastes, gestand aber offen, daß er sich gemüthlich erst nach Tische werde freuen können, denn er sei schrecklich hungrig. Er setzte sich, zwang auch Oswald auf seinen Platz und befahl Bertha, die Suppe aufzutragen.

„Hast du mir nicht gesagt, Vater, daß du Dr. Holländer eingeladen hast? Sollen wir nicht warten?"

„Dr. Holländer!" rief Oswald unwillkürlich.

„Ja, Dr. Holländer," bestätigte Urban. „Kennen Sie ihn? Sie müssen ihn wohl kennen. Er kommt manchmal zu uns und ist sehr freundlich. Ein gescheidter Mann, der immer viel zu erzählen weiß und sehr eingeweiht ist in die geheimste Politik. Er sollte schon seit einer Stunde da sein; nun wollen wir nicht länger warten. Er kommt wohl später."

Oswald hielt sich nicht für berechtigt, seine Meinung über Holländer und seine letzten Erfahrungen über dessen Treiben mitzutheilen. Was letzteres betrifft, so konnte sich der gute Siegmund mit seinem demokratischen Mißtrauen auch, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, geirrt haben. Außerdem kannte Oswald das Verhältniß Holländers zu Vater und Tochter und diese selbst noch zu wenig, um sofort über einen älteren Bekannten derselben eine verurtheilende Ansicht auszusprechen — endlich erinnerte er sich, was ihm Siegmund von den Heirathsgedanken des Doktors gesagt hatte — und etwas verstimmt, beschloß er, jedenfalls abzuwarten und zuzusehen. Das ehrliche und wackere Wesen Urbans, das anmuthige und häusliche Bertha's verscheuchten bald wieder die Mißstimmung, indem sie ihn mit der Ueberzeugung erfüllten, daß zwischen ihnen und einem mehr oder weniger verderbten Menschen sich wohl eine vorübergehende Verbindung, aber nicht eine dauernde knüpfen könne. Mit der bescheidenen Mahlzeit war man bald fertig und der Tisch wieder abgeräumt, als Dr. Holländer sehr eilig und geschäftig eintrat. Er entschuldigte sich mit dringenden Geschäften und dankte für das Essen, das man ihm noch serviren wollte, da er bereits von einem Freunde

mit einem vortrefflichen Mahle bewirthet worden sei, mit Chablis, Cotelettes und Austern. Darauf zog er ein Paket hervor und überreichte Bertha ein Album, das diese etwas zögernd entgegennahm. Doch vertiefte sie sich bald in Anschauung der Blätter, da sie sehr schöne Zeichnungen enthielten, wie sie sich der Art mit Mühe von den Bildern des Louvre zusammenlas. Aufrichtig dankbar für ein Geschenk, das sie so sehr interessirte, reichte sie ihm die Hand. Oswald wendete sich ab und fragte sich, ob sie das Geschenk annehmen würde, wenn sie wüßte, daß es mit Sündengeld gekauft sei? Zugleich beneidete er den Menschen, der sie so an ihrer schwachen und starken Seite zu fassen im Stande war. Wird sie, wenn Holländer so fortfährt und ihren schönsten Neigungen schmeichelt, nicht endlich doch, wenn es nicht bereits geschehen ist, etwas von der Liebe zu ihrer Kunst auf ihn übertragen? Ich Elender, ich wäre nicht in der Lage, ihr einen anständigen Blumenstrauß zu kaufen. — Diese Empfindungen wurden noch stärker, da sich Bertha in den Anblick der Blätter mehr und mehr vertiefte, und je länger sie sie betrachtete, um so größere Freude daran und um so mehr Dankbarkeit dafür zu fühlen schien. Ein Trost blieb Oswald bei diesen Beobachtungen, daß sie weniger Aufmerksamkeit für die Gespräche Holländers hatte, obwohl diese lebhaft, voll Geist und Inhalt waren. Es war in der That erstaunlich, bis zu welcher Ausdehnung dieser Mann in der kurzen Zeit seines Aufenthalts Paris kennen gelernt, wie viele Persönlichkeiten und Zustände er eingesehen, in wie viele Einzelnheiten er eingeweiht war. Er machte den Eindruck eines überlegenen Menschen, der nur eines Blickes bedurfte, um mehr, weiter und klarer zu sehen, als Andere in Jahren. Selbst Oswald fühlte sich trotz allen Widerstrebens gezwungen, Das anzuerkennen und seinen Redeflüssen mit Theilnahme zu folgen — und da er noch jung genug war, um bedeutenden Geistesanlagen mit Achtung entgegenzukommen und sich solche nur ungern von guten Eigenschaften des Gemüthes getrennt zu denken, überredete er sich halb und halb, daß seine alte Meinung über Dr. Holländer, auch trotz der

Erscheinungen von diesem Nachmittage und trotz der Lüge, mit der er bei Urban eingetreten, vielleicht auf einem Vorurtheil beruhe. Und trotz alledem sah er doch wieder mit Verdruß, wie Meister Urban mit Andacht zuhörte und wie auch Bertha nach und nach das Album vergaß, um den interessanten Mittheilungen Holländers zu lauschen. Er kam sich langweilig, dumm, verdrießlich vor, und welche Ueberwindung es ihn auch kostete, er empfahl sich vor Holländer und überließ ihm das ganze Feld. Er kam sich geschlagen vor.

Aber was wollte er auch? War nicht Alles oder der größte Theil von Dem, was in ihm vorging, gemeiner Neid? Und war er ganz ehrlich? Schlich er sich nicht in das Haus des vertrauensvollen Mannes ein, um seiner Tochter Liebe einzuflößen? Und was konnte er dem holdseligen Geschöpfe bieten? War Holländer, wenn er besser war als Oswalds Meinung über ihn, mit seinen Talenten, mit seinem gewandten Wesen nicht hundertmal mehr berechtigt als er, sich um die Liebe eines in die Fremde verschlagenen Mädchens zu bewerben? Und ist eine Liebe zu einem solchen Mädchen nicht ein Beweis, daß in diesem Manne gute Keime vorhanden waren? Und endlich, wenn ich aufrichtig gegen mich selbst sein will, murmelte Oswald, indem er die Boulevards hinabrannte, muß ich mir nicht gestehen, daß ich mich all diese Tage und noch immer von den schönen Blicken angezogen, daß ich mich durch ihr offenes und liebevolles Entgegenkommen geschmeichelt fühle?

Verdrießlich, mit sich selbst entzweit, wie er es noch nie gewesen, warf er sich aufs Bett, entschlossen, gleich morgen wieder Fanny zu besuchen und den guten Tischlermeister so selten als thunlich wiederzusehen.

4.

Treu seinem Entschlusse, ging er schon am nächsten Tage wieder zu Fanny, aber untreu demselben, wanderte er nach sehr wenigen Tagen wieder hinaus in die Vorstadt. Am ersten Abend hatte er keine Gelegenheit gefunden, Urban das Geständniß zu machen, daß das Mädchen, von dem er ihm gesprochen, seine Tochter sei. Er bildete sich ein, daß er diese Pflicht noch immer zu erfüllen habe. Er fand den Meister in der Mitte seiner Gesellen; er nahm ihn bei Seite und theilte ihm das Geheimniß mit. — Urban machte erstaunte Augen.

„Nun, und dann?" fragte er erwartungsvoll.

„Ich meinte nur, ich müßte Ihnen sagen —"

„Glauben Sie denn," lachte Urban, „daß ich meine Tochter überwache? Der mögen Hunderte nachlaufen, und die mag thun was sie will — glauben Sie, daß ich mich darüber beunruhige? Das ist meine Bertha."

So sprechend, legte er Oswald die Hand auf die Schulter und fuhr fort: „Lieber Freund, lernen Sie das Mädel kennen, und Sie werden mich nicht leicht leichtsinnig finden. Was Die thut, ist recht. Auf Die kann man sich stützen, wie auf einen Stab und Stecken."

Urban sagte das mit einem Tone, daß es dem jungen Menschen ganz feierlich wurde. Er wandte sich jetzt der Glasthüre zu und sah Bertha, die, mit einem spitzen Instrumente in der Hand, an einem Säulenkapitäl arbeitete und so vertieft war, daß er die Thüre öffnen und unbemerkt eintreten konnte. Er setzte sich zu ihr und bat sie, ungestört fortzufahren, er wolle jetzt seine erste Stunde nehmen. Sie lächelte und that, wie er wünschte. Er lernte bald so viel, um zu wissen, welches Instrument er ihr zuzureichen hatte, wenn sie ein anderes aus der Hand legte. Und so im Gespräch und Schweigen verging die eine und vergingen mehrere Stunden, und als es dämmerte, meinte Oswald, daß er heute wenigstens den Gebrauch der Instrumente kennen gelernt.

— „Nun," lächelte Bertha, „da haben Sie große Fortschritte gemacht, denn die Kenntniß des Werkzeugs ist das halbe Handwerk." Der Nachmittag schien ihm aufs Glücklichste verflossen, und er wollte eben bitten, morgen wiederkommen und eine zweite Lektion nehmen zu dürfen, als Urban mit Holländer eintrat und ihn einlud, auch den Abend zu bleiben. Er ließ sich leicht überreden, da es ihm schwer war, Bertha in Gesellschaft des Doktors allein zu lassen. Dieser machte beim Anblick Oswalds ein etwas verdrießliches Gesicht, faßte sich aber bald und rief: „Ich bin erstaunt, Dr. Oswald, Sie hier in dieser stillen und plebejischen Welt wieder zu finden. Es ist schön von Ihnen, daß Sie sich nicht ganz und gar von der vornehmen absorbiren lassen!" Darauf erzählte er, in welche noble und einflußreiche Gesellschaft Oswald bei Madame Löwenthal komme, welche Fahrten und Ausflüge er schon mit dieser schönen Dame gemacht — „ja," fügte er hinzu, indem er sich vor Oswald verbeugte, „man sagt sogar, daß die schöne und reiche Dame für ihren Landsmann ein großes faible habe, und was man von dieser Dame sagt, ist meistens wahr, denn in ihrer Unabhängigkeit hält sie es nicht für der Mühe werth, sich zu verstellen."

Oswald wollte den Redefluß des Allerweltsmannes unterbrechen, als sich dieser selbst unterbrach: „Geschwätz! Was geht das uns an! Aber à propos Madame Löwenthal, so könnten Sie, lieber Herr Oswald, hier unsern Freunden sehr nützlich sein. Frau Löwenthal richtet sich in Ville d'Avray ein reizendes, neues Landhaus ein; in mehrere Stuben soll Holzgetäfel, in das Speisezimmer sollen geschnitzte Eichenmöbel kommen. Das Alles könnte hier unser Freund Urban liefern; nicht nur, daß er da ein schönes Stück Geld verdienen könnte, er käme auch in die Mode, und sein Glück wäre gemacht. Legen Sie doch ein gutes Wort für ihn ein; ich bitte. Diese ausgezeichnete Künstlerin hier, Fräulein Bertha, wird Ihrer Empfehlung gewiß alle Ehre machen."

Oswald biß sich vor Aerger auf die Lippen. Der Gedanke, den Holländer aussprach, war gut, war vortrefflich; warum

mußte er ihm von einem Andern eingeflößt werden? — Holländer fuhr fort: „Es muß überhaupt etwas geschehen; mit solcher Geschicklichkeit muß in Paris eine Carrière, ein Vermögen gemacht werden. Sich so mit Noth und Mühe durchschlagen und sich nur mit dem Bewußtsein eines ehrlichen Mannes begnügen — das ist nichts! Das Atelier Urban muß als solches, Fräulein Bertha muß als Künstlerin berühmt werden. Ich habe Zeitungen genug zur Verfügung, ich will Artikel schreiben, und Fräulein Bertha soll bald einen Namen haben, wie —"

„Nein, lieber Herr Doktor," fiel ihm hier Bertha mit einer abwehrenden Bewegung ins Wort, „dergleichen lassen wir lieber. Wir wollen nicht so rasch so sehr französisch werden. Ich bin nichts als ein Geselle meines Vaters, und er und ich, wir wollen Beide nichts Anderes, als uns auf anständige Weise ernähren — auf anständige Weise, das ist ohne viel Lärm und ohne unverdiente Anpreisungen."

„Aber mit den Wölfen muß man heulen," rief Holländer.

„Wenn man selber ein Wolf ist," sagte Urban verdrießlich; „meine Tochter hat Recht; wir sind Handwerker, und unsere Arbeit soll für uns sprechen, nicht die Zeitungen."

Holländer brachte noch Einiges zur Vertheidigung seines Systems vor, da ihn aber Vater und Tochter hartnäckig zurückwiesen, wurde er schweigsam, beklagte sich, daß man seinen guten Willen verdamme und seiner Freundschaft nicht so entgegenkomme, wie sie es verdiene. Er sah dabei Bertha an, die aber nichts erwiederte.

Auf dem Heimwege, den er dieses Mal in Gesellschaft Oswalds antrat, klagte er über den unpraktischen Sinn dieser Deutschen, denen nicht zu helfen sei. „Sie fühlen nicht," rief er, „daß sie sich hier in einer andern Welt befinden, und daß diese andere Welt andere Anschauungsweise, andere Lebensart, andere Mittel des Lebens erheischt. Diese Bertha, wenn sie sich einen Namen als Künstlerin machen ließe, könnte einen Mann höherer Klasse heirathen; wird sich ein solcher für eine bloße Handwerkerstochter finden?"

So verstimmt wie Holländer, so heiter war Oswald. Die Erinnerung an den Nachmittag, den er als Lehrling bei Bertha zugebracht, entzückte ihn. Er kehrte am nächsten Tage und am darauf folgenden und dann immer wieder, und schon nach wenigen Tagen saß er mit dem Werkzeuge in der Hand da und schnitzte einfache Blumen aus dem Rohen heraus, die dann Bertha ausführte. Er hätte nie geglaubt, daß er für Dergleichen Talent hätte, und doch bemerkte er Fortschritte, und Bertha versicherte ihn, daß sie mit seiner Hülfe das Doppelte zu Stande bringe. Das waren glückliche Stunden; aber das Glück verschwand, sobald Oswald den Fuß aus der Stube Bertha's setzte. In seinem Hotel fing man wieder an, ihn mit mißtrauischen Augen und von der Seite anzusehen; noch immer hatte er es nicht dahin gebracht, sich sein tägliches Brod zu erwerben; bevor er mit dem Handwerk dahin komme, das sah er ein, müsse es noch Monate, vielleicht noch länger dauern. Und am Ende freut ihn die Handwerksarbeit nur, weil er sie in Gesellschaft Bertha's verrichtet; als er eines Nachmittags, da sie außer dem Hause beschäftigt war, allein arbeiten mußte, fühlte er sich sehr unglücklich und gelangweilt. Er zweifelte an seinem Beruf zum Handwerk, und seine ganze Vergangenheit, seine ganze Erziehung wies ihn auf andere Wege. Bei all Dem verbrachte er, oft eingeladen, viele Stunden bei Fanny, und die offene, entgegenkommende Liebe dieser guten und schönen Frau rührte ihn; der Ueberfluß des Lebens, der ihn da umwogte, konnte nicht ohne verführerischen Reiz bleiben einem jungen Manne gegenüber, der, wenn er nicht von ihr geladen war, vom Hunger geplagt wurde. War es nicht ein Verbrechen, das Schicksal Bertha's an sein trauriges, verhängnißvolles knüpfen zu wollen? — und war es nicht Thorheit, ein glänzendes Glück von sich zu weisen, das sich ihm, beinahe zudringlich, von selber bot? — Und so hin- und herschwankend, begegnete er eines Tages Siegmund, als dieser in Gesellschaft vieler Männer und Frauen in ärmlichem Anzug, mit einer Papierkappe auf dem Kopfe, aus dem Hause einer Seitenstraße trat. — „Wie kommen

Sie in diese Gesellschaft, lieber Siegmund!" rief ihm Oswald entgegen.

„Gutta Percha ist die Parole, die Losung Kautschuk!" antwortete dieser in seiner Art. Er arbeitete in einer Kautschukfabrik und sah glücklich und heiter aus, derselbe, den er einst als Stutzer und eleganten Gesellschafter gekannt hatte und der sich jetzt die Freude nicht versagen konnte, Oswald auf ein Glas Wein einzuladen.

Dieses Erlebniß beschämte ihn wieder. Zum letzten Male wollte er mit Fanny sprechen, die ihm in letzter Zeit Hoffnung gemacht hatte, endlich seinem Drängen zu weichen und auf seine Art für ihn zu sorgen. Vor der festgesetzten Stunde ging er in ihre Soirée, um ungestört auf den Gegenstand zurückzukommen. Fanny ersuchte ihn, heute etwas länger zu bleiben; sie wollte ihm nach der Soirée, wenn die übrige Gesellschaft sich entfernt haben werde, Eröffnungen machen. Aber diese Soirée sollte verhängnißvoll enden. Schon der Anfang verstimmte ihn. Unter den ersten Gästen befand sich Dr. Holländer, der sich in der letzten Zeit bei Fanny hatte einführen lassen. Er trat mit großer Sicherheit auf, sprach die Hälfte der Eingeladenen als alte Bekannte an und ließ sich den Unbekannten vorstellen. Oswald bewunderte ihn, mit welcher Leichtigkeit er französisch sprach und mit welcher Geschicklichkeit er die einflußreichsten Personen herauszufinden und mit ihnen anzuknüpfen verstand; worüber aber Oswald besonders staunen mußte, war die Vertraulichkeit, mit der er Fanny nach so kurzer Bekanntschaft behandelte und wie er ihr offenbar den Hof machte. Diese konnte auch nicht umhin, im Laufe des Abends Oswald auf all Das aufmerksam zu machen und die Bemerkung hinzuzufügen: daß dieser Dr. Holländer ein Mann sei, an dem sich Oswald ein Beispiel nehmen könnte; er wisse ebenso rasch einflußreiche Leute wie reiche Wittwen herauszufinden, und der werde in Paris gewiß sein Glück machen.

Im Uebrigen verlief die Soirée aufgeregter als sonst. Louis Napoleon hatte, um die Nation zu beschäftigen und ihre Aufmerksamkeit von den blutigen inneren Angelegenheiten abzulenken,

eben die „Rhein-Idee“ ins Publikum geworfen, und hier wie überall diskutirte man mit Feuer die Nothwendigkeit, die Schmach von 1815 zu rächen und die „natürliche Gränze Frankreichs“, das linke Rheinufer, zu erobern. Ein sozialistischer Republikaner nahm die Gelegenheit wahr, um seine Ideen über Krieg und Eroberung, diese Barbareien, aus einander zu setzen und die schöne Zukunft auszumalen, wenn alle Völker als Brüder neben einander leben und sich nicht mehr eines Stückes Landes wegen wie wilde Bestien zerfleischen werden. Oswald, in dessen Nähe die schöne Rede gehalten wurde, trat auf ihn zu und sagte: „Ich freue mich, hier eine solche Stimme zu hören. Es ist also zu hoffen, daß, wenn Ihre Partei ans Ruder kommt, dieser Zankapfel, die Rheingränze, nicht zwischen zwei große Nationen geworfen wird.“

„O!“ rief der Republikaner, „die Rheingränze! Das ist ganz was Anderes! die müssen wir haben!“ — Oswald zuckte die Achsel und ging weiter zu einer anderen Gruppe, die ebenfalls andächtig einem Redner lauschte, und dieser war kein anderer als Dr. Holländer. Aber wie war er erstaunt, als dieser mit großer Beredtsamkeit die Rechte Frankreichs auf das schöne Land, auf die „natürliche Gränze“, aus einander setzte, und wie er seinen Auseinandersetzungen die Versicherung hinzufügte, daß die Bewohner des linken Rheinufers nichts sehnlicher als ihre Vereinigung mit Frankreich wünschten. Er selbst, versicherte Holländer, habe erst vor Kurzem der französischen Regierung eine Denkschrift übergeben, in welcher er sich über die französischen Sympathien der ehemals französischen Theile Deutschlands eines Weitern ausgelassen. Oswald konnte Das nicht länger mit anhören, drängte sich durch die Gruppe der Zuhörer, trat hart an Holländer heran und sagte ihm ziemlich vernehmlich das einzige Wörtchen „Schuft“ ins Ohr. Holländer erblaßte, stammelte etwas und wollte antworten; aber bevor er zu Worte kam, hatte ihm Oswald den Rücken zugekehrt und war in ein anderes Zimmer getreten. Dort blieb er, von der Gesellschaft getrennt, bis sich diese nach und

nach verlief. Er hatte ja Fanny versprochen, länger als die Anderen zu bleiben. Im Salon saß nur noch das sogenannte „kleine Comité", die beschränkte Anzahl vertrauterer Freunde, die nach einer Soirée länger zu verweilen pflegen, um gemüthlicher zu plaudern oder auch um die stattgehabte Gesellschaft und ihre Glieder zu kritisiren. Das petit comité der Madame Löwenthal bestand aus vier oder fünf Damen und aus zwölf bis fünfzehn Männern; auf welche Weise auch Holländer in diesen kleinen Kreis gerathen, ist unbekannt. Genug, er blieb da, sei es um glauben zu machen, daß er zu diesem intimeren Kreise gehöre, sei es, daß er sich durch sein bloßes Bleiben einen Platz darin erst erobern wollte. Oswald kümmerte sich um das petit comité eben so wenig, als er sich in der letzten Stunde um die ganze Gesellschaft gekümmert hatte. Die Niederträchtigkeit Holländers, der Gedanke an viele Deutsche seines Gleichen, die sich in Paris herumtrieben, und endlich selbst die einfache Thatsache, daß er einem Manne den größten Schimpf ins Gesicht geworfen, regte ihn eine Zeitlang in ungewöhnlicher Weise auf. Doch wies er das Alles endlich mit Verachtung von sich ab, und er war, wohl von der späten Stunde darin unterstützt, wieder zu der gewohnten Ruhe seines Wesens gekommen, als er mit Einem Male vom Salon her gewisse Klänge hörte, die ihm aufs Neue das Blut in den Kopf trieben. Es waren die einleitenden Töne zu dem bekannten Rheinliede von Alfred de Musset, welches dieser Dichter im Jahre 1840 als Antwort auf Nikolaus Beckers Rheinlied gedichtet und das jetzt, durch die Eroberungsgelüste aufgefrischt, wieder viel gesungen wurde. Es ist ein Lied voller Schimpf auf Deutschland. Er erhob sich und sah Herrn Gerard am Klavier sitzen, einen der Elegants aus dem Café Tortoni, der dafür bekannt war, daß er eine schöne Stimme hatte und daß er dieses Spottlied auf Deutschland besonders gut zu singen verstand. Kaum hatte er die ersten Töne angeschlagen, als ihn schon Herren und Damen umdrängten und baten, doch ja das ganze Lied zu singen. Er ließ sich nicht lange bitten und fing an. Aber er hatte

die erste Strophe noch nicht ausgesungen, als Oswald in der Thüre erschien und mit kräftiger, wenn auch vor Aufregung zitternder Stimme in die Gesellschaft hineinrief: „Meine Herren, es ist ein Deutscher unter Ihnen!"

Die Gesellschaft sah ihn einen Augenblick lang verblüfft an, Herr Gerard aber, der gut angefangen hatte und sich um seinen Triumph nicht wollte bringen lassen, fuhr zu singen fort. Oswald trat einen Schritt weiter in den Salon, streckte gebieterisch seinen Arm dem Sänger entgegen und rief mit donnernder Stimme: „Schweigen Sie! augenblicklich!"

Anstatt aller Antwort schlug Gerard mit doppelter Kraft auf die Tasten und sang oder rief vielmehr mit Trotz und so laut als möglich die Worte des Liedes:

„Wir hatten Euren deutschen Rhein!
Behaltet Euren deutschen Rhein
Und waschet drin Eure deutsche Livrée!"

Da hielt sich Oswald nicht länger. Er trat hart an den Sänger und an die Gesellschaft heran, und am ganzen Leibe zitternd und bald dem Sänger, bald den anderen Männern mit der Hand unter der Nase gestikulirend, rief er: „Ja, ihr hattet unsern Rhein, aber ihr habt ihn mit Schimpf und Schande zurückgeben müssen; wir haben euch wie die Hasen über diesen Rhein gejagt. Wir hatten eure Seine, eure Loire, eure Rhone; wir haben sie euch gnädig zurückgegeben. Ihr seid wie Diebe heimgejagt worden!"

Ein höhnisches Gelächter antwortete diesen Worten des Ingrimms; Herr Gerard wollte sie mit immer lauterem Spiel und Gesang übertäuben. Oswald griff nach ihm, um ihn vom Klavier zu reißen, als er bemerkte, daß Holländer mit unter den Lachenden war. Sogleich ließ er die Franzosen, trat mit zwei großen Schritten auf diesen zu, und ehe man es verhindern konnte, erscholl von der Wange des Doktors die Züchtigung durch den Salon. Da verstummte die Musik, und einen Augenblick später fand sich Oswald wieder in der Nebenstube. Fanny hatte ihn am Arme gefaßt und hineingezogen.

„Welch ein Skandal!" rief sie ganz außer sich — „um Gottes willen! In meinem Salon! Eines Liedes wegen! und eine Ohrfeige! Morgen wird man in ganz Paris davon sprechen! Du kompromittirst mich vor der Gesellschaft und vor der Regierung! Wilhelm, muß ich Das gerade von dir erleben!"

Oswald schwieg; er hörte kaum, was sie sagte, und war unfähig, ein Wort hervorzubringen. Er ließ sich von ihr in eine Sophaecke drücken und nickte bejahend, als sie ihn beschwor, da zu bleiben und sich nicht vom Flecke zu rühren. Sie wolle zur Gesellschaft zurück und die Leute fortschicken.

Sie ging. Oswald athmete tief auf, und schon nach einigen Minuten streckte er sich mit einem Behagen, als ob ihm eine große Last vom Herzen gefallen wäre. Im Salon hörte er nur ein Gemurmel, das sich nach und nach verlor, um endlich gänzlicher Stille Platz zu machen. Dann kehrte Fanny zurück und brach aufs Neue in Ausrufungen über den Skandal aus. „Und mit all Dem," fügte sie hinzu, „ist die Sache noch nicht zu Ende. Alle diese Herren haben sich dem Doktor Holländer als Zeugen und Sekundanten angeboten! Das gibt noch eine Affaire!"

Oswald zuckte die Achsel.

„Ja," fuhr Fanny fort, „du machst dir nichts daraus — aber ich. Man kann immer nicht wissen — und dann — ich galt immer für eine so gute Französin."

„Das eben ist eine Schande, Fanny, — ja eine Schande, daß sich diese Leute so was in deinem Hause erlauben dürfen, bei einer Deutschen."

„Aber, Wilhelm, ich bin eine nationalisirte Französin; ich habe einen nationalisirten Franzosen geheirathet."

„Fanny, ich will mit dir nicht streiten — aber diese Entschuldigung ist eine ganz elende Entschuldigung."

„Seit Jahren," sagte Fanny mit etwas gedemüthigter Stimme, „habe ich nicht mehr daran gedacht, daß ich eine Deutsche bin."

„Das ist es ja eben, erwiderte Oswald etwas ärgerlich, „das ist ja eben schlecht von dir."

„Du mußt es mit einer Frau nicht so genau nehmen," sagte sie beinahe bittend.

„Wenn die Frauen das Vaterland vergessen," rief er eifrig, „ist es noch schlimmer, als wenn es die Männer thun. Wo das Weib nicht zählt, hat auch das Vaterland zu zählen aufgehört."

Sie schwieg und sah vor sich hin. Erst nach langem Nachdenken nahm sie wieder das Wort, aber ohne den Blick von dem Punkte, auf dem er haftete, abzuwenden. „Sieh, Wilhelm," sagte sie zögernd, „wir sind ja alte Freunde und du bist ein Ehrenmann; ich kann mit dir so aufrichtig sprechen, wie sonst mit keinem Menschen. Sieh, Wilhelm, ich habe es gut mit dir vorgehabt — wir sind alte Freunde — nichts natürlicher, als daß ich dich lieb habe. Du hast mich auch ein wenig lieb. Ich kenne dich, du bist uneigennützig — ich weiß, hätte ich dir gesagt: Heirathe mich! — und du hättest ‚Ja' geantwortet, so hättest du es nicht gethan, weil ich die reiche Madame Löwenthal bin, sondern weil du mich ein wenig lieb hast. Dessen bin ich von keinem andern Menschen so gewiß. Nun wollte ich dir gerade heute so sprechen, und gerade heute zeigst du mir, daß du unverbesserlich bist, daß du ganz und gar nichts in dir hast, was dich zu einem ächten rechten Pariser, wie ich ihn brauche, machen könnte. Das thut mir leid, daß wir so wenig zu einander passen. Und nun kommt noch der Skandal dazu, der dich unmöglich macht."

Sie schwieg, und Oswald antwortete nichts. Sie legte die Hand an die Stirne und dachte nach, und nur als ob sie laut dächte, fuhr sie nach ungefähr einer Viertelstunde wieder fort: „Aber gerade der Skandal — gerade der Skandal könnte viel von seiner Häßlichkeit verlieren, wenn man annehmen könnte, daß du ein gewisses Recht hattest, so zu handeln, daß du im Geheimen schon halb und halb Herr des Hauses gewesen, daß du mit mir verlobt seiest. Ich würde mich nicht besinnen — ich würde vor Jedermann erklären — wenn ich nur wüßte, daß du in Zukunft solche Angelegenheiten mehr als Weltmann, so wie man

heut zu Tage muß — daß man nicht sage, ich hätte einen wilden Deutschen —"

Oswald ergriff ihre Hand und sagte gerührt: „Liebe Fanny, du bist gut, du meinst es gut mit mir, und dein Vertrauen rührt mich. Aber es kann Niemand aus seiner Haut heraus; du nicht aus der deinen, ich nicht aus der meinen. Du bist schon zu sehr Französin, und ich werde immer der Deutsche bleiben, den du heute kennen gelernt. Du müßtest deine ganze jetzige Lebensweise aufgeben, dich von deiner ganzen Gesellschaft trennen, oder dich auf viele ähnliche Skandale gefaßt machen. Ich bin in dieser Beziehung unverbesserlich. Du siehst es selbst ein, wir passen nicht zu einander — Du wärest nicht glücklich mit mir; ich aber wünsche dir alles mögliche Glück."

So sprechend, küßte er ihr die Hand aufs Herzlichste und eilte aus der Stube. Er wollte nicht hören, als sie ihn noch einmal rief, und sprang mit großen Schritten die Treppe hinab und in den bereits anbrechenden Tag hinein.

Paris sieht um diese Tageszeit nicht lieblich aus. Die alte Kokette, die spät aufsteht, hat sich noch nicht geputzt. Vor jeder Hausthür liegen Haufen Schmutzes; die Ratten haben sich in ihre Schlupfwinkel noch nicht zurückgezogen; in dunkeln Winkeln liegen die Katzen auf der Lauer; nur Lumpen-Sammler und -Sammlerinnen, mit herabgebrannten Laternen in der Hand, beleben die Straßen und hie und da übernächtige männliche und weibliche Schwelger, die mit fahlen Gesichtern stumm nach Hause schwanken oder sich noch mit einer Neige von Lebenslust und Kraft zu Heiterkeit aufzustacheln suchen. Wer an diesen Anblick nicht gewöhnt ist, sucht, wenn er ihm durch Zufall doch zu Theil wird, so rasch als möglich aus dieser Stadt hinaus oder heim in seine Stube zu kommen. Nicht so war es Oswald. Er hatte kein Auge für das Häßliche und Abstoßende rings umher; er war in einer so klaren Stimmung, wie er sie seit lange nicht gekannt hatte. Er hatte etwas gethan. Er empfand die ganze Genugthuung, einen Nichtswürdigen gezüchtigt und der Frechheit der

Verhöhnung seines Vaterlandes auf die im Momente thunliche Weise geantwortet zu haben. Beides konnte von schlimmen Folgen für ihn sein: aber Das war es ja eben, was der That, der er fast keine Bedeutung beimaß, einigen Werth und ihm die Befriedigung gab. Er fühlte wohl, daß er immer, und daß er besonders in jenem Momente mehr zu thun fähig gewesen wäre. Und endlich war sein Herz aus einem Zwiespalt gerettet, aus Ketten, in denen es sich, halb aus praktischer Klugheit, halb aus Neigung, durch Wochen abgemüdet hatte. Es beunruhigte ihn nur sehr wenig, welchen Eindruck die Trennung auf Fanny gemacht haben mochte: er kannte ihr leichtes Naturell und wußte, daß kaum eine Narbe zurückbleibe. Sie hatte ihn in der ersten Stunde des Wiederfindens mit derselben Freundschaft empfangen, mit der sie sich von ihm trennte; sie wird jetzt eben so heiter weiter leben, als sie vorher ohne ihn gelebt hatte. Nichts war jetzt noch übrig, was dem freien Flug seiner Gedanken und Gefühle für Bertha im Wege gestanden hätte; Holländer war, wie er jetzt Bertha kannte, nach seiner Entlarvung begraben, ja, Oswald lachte jetzt über sich selbst, daß er einen Augenblick auf einen solchen Menschen hatte eifersüchtig sein können. Gewiß, schon der Instinkt eines ehrenhaften Gemüths, wenn nicht ihre klare Einsicht, mußte Bertha immer von ihm fern gehalten haben. Ihr entgegen wandten sich jetzt unwillkürlich seine Schritte, und der fernen Vorstadt zuwandernd, sang er wie ein Glücklicher, dem alle Wünsche erfüllt worden, in die Luft hinein, und die ihm begegneten, meinten einen jungen Menschen zu sehen, der in dieser Nacht große Freuden und Erfolge erlebt. Seine äußeren Verhältnisse waren nach wie vor elend — aber was waren sie neben dem Siege, den er erkämpft, neben der Zuversicht, mit der er jetzt der Zukunft entgegen ging. Die sogenannte große Welt, die glänzende Glückmacherei und Alles, was darum und daran ist, schien ihm jetzt so erbärmlich neben seiner Freiheit, und diese erschien ihm in Gestalt des Lebens und Webens, das er in Werkstatt und Stube Meister Urbans kennen gelernt.

Vor dessen Hause stand er, als die aufgehende Frühlingssonne kaum noch den höchsten First desselben beleuchtete. Er lachte über seine Ungeduld und wanderte weiter, um durch den Wald von Vincennes einen Morgenspaziergang zu machen. Da sproßte und trieb es schon in allen Bäumen, die Vögel sangen, im Rasen zu Hunderten stand das Gänseblümchen, das die Franzosen viel schöner und deutscher „Marguerite“, „Gretchen“ nennen. Eine gewisse Gemüthsstimmung, die ihn daheim, gegen Ostern, immer befiel und die er die „Faustische“ nannte, weil er sich dann an den Faust-Spaziergang erinnerte, überkam ihn mit ganzer Gewalt; sein Heimweh wurde stärker, aber trotzdem fiel das Elend des Exils von ihm, und — Niemand sah es — Thränen, die beinahe Freudenthränen waren, denn sie galten dem Vaterlande und der Liebe, rollten zu den „Gretchen“ hinab.

Aber seine Augen waren wieder klar, als er eine Stunde später zugleich mit den Gesellen in Urbans Haus trat. Bertha saß schon an der Arbeit. „So früh,“ rief sie erstaunt und lachend, „und im Frack?“

„Ich komme als Geselle,“ sagte er, „und so muß ich mit den Gesellen kommen.“

Er hielt es jetzt für überflüssig, länger mit seiner Meinung über Holländer und mit den Erfahrungen, die er mit ihm gemacht, zurückzuhalten, und erzählte Alles, was sich auf ihn bezog.

Bertha legte die Hände in den Schooß und sagte betroffen: „Ich bitte Gott, daß er mich nicht hochmüthig werden lasse, daß ich mir nicht einbilde, eine überaus kluge Person zu sein. Ich habe ihm nie getraut; seine hohen Protektionen waren mir immer verdächtig, und was er für uns that, machte mir niemals Freude. Ich schwieg und verwies mir selber mein Mißtrauen, weil man viel von seiner aufopfernden Wirksamkeit zu Hause erzählte und weil ihm so viele und gute Männer so Vieles zutrauten.“

Urban aber ging voll Entrüstung in der Stube auf und ab, schlug mit der Faust auf den Tisch und versicherte unverhohlen

und ein Mal übers andere, daß er Das nie geglaubt haben würde. Nachdem er sich ausgetobt und halb und halb zur Ruhe gekommen, sagte er, wie um sich ganz zu beruhigen: „Nun, der soll schön hinausgeworfen werden! Zu dieser Thür wird er hinausfliegen und so rasch, daß er sich dreimal in der Luft herumdrehen soll.“

Mit seinem Entschlusse, sich nunmehr ganz auf den goldenen Boden des Handwerks zu stellen, mußte sich Oswald jetzt an den Vater wenden. Das zeigte Bertha, daß es ihm Ernst damit war, und inniger und vertrauter, zugleich mit gerührtem Blicke, ergriff sie die eine Hand, während der Vater in die andere einschlug. „Ist recht!“ sagte dieser, „obgleich ich nicht glaube, daß Sie es jemals weit bringen, aber immerhin, besser etwas versuchen, als gar nichts zu thun. Jedenfalls können Sie uns helfen und nützlich sein.“

Diese neue Wendung hatte freilich das Arge, daß Oswald als wirklicher und ernstlicher Lehrling nicht mehr drin in der Stube bei Bertha bleiben konnte, sondern mit den Gesellen in der Werkstätte arbeiten mußte: aber es war ein Opfer, und so hatte es auch die Süßigkeit und die Befriedigung des Opfers. Er arbeitete fleißig und unausgesetzt, wenn ihm auch von Zeit zu Zeit die Arme müde, die Schweißtropfen in Bächen herabsanken. Er wußte, daß Bertha manchmal durch den Vorhang der Glasthüre sah. Erst spät, etwas vor Feierabend, bat er Urban, zum letzten Male mit ihm eine Ausnahme zu machen und ihm zu erlauben, daß er zu Hause nachsehe, ob nichts vorgefallen. Nach dem Vorgange dieser Nacht und nachdem sich so viele der Herren aus der Gesellschaft Fannys dem Dr. Holländer als Sekundanten angeboten, mußte er voraussetzen, daß indessen irgend eine Botschaft für ihn angekommen sei.

Aber er fand in seiner Wohnung nichts vor. Müde von der neuen und angestrengten Arbeit nach schlafloser Nacht, legte er sich früh zu Bett und fiel glücklich und mit einem Herzen voll Hoffnung in einen tiefen Schlaf. Als er erwachte, saßen zwei

Männer vor seinem Bette, deren verworfene Gesichter ihn noch mehr überraschten, als ihre Anwesenheit. Sie gaben sich als Agenten der Polizei zu erkennen und sagten ihm, er solle nur ruhig im Bette bleiben, es werde noch Jemand erwartet. Bald darauf trat ein dritter, behaglich aussehender Mann ins Zimmer. Er schlug seinen Rock auseinander, zeigte seine dreifarbige Schärpe und sagte: „Ich bin der Polizeikommissär des Viertels. Herr Wilhelm Oswald, Sie sind verhaftet."

Eine halbe Stunde später ging Oswald wieder, wie gestern durch die Straßen des ungeschmückten Paris; wie anders als gestern. Rechts und links von ihm die beiden Galgengesichter. Es ging nach dem Zellengefängniß Mazas, vorbei am Faubourg St. Antoine, wo Bertha schlief.

5.

Vierzehn Tage waren vergangen, vierzehn traurige Tage voll Ungeduld, Durst nach Freiheit und traurigen Gedanken und Erwägungen. Es waren gefährliche Zeiten; Recht und gerichtliche Formen waren aus Frankreich verbannt; der siegreiche Staatsstreich wüthete mit verbundenen Augen gegen wirkliche wie vermeintliche Feinde, denn er fühlte sich schwach trotz seines Sieges. Jede Fliege erschreckte ihn, und er erdrückte sie, bevor sie summen konnte. Wenn es mit dem Verdächtigen nicht gradesweges aus den Armen der Gattin, von der Seite der Mutter oder der Kinder weg nach dem langsam tödtenden Lambessa in Afrika oder nach dem schnell mordenden Cayenne in Amerika ging, so war doch Mazas als erste Station auf dem Wege nach diesen sogenannten Verbrecherkolonien zu betrachten, in denen die beste und edelste Kraft Frankreichs und jeder Aufschrei des geschändeten Rechts erstickt wurde. Und jetzt gerade, da es ihm war, als stände er an der Schwelle zu seinem Glück, da er ein

neues Leben anfangen wollte — jetzt gerade mußte Oswald auf diesen drohenden Weg geworfen werden! Doch wir wollen nicht die Geschichte eines Gefängnißlebens und seiner Leiden schreiben; wohl aber müssen wir sagen, daß es für Oswald auch seine glücklichen Momente hatte. An wen sonst hatte er außerhalb dieser Mauern zu denken, als an Bertha? Und was konnte die gezwungene Muße schöner ausfüllen? Und je mehr er ihrer gedachte, desto tiefer fühlte er seine Liebe Wurzel schlagen, und er sagte sich: Diese Haft soll mir gesegnet sein, wenn sie auf Ihr Herz dieselbe Wirkung hat.

Nach einem lächerlichen Verhör, das am vierzehnten Tage seiner Haft stattfand, das die Rechtsformen wahren sollte und aus dem er erfuhr, daß er als ein gefährlicher Feind der neuen Staatseinrichtung, vielleicht als Verschwörer angeklagt sei, wurde ihm angekündigt, daß er von nun an jeden Donnerstag während einer Stunde Freunde, Verwandte und Bekannte sprechen dürfe. Es habe sich aber bisher noch Niemand gemeldet als ein junges Fräulein. Wie zitterte er diesem ersten Donnerstag entgegen; die wenigen Tage und Nächte bis zu diesem Donnerstage verflossen noch langsamer als die vorhergehenden. Endlich brach er an, und schon Morgens um fünf Uhr ging Oswald angekleidet in seiner Zelle mit großen Schritten auf und nieder. Aber erst um Zehn wurde er vom Gefangenwärter angerufen und von diesem, der ihm kaum folgen konnte, über die lange Galerie und die Treppe hinunter begleitet. Und in der That, da stand sie, die Einzige, die er erwartet hatte. Jetzt würde er sie ohne Rücksicht in seine Arme geschlossen und ihr gesagt haben, wie sehr er sie liebe, wie nur der Gedanke an sie sein Gefängniß belebe, wenn er von ihr nicht durch zwei Gitter und einen großen Raum zwischen den zwei Gittern getrennt gewesen wäre. Nicht einmal die Hände konnte er ihr drücken, und doch war sie ihm nie so schön und holdselig erschienen, als jetzt, da ihr Kopf durch das Gitter, wie durch einen Rahmen, unendlich mild und trostreich zu ihm herüberlächelte. Was hätte er ihr nicht Alles gern gesagt. Aber

an seiner wie an ihrer Seite standen Lauscher, und leise zu sprechen war auf diese Entfernung eine Unmöglichkeit. So standen sie lange schweigend, bis ihm Bertha sagte, daß seine reiche Freundin, die sie nicht nennen wollte, sich für ihn verwende, und daß er gewiß hoffen dürfe, bald das Gefängniß zu verlassen.

„Sie wird mich vielleicht selbst besuchen," meinte Oswald.

Bertha bezweifelte es und gab ihm zu verstehen, daß sie sich in ihrer Stellung nicht kompromittiren könne, daß sie aber ihr Möglichstes thue. Er lächelte und dachte: Allerdings, der arme Handwerker und Flüchtling mit seiner Tochter, die Schutzlosen, die man morgen so behandeln kann wie mich, die dürfen sich kompromittiren, nicht aber die Freundin der Minister. Er lächelte bitter und doch mit einiger Genugthuung. „Wie kommen Sie dazu, mir so viel von dieser Dame mittheilen zu können und —"

„Wir haben sie kennen gelernt," erwiderte Bertha, „und das danken wir Ihrer Empfehlung, lieber Freund. Sie kam zu uns und machte große Bestellungen. Der Vater hat jetzt fünf Leute mehr in der Werkstatt, und wir haben wohl auf fünf Monate hinaus vollauf zu thun. Mein Vater ist glücklich und voll Zuversicht auf die Zukunft; er nennt sich einen gemachten Mann. Es ist eine gute Dame! Sie sprach mit so großer Theilnahme von Ihnen!"

Oswald zog es vor, mit Bertha von ihr selbst zu sprechen, und fragte sie nach ihrem und des Vaters Leben, nach jeder Kleinigkeit in ihrer Stube, nach den Einzelheiten in ihrer Arbeit. Dann sahen Beide wieder einander an, und so mit Sprechen und Schweigen verging die vorgeschriebene Zeit außerordentlich schnell. Aber auch Thränen kamen vor, denn Oswald that die unbefangene Frage, ob es heute ein schöner Tag sei, worauf sie erschrocken ausrief: „Wie? sehen Sie nicht einmal den Tag?" Und ein Strom von Thränen stürzte diesen Worten nach. Oswald tröstete sie, daß es wohl hell in seiner Zelle sei und daß nur eine Blende vor dem sehr hoch angebrachten Fenster ihn hindere, das Wetter zu erkennen.



„Man darf Ihnen," sagte Bertha, als die Beamten schon auf Trennung drangen, „man darf Ihnen jetzt Manches schicken. Was wünschen Sie zu haben? Soll ich Ihnen Bücher schicken?"

„Ja, schicken Sie mir Bücher, aber, wenn das möglich, auch Holz und Werkzeuge, und was zu unserem Handwerk gehört; ich will meine Lehrzeit nicht verlieren."

„Ist das Ihr Ernst?" fragte sie lächelnd.

„Gewiß!"

Nun erscholl eine Glocke, darauf ein Ruf — kaum, daß die Beiden noch Zeit hatten, einander noch zuzunicken — und sie waren getrennt. Nicht anders als im Innersten glücklich, eilte der Gefangene in seine Zelle zurück; an der Thüre übergab ihm ein Beamter eine Rolle Geldes, die das Fräulein für ihn zurückgelassen, damit er sich andere als die Gefängnißkost anschaffen könne. Er nahm das Geschenk mit Freuden an; je mehr er ihr dankte, desto glücklicher wollte er sich fühlen.

Am nächsten Morgen kamen Bücher und mit den Büchern zubereitetes Holz in Stücken der verschiedensten Formen und jeder Art von Werkzeugen. Er jubelte auf, als wäre er einem Berufe wieder gegeben, dem er seit Jahren gelebt hätte. Nach kaum einer Stunde war die Zelle in eine Werkstätte verwandelt und saß Oswald, wie ein glücklicher Handwerksmann, an seiner Arbeit und sang.

Wir wollen, wie gesagt, keine Gefängnißgeschichte schreiben, und so sagen wir nur: es vergingen die Tage, es vergingen die Wochen. Da dem Gefangenen jetzt jeder Donnerstag ein glückliches Ziel war, hatte er sich, wenn er die Geduld verlor, wenn ihm, wie Das Gefangenen zu gehen pflegt, der Kopf zu springen drohte, nur auf wenige Tage, auf übermorgen, auf morgen zu vertrösten. Und jeder Donnerstag gab ihm so viel des Glückes, daß er sich davon nähren konnte bis zum kommenden. Er hatte nichts als die Arbeit und die Stunde mit Bertha, und so wurden ihm Arbeit und Bertha Alles in der Welt, seine ganze Welt. Er hatte ihrer Geschicklichkeit aufmerksam genug zugesehen, um die

Anfänge der Kunst zu kennen und um sich selbständig weiter bilden zu können; dazu kam der Scharfsinn des Gefangenen in Auffindung und Entdeckung von Mitteln und der Wunsch, Bertha, wenn er einmal das Gefängniß verlasse, mit einem Meisterstück zu überraschen. Und er war selber überrascht von seinen Fortschritten, und wie das kleine Meisterstück unter seinen Händen sich entwickelte. Er arbeitete an einem Lesepulte. Zwei kniende Engel trugen auf ihren Nacken und aufgehobenen Händen ein großes, aufgeschlagenes Buch. Die Verhältnisse, die Draperie waren ihm vortrefflich gelungen und zwar mit Hülfe eines alten Holzschnittes, den er in einem der Andachtsbücher fand, welche der Geistliche des Gefängnisses jedem Gefangenen, ob er dergleichen wolle oder nicht, in die Zelle bringt. Aber am Meisten freute ihn, daß beide Engelsgesichter Bertha vollkommen ähnlich wurden, das eine trug ihren tiefen sinnigen Ernst, das andere ihre unbefangene, lächelnde Heiterkeit. Die zwei großen Lehrerinnen der Kunst, Liebe und Einsamkeit, saßen ja immer an seiner Seite, und so that er denn in diesen Monaten einen größeren Schritt, als er vielleicht selbst unter Berthas Anleitung gemacht haben würde. Und er that den für sein Leben noch wichtigeren Schritt, daß sich ihm ein Kunstverständniß aufthat, von dem er früher keine Ahnung gehabt, und daß er einen Beruf von ganzem Herzen liebgewonnen, zu dem er sich mit innerem Zwiespalt, mit Widerstreben, aus äußeren Rücksichten entschlossen hatte. Wie fern lag ihm jetzt seine einstige Juristerei, und mit welcher Theilnahme und Vertiefung studirte er die Zeichnungen und Kupferwerke, die ihm der Direktor des Gefängnisses, dem er ein Consol gearbeitet hatte und der ihn zu besuchen pflegte, aus der Bibliothek des Arsenals herbeischaffte!

Und so vergingen denn auch die Monate. Und der Frühling war hin und der Sommer war hin, als er eines Abends vor seiner Zelle das Wort: Liberté! Freiheit! rufen hörte. Welchem Glücklichen galt das? Oswald ließ den Meißel aus der Hand fallen. Noch einmal rief es: Liberté! und gleich darauf

rasselten die Riegel an seiner Zelle, die Thüre sprang auf und blieb offen, und der Gefangenwärter rief noch einmal: Liberté! — und in der hohen gewölbten Zelle und draußen im Gange wiederhallte es: Liberté!

Oswald sprang über die Schwelle. Nur sein Lesepult nahm er unter den Arm; sonst ließ er Alles stehen und liegen, wie es stand und lag. Mit mehreren Förmlichkeiten ging unten in der Kanzlei noch einige Zeit verloren, und es dunkelte bereits, als er durch die Wachtstube und das Gitterthor in die freie Luft trat. Sein Kopf schwindelte, und er war nahe daran, umzusinken. Aber er raffte sich auf, schüttelte den Kopf, that einige starke Athemzüge und lief dann beflügelten Schrittes der nicht fern gelegenen Vorstadt St. Antoine zu. Die Stube Urbans lag in tiefem Dunkel, aber Bertha mochte ahnen, wer die Thüre so aufriß, sie sprang auf und lag in seinen Armen. Der Vater kam auf das Geräusch mit einem Lichte herein, stand einen Augenblick stille und sagte dann: „Allen Segen auf eure Häupter!"

Das war ein glücklicher Abend. Das Kunstwerk Oswalds wurde bewundert, von Bertha mit Schweigen, von Urban mit rührenden Worten: „Es war eigentlich überflüssig, daß Sie sich so viel Mühe gaben," sagte Urban, „unser Geschäft ist blühend, und Sie könnten als unser Korrespondent und Geschäftsführer eine bessere Stellung als der erste Geselle bei uns haben."

„Es sind die Thaten meiner Werbung," erwiderte Oswald.

„Auch diese waren überflüssig," versicherte Urban lächelnd, während Bertha die Arbeit auf die Kommode stellte und sagte: „Es ist das erste Stück unserer Einrichtung."

Dann ging es an das Nachtessen, wie ehemals, und an ein gemüthliches Erzählen und Plaudern. Holländer war indessen aus Paris verschwunden. Seine Ausgaben standen in keinem Verhältnisse zu den Einnahmen, die er vom Staate gehofft hatte, und er mußte sich vor seinen Gläubigern flüchten. Man sagte, daß er sich in London unter fremdem Namen herumtriebe. Madame Löwenthal hatte während der Zeit viel für Urban gethan,

ihn bekannt gemacht und ihm glänzende Bestellungen auf Jahre hinaus verschafft. Als ihr Urban eines Tages für so viel Güte dankte, antwortete sie mit gewohnter Offenheit: „Den Dank verdiene ich nicht von Ihnen, denn ich thue das Alles nur für Oswald, damit Sie bald reich werden, und ihn mit Ihrer Tochter ohne Furcht vor der Zukunft verheirathen können, denn seit ich Ihre Bertha gesehen, begreife ich, warum er einer der ersten Frauen von Paris den Korb gegeben."

Im Hause der Rue de la Tourelle herrschte jetzt ein reges Leben. Die Werkstätten wurden erweitert, und in ihnen arbeiteten dreißig Gesellen, aufgemuntert durch das Beispiel ihres Brodgebers, seiner Tochter und ihres Verlobten. Im ersten Stockwerke wurde zu alledem noch eine kleine Wohnung gemiethet. Und als Oswald einige Wochen nach seiner Haftentlassung an der Seite seiner jungen Frau aus der Mairie trat, zitirte Siegmund, einer der Trauungs-Zeugen:

„Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte."

Und bei dem kleinen Hochzeitsmahle stimmte er zum Rheinwein an:

„Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben,
Gesegnet sei der Rhein!"

und unterbrach sich selber, um gleich darauf: „Sie sollen ihn nicht haben!" anzustimmen. Dann zitirte er aus hundert Dichtern hundert Segenssprüche über das junge Ehepaar, die alle in Erfüllung gingen. Aber als er beim fünften Glase war, wurde er, wie immer, weich, stand auf, wendete sich gegen Osten und rief mit zitternder Stimme:

„Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher!
So manches Jahr bewahrt mich hier verborgen

Ein hoher Wille, dem ich mich ergebe;
Doch immer bin ich, wie im ersten, fremd.
Weh Dem, der fern von Eltern und Geschwistern
Ein einsam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächste Glück vor seinen Lippen weg.
Ihm schwärmen abwärts immer die Gedanken
Nach seines Vaters Hallen, wo die Sonne
Zuerst den Himmel vor ihm aufschloß, wo
Sich Mitgeborne spielend fest und fester
Mit sanften Banden an einander knüpften.“

Er wollte weiter sprechen, aber die Stimme versagte ihm; schluchzend fiel er auf den Stuhl zurück und ließ den Kopf auf den Arm sinken, und die glückliche Hochzeit der Verbannten lief nicht ohne Thränen ab.

Johannisberg.

1.

Johannisberg ist nicht zu verwechseln mit dem berühmten Schloß und Weinberg des Fürsten Metternich im Rheingau. Das Johannisberg, das wir meinen und das in den Aktenstücken, nach welchen diese Geschichte erzählt wird, oft vorkommt, ist eine bescheidene Anhöhe mit Haus, Garten und Pavillon in der Nähe einer schönen Stadt Mitteldeutschlands und in lieblicher Gegend. Den Namen hat es allerdings von jenem Berge, denn als der spekulative Wirth die ehemalige Villa eines zu Grunde gegangenen Barons ankaufte und sie in ein Weinhaus und Ausflugsort für die Stadt verwandelte, glaubte er mit Beziehung auf einen wirklich guten Johannisberger, den er im Keller hatte, seinem Wein- und Bierhause keinen besseren, voller tönenden, lockendern Namen geben zu können. In der Umgegend hatte der Hügel bald einen beinahe eben so großen Ruf, als der Berg im Rheingau in der ganzen Welt hat. Man hat von da aus eine vortreffliche Aussicht über die malerische Gegend, und die Bedienung war vortrefflich. Im Sommer hielten hier Reisende, und die Honoratioren der Stadt, so wie Alle, die einen guten Trunk liebten, scheuten selbst im Winter, bei schlechtestem Wetter, den ziemlich langen, manchmal beschwerlichen, selbst gefährlichen Weg nicht. Wie traurig dann auch der entlaubte Wald von der einen, die lange, nebelbedeckte Ebene von der andern Seite aussahen, im Innern des Johannisberger Hauses mußte es doch gemüthlicher sein als in der ganzen Stadt, denn er zählte die meisten und dabei einträglichsten Gewohnheitsgäste und — Trinker, wenigstens an gewissen Abenden der Woche.

„Ja," sagte an einem solchen Winterabende in der besten Stube des Johannisberges — es war einige Tage nach dem Pariser Staatsstreiche, der eben durchdiskutirt worden, also in den letzten Tagen des Jahres 1851 — „ja!" sagte der Schulmeister, „es ist eine eigene Sache um das Gewissen. Manchmal glaube ich, es ist eine Erfindung der modernen Zeiten und nur für uns gemeine Leute erfunden, wie die Gesetze überhaupt."

„Ei," rief der Pfarrer mit einer entrüsteten Armbewegung dazwischen, „ei, das ist ja rein, als ob" — dann brach er ab. Obwohl Pfarrer, sah es mit seiner Beredtsamkeit sehr zweifelhaft aus; wenigstens brachte er es selten über das „als ob" hinaus. Fast nie führte er seine Vergleichung aus, sondern ließ den zweiten Theil seines Satzes in einem verdrießlichen Gemurmel verlaufen.

„Sie mögen sagen, was Sie wollen, Herr Pfarrer," fuhr der Schulmeister fort, „bei den Alten finde ich nichts von Dem, was man bei uns ‚das Gewissen' nennt. Die Alten hatten Angst vor dem Rächer, vor den Strafen der Götter, vor den Eumeniden, aber nicht vor ihrem eigenen Gewissen. Der Dämon des Sokrates hat wohl einige Aehnlichkeit, aber Sokrates hatte eben mancherlei Vorgefühle unserer Denkweise und dann — wenn er vom D ä m o n sprach, so meinte er es doch ganz anders. Selten brachte er ihn mit Verbrechen in Verbindung."

Die ganze Gesellschaft von Beamten und Doktoren machte mit dem Pfarrer verdrießliche Gesichter, daß der Schulmeister das Gewissen wegdisputiren wollte und sich sogar anschickte, seine These historisch zu belegen.

„Es scheint mir doch," sagte der Oberamtsrichter, „als wäre das Gewissen, wie die Moral, etwas Angeborenes."

„Und das sagen Sie? ein Richter?" lächelte der Schulmeister, „man sollte doch glauben, daß Sie durch tägliche Verhöre eines Andern belehrt werden."

Der Oberamtsrichter zog sich vor diesem Lächeln schüchtern in ein großes Halstuch zurück und lispelte nur: „Allerdings!"...

Er so wenig wie die andern Mitglieder der ehrenwerthen Gesellschaft hatte den Muth, sich mit dem Schulmeister ernstlich auf einen Wortstreit einzulassen, und unbeirrt fuhr dieser fort: „Da habe ich vor Kurzem wieder Shakespeares Richard III. gelesen, und dabei fiel mir ein, daß Shakespeare viel zu dem allgemeinen Glauben an die Macht des Gewissens beigetragen. In Richard III. wie in Macbeth schildert er die Wirkung des Gewissens am Furchtbarsten, am Ergreifendsten, und da das, wie der Wahnsinn, auf der Bühne den größten Effekt macht, haben sich die Dichter mit Eifer auf diese Seelenzustände geworfen und den größten unter ihnen so oft nachgeahmt, als nur thunlich. Wir haben in Deutschland, seit unsere Dichter bei Shakespeare in die Schule gegangen, beinahe eben so viele Gewissensstücke als Wahnsinnstragödien. Da gibt es die Kotzebue'schen Gewissensvisionen und Hallucinationen König Christians in dem Stück „Gustav Wasa"; da gibt es ein Schauerstück „der Erbvertrag" von einem gewissen Vogel, das seiner Zeit viel Lärm gemacht, und dann einen Houwald'schen Epilog zu Schillers Maria Stuart, in dem sich Königin Elisabeth auf dem Sterbebett vor Gewissensbissen wie in Krämpfen windet, und viele, viele andere Stücke, Romane, Novellen, Alles nähere oder fernere Anverwandte und unähnliche Abkömmlinge Richards III. und Macbeths. Das Volk sieht und liest dergleichen und meint am Ende, es verhalte sich wirklich so und nicht anders. Es ist aber mit diesen Schilderungen der Gewissensbisse gerade so wie mit den Wahnsinnsschilderungen der Dichter, die alle auf einen Leisten geschlagen sind — ich nehme selbst Goethe's Gretchen nicht aus — und die mit dem Wahnsinn, den wir im Irrenhause sehen, nicht die geringste Aehnlichkeit haben."

„Aber," sagte der Pfarrer, der aufgestanden war, um hinaus zu gehen, und nur noch das Ende des Satzes abwartete, „das wäre ja wirklich, als ob" — dann verschwand er hinter der Thüre.

„Was den Wahnsinn betrifft," bestätigte Dr. Nebel, „da muß ich Ihnen Recht geben."

„Sehen wir uns aber die Thatsachen näher an," fuhr der Schulmeister wieder fort, „so verhalten sie sich ganz anders, als in den Schilderungen der Dichter. Von Macbeth wissen wir nichts. Richard III. ging trotz aller Gräuelthaten als ein muthiger Mann in die Schlacht und dem Tode entgegen. Jener Christian war halb wahnsinnig von Jugend auf, und seine Krankheit nahm, wie natürlich, mit dem Alter zu. Das Stockholmer Blutbad machte ihm kein graues Haar, und als ihn Gustav Wasa in Schweden entthront hatte, hätte er es mit Vergnügen zum zweiten Male aufgeführt. Königin Elisabeth starb wie ein Weiser, mit der größten Ruhe, gewiß bis zu ihrem letzten Moment überzeugt, daß sie eine große Regentin gewesen, England groß gemacht und mit der Hinrichtung der niederträchtigen Maria Stuart einen großen, kühnen und klugen Streich ausgeführt. Auf dem Throne gibt es kein Gewissen. Gäbe es eins, nicht der hundertste Theil der Kriege, die die Welt unglücklich gemacht, wäre geführt worden. Der Mann, von dem wir heute als von einem Meineidigen, Verräther und Mörder gesprochen, wird mit dem Bewußtsein sterben, etwas Großes vollführt zu haben, wenn er nicht in der Verbannung stirbt und wenn es ihm gelingt, seine Dynastie zu befestigen. Gelingt ihm das nicht, oder wird er eines Tages verjagt, dann wird er nur bedauern, nicht noch ärger gewüthet und nicht alle Parteien, die ihm entgegen stehen, bis auf die Wurzel ausgerottet zu haben. Also ist da oben von Gewissen keine Spur, und doch sind es Menschen von Fleisch und Blut wie wir! Also, ist es die Erziehung, gewissermaßen ein Vorurtheil..."

Da erhob einer der Zecher, der bis jetzt mit geschlossenen Augen dagesessen und am Gespräche keinen Theil genommen hatte, mehr einem Trunkenen als einem Nüchternen glich, die Augenlider und sagte mit einer so festen Stimme, als man ihm bei seinem Zustande nicht zugetraut hätte: „Larifari, lieber Erhard! Und wenn es kein Gewissen gäbe, so müßte man es erfinden!"

„Richtig! Das ist ein Wort!" lächelte der Schulmeister

zustimmend und mit einer Freundlichkeit, die er bis jetzt keinem Andern unter den Trinkgenossen gezeigt hatte. — „Lieber Hallwich, Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen.“

Jeder Fremde hätte den Trunkenen einer solchen Aeußerung für unfähig gehalten und wäre von seiner plötzlichen Ernüchterung und seiner klaren Aussprache überrascht gewesen. Die Anwesenden waren es nicht. Sie kannten die Art des Assessors Dr. Hallwich, der den ganzen Tag düster, schweigsam, wie bewußtlos umhertaumelte, so in die Weinstube trat und so dasaß, bis er durch die dritte oder vierte Flasche endlich der Fähigkeiten wieder habhaft wurde, die er durch sein Laster eingebüßt oder wenigstens in tiefen Schlaf, in eine beständige Betäubung gebracht hatte. Auf einer gewissen Höhe des Rausches angekommen, war er der Mensch von ehemals, bis er, dem Laster weiter fröhnend, schon nach einer halben oder ganzen Stunde wieder die traurige Erscheinung wurde, die die Stadt seit drei oder vier Jahren kannte und, je nach dem Standpunkte, bedauerte oder verachtete.

„Wie der Gesunde die Gesundheit nicht kennt, so kennt der Reine eigentlich das Gewissen nicht. — Man muß nicht von Königen und Kaisern sprechen, nicht von Menschen in Ausnahmeverhältnissen,“ sagte Hallwich weiter. „Es bedarf nicht der Haupt- und Staatsverbrechen und der massenhaften Schlachtenmorde, um etwas zu beweisen. Wir Alle können in unsern kleinen Verhältnissen eben so große Verbrechen begehen, wenn wir Weib und Kind um ihre Habe bringen, die häuslichen Verhältnisse so zerrütten, daß sie das ganze künftige Leben unserer Kinder verdüstern müssen, wenn wir ein edles, vortreffliches, treues, liebendes Weib unglücklich machen ...“

Da brach Hallwig plötzlich ab, und die ganze Gesellschaft schwieg. Hier war es Niemand unbekannt, von wem er sprach; desto peinlicher war die Stille, und der Schulmeister wollte sie eben unterbrechen, als Dr. Hallwich wieder die Augen öffnete und gerade gegen ihn gewendet und mit einem Lächeln, dem

Niemand Liebenswürdigkeit abgesprochen hätte, und mit aufgehobenem Finger zu ihm sagte: „Sie sind mir verdächtig, lieber Erhard! Die Leute, die das Gewissen wegdisputiren wollen, und mögen sie es noch so geistreich und gelehrt anfangen, haben sich entweder schon mit Verbrechergedanken getragen, oder haben ein Verbrechen begangen, oder sind nicht weit entfernt davon, eins zu begehen."

Die ganze Gesellschaft lachte laut auf, und Erhard that das Seinige, um mit zu lachen. Doch führte er das Glas zum Munde, um die Verlegenheit, die seinen lachenden Mund umspielte, zu verdecken. Er hätte Hallwich antworten können, daß er selbst seiner These widerspreche, daß er ja das Gewissen vertheidige, während jener häusliche Verbrecher kein Anderer sei, als er selbst, der also, folgerichtig, das Gewissen leugnen müßte. Aber Erhard begnügte sich, nachdem er seinen Schluck gethan, mit dem Ausrufe: „Nun, Gott sei Dank, bisher belastet kein Verbrechen mein Gewissen."

„Belastet kein Verbrechen mein Gewissen!" wiederholte Hallwich lächelnd, „merken Sie, meine Herren, wie er aus der Rolle fällt? Das erinnert an den Gottesleugner Vanini, der auf dem Scheiterhaufen ausrief: „O mi Deus! O mein Gott!"

Die ganze Gesellschaft stimmte mit ein in sein Lachen, und das Gespräch, das bis jetzt eigentlich nur ein selten unterbrochener Monolog des Schulmeisters gewesen, wurde ein allgemeines, wie immer, wenn Hallwich aus seiner Betäubung erwachte. In seinen lichten Momenten war er der liebenswürdigste Gesellschafter, und die Unterhaltung wurde um so gemüthlicher, als der Schulmeister ihm eine Nachgiebigkeit und Rücksicht zeigte, wie keinem Andern gegenüber. Leider dauerten diese lichten Momente nicht lange; der Wein, mit dessen Hülfe er sich aufraffte, warf ihn wieder nieder, und wie er rasch nach einander das Glas zum Munde führte, mußte man glauben, daß er diese lichten Momente selbst so sehr als möglich abzukürzen suchte. So lange er sprach, dauerte die Heiterkeit fort. Es kam in

seinen Reden nicht nur ein klarer und milder Geist zum Vorschein, er wußte sie auch mit einer arg- und harmlosen Satire zu würzen, die um so mehr Beifall fand, als sie meist nur gegen den Schulmeister gerichtet war und dieser sie, ganz gegen seine Gewohnheit, mit der Sanftmuth eines Lammes über sich ergehen ließ. Die Blicke der Anwesenden begegneten sich dann von Zeit zu Zeit; theilnehmend, beifällig sagten sie, einer dem andern verständlich: „Wie Schade um den Mann. Ganz der Alte! Ganz der liebenswürdige, joviale, gute Hallwich von ehemals!“

Sein Wiederverstummen war gewöhnlich das Zeichen zum Aufbruch.

Der Pfarrer, der Doktor, der Oberamtsrichter, und wie die Titelträger dieser Honoratiorengesellschaft alle geheißen haben mögen, beeilten sich augenscheinlich, ihre Paletots umzuthun und aus dem Hause, durch den Garten, den Abhang hinab in die Felder und auf den ebenen Weg zur Stadt zu gelangen. Es wäre ihnen nicht angenehm gewesen, mit Hallwich in dem Zustande, in dem er sich nun einmal befand, selbst vom Nachtwächter gesehen zu werden. Wie immer blieb der Schulmeister allein bei ihm zurück, zog ihm mit Mühe den Paletot über die Schultern, knöpfte ihn und faßte Hallwich kräftig unter dem Arme. Dieser wendete sich, nicht wie die Andern dem Garten, sondern der Hinterthür und dem Wege zu, der dort durch den Wald, längs eines Hügelkammes am Rande eines tiefen, abschüssigen Thales in Windungen und Steigungen der Stadt entgegenführte.

„Der Weg ist heute weich und schlüpfrig,“ bemerkte der Schulmeister, „wäre es nicht besser, wir gingen durch die Felder?“

Aber Hallwich kümmerte sich um diese Ermahnung nicht im Entferntesten; kaum daß er mit leisem Brummen antwortete, während er dem Wege, vor dem der Schulmeister warnte, entgegenschritt und beinahe entgegentaumelte. Der Pfad längs der Hügel, an deren Fuße ein Waldbach hinbrauste, wäre in der

That für einen Menschen in Hallwichs Zustande sehr gefährlich gewesen, wenn dieser nicht glücklicherweise mit der Sicherheit eines Schlafwandlers dahingegangen wäre. Der Schulmeister konnte sich freilich auf diese Sicherheit nicht verlassen und mußte alle seine Kraft zusammen nehmen, um den großen und starken Mann immer im Gleichgewicht und so fern als möglich vom Rande des Pfades zu halten.

Der Dezembermond warf ein schmutziges Licht auf die entlaubten Nuß- und Kastanienbäume, und einen fahlen Schimmer auf die feuchte Wiese, die vom Pfade an den Bach hinunter lief, da und dort von hervorragenden Sandsteinblöcken unterbrochen. Unten im Bache schimmerte es unheimlich vom Schaume der angeschwollenen Wellen, die sich an den gewaltigen Steinen brachen. Wie schön, wie lieblich auch die Landschaft im Sommer hier anzusehen, und obwohl dieser Weg der angenehmste Spaziergang der ganzen Umgegend war, weßhalb er auch der „Weg der Liebenden" genannt wurde, so nahm er sich doch melancholisch, ja düster in den regnerischen Herbsttagen und Nächten aus. Die einzelnen Heuscheunen, die über den Wiesengrund unten und am Abhang zerstreut lagen, machten den Eindruck verlassener Wohnungen und die Wiesen selbst den der Oede, da man vom Sommer her gewöhnt war, sie von Rinderheerden, Kuhglocken und Arbeitern belebt zu sehen. Eine würdige Staffage dieser traurigen Landschaft waren die zwei Männer, jene unerquickliche, häßliche Gruppe bildend, der wir in deutschen Nächten in den Straßen der Städte, auf Dorfplätzen und auf den Wirthshauswegen so oft begegnen.

Auf ungefähr halbem Wege machte man Halt. Hallwich hatte seine Gewohnheiten, von denen er nicht abließ. Ein vorspringender Felsen war da in eine Bank verwandelt worden, die wie ein Balkon über eine steile, steinige Wand hervorragte und unten, beinahe lothrecht, den Bach unter sich hatte. Auf diese Bank ließ er sich nieder, so oft er vorüberkam, beugte sich weit vor und blickte in den ruhigen Spiegel, den da der Bach, von

Binsen eingerahmt, bildete und auf dessen ruhiger Oberfläche im Sommer weiße Lilien ihre Häupter wiegten. Erhard saß neben ihm und hielt seinen Paletot mit beiden Händen. Das pflegte so an zehn Minuten zu dauern, während welcher sich Hallwich weit vorbeugte und die um seinen Kopf spielenden Lüfte ihm wohl zu thun schienen. Gewöhnlich sagte er während dieser Zeit nichts; heute aber, ohne aufzusehen, fragte er plötzlich: „Weißt du, Schulmeister, daß deine Geliebte krank ist?"

Erhard fuhr zusammen: „Wer ist krank?"

„Unser Luischen, unsere kleine Lulu," antwortete Hallwich nach einiger Zeit.

„Lulu!" wiederholte der Schulmeister, „was fehlt denn dem armen Kinde?"

Aber der Andere antwortete nicht wieder. Sein Kopf war herabgesunken, und er schien zu schlafen. Erhard ließ ihn ruhig und vernachlässigte selbst die Vorsicht, die er bis jetzt mit ihm beobachtet hatte, indem er beide Hände vom Paletot zurückzog und in den Schooß sinken ließ. Es war, als versänke er selbst in einen traumhaften Zustand. Der Nachtwind aber schlug die kahlen Zweige an einander, ein großer Vogel, wohl eine Eule, fiel mit Geräusch auf einen der Wipfel — der Schulmeister erhob sich rasch und faßte wieder den Paletot: „Wollen wir nicht gehen?" fragte er mit etwas schüchterner, furchtsamer Stimme.

„Am Besten wäre es, Schulmeister," sagte Hallwich, ohne sich zu regen, „du würfest mich da hinab. Du heirathest dann Bertha, und für Weib und Kind ist gesorgt."

„Schauderhaft!" murmelte der Schulmeister.

„Schauderhaft!" lachte der Trunkene — „ja schauderhaft, weil ich deine Gedanken ausspreche. Meinst du, ich wisse es nicht, warum du so viel vom Gewissen sprichst?"

Er lachte so laut, daß es vom Walde gegenüber wiederhallte; den Schulmeister überlief es kalt, und er schüttelte sich und knöpfte den Rock wieder zu, den er so eben aufgeknöpft hatte.

„Sei ruhig," sagte Hallwich, der sich erhoben hatte und mit



breiten Beinen ziemlich fest vor ihm stand, „sei ruhig, ich sage es Niemand — und — und — wenn du es einmal ausführst, so habe ich es dir im voraus verziehen.“

Er faßte seinen Arm und taumelte weiter, ohne sich um Erhards Gemurmel: Unsinn! Unsinn! zu kümmern. Nach wenigen Minuten war er wieder wie bewußtlos und ging er wieder gleich einem Nachtwandler auf dem schlüpfrigen Wege, wie vorhin. Wahrscheinlich hatte er schon seine eigenen Worte vergessen.

2.

Hätte ich nicht schon angedeutet, daß ich diese Geschichte aus wahren Begebenheiten zusammensetze und nach Aktenstücken erzähle, ich wäre in Gefahr, vom Leser für sehr wenig vertraut mit deutschen Zuständen und Verhältnissen gehalten zu werden. Wo in aller Welt führt der Schulmeister in Gesellschaft des Pfarrers, des Oberamtsrichters, überhaupt angesehener Personen das große Wort? wo gehört er mit zu der Honoratiorengesellschaft? wo sitzt er mit an dem Tische, an dem die besten Männer der Stadt sitzen? und wo trinkt er den besten Wein mit und zwar auf eigene Kosten? Mit dem Schulmeister Erhard in der hübschen, kleinen Stadt B. verhielt es sich allerdings anders als mit allen andern Schulmeistern Deutschlands dieß- und jenseits der Mainlinie.

Erhard, der Schulmeister, war der Sohn eines Schulmeisters und hatte eine elende Jugend voll Mangel, Entbehrung, Noth hinter sich, wie alle Söhne von Schulmeistern, die sich dem Berufe ihrer Väter widmen. Letzteres hat Erhard zwar nicht gewollt; er strebte höher hinauf, und in dem Schullehrerseminar lernte er so viel, als man sonst in berühmten Stiften und auf Universitäten lernt; sein Ideal war mindestens eine Universitätsprofessur gewesen — aber was nützen die Ideale? Er mußte froh sein, daß man ihn in Anerkennung seines höheren Wissens

nicht in irgend ein weltverlassenes Dorf, sondern in die hübsche und wohlhabende Stadt versetzte — freilich auch nur als ganz niedrigen Schulmeister ganz kleiner Kinder mit ganz kleinem Gehalte, aber doch mit der gegebenen Möglichkeit, sich in der Fremdenstadt mit Privatlektionen neben seinem jämmerlichen Gehalte noch so viel zu erwerben, als nöthig war, um einen ordentlichen Rock zu bezahlen — ein Luxus, auf den, nebenbei gesagt, Erhard überaus viel hielt. Einige verdienstliche Aufsätze über pädagogische Gegenstände in einer Schulzeitung und ein Lesebuch mit Erklärungen, in dem er bedeutendere Dichterwerke dem Verständniß der Jugend näher zu bringen suchte, lenkten die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf ihn, und er war noch nicht tief in den Zwanzigen, als ihm eine Stelle an einer Realschule angeboten wurde. Er lehnte zwar, man wußte nicht, aus welchen Gründen, diese Stelle ab, in der Stadt aber wußte man um die Anerbietung, eben so wie die glänzenden Anträge bekannt wurden, die ihm ein berühmtes Privatinstitut in der französischen Schweiz gemacht hatte. Dazu kam, daß er gleich in den ersten Jahren seines Aufenthaltes der gesuchteste Privatlehrer in heimischen wie in fremden Familien war, und daß er Gegenstände lehrte, mit denen sonst Schulmeister seines Ranges selten oder gar nicht vertraut sind — und zu all Dem ein Wesen, das zu der Vorstellung von einem Schulmeister nicht im Entferntesten stimmte. Erhard war ein schlanker, kräftiger, großer Mann mit einem Gesichte, das in verhältnißmäßig früher Jugend schon so aussah, als hätte er eine Geschichte voll von Leidenschaften hinter sich. Es gibt Gesichter, die so geboren werden und gewissermaßen das Programm ihres Lebens mit auf die Welt bringen. Dunkelbraune, dichte Haare umschatteten eine hohe blasse Stirne; aber noch schattender wirkten die dichten und langen, über der Nasenwurzel zusammenhängenden Augenbrauen, welche die Blässe und Hohlheit der Wangen, wie die Schärfe der Geiernase desto stärker hervortreten ließen. Ein Glück für Erhard war es, daß das Schulreglement das Tragen von Schnurrbärten nicht gestattete;

der Schnurrbart hätte den Mund verdeckt, der, obwohl feinlippig, festgeschlossen und, wie das ganze Gesicht, auf mannigfache Leidenschaften deutend, doch einen melancholischen Zug hatte, der das etwas Fieberische, Heiße der Erscheinung wohlthätig milderte.

Der Mund ist's, der Geschichten euch erzählet.
Ein leiser Zug nur um den Mund kann's sagen,
Wie sehr ein armes Herz sich hat gequälet,
Ob es einst Glück gesehn in bessern Tagen.
Der Mund ist's, der ein Angesicht beseelet.
Die Augen mögen nur die Fackeln tragen,
Um eines solchen Buches dunkle Stellen
Mit ihrem Licht erklärend zu erhellen.

In einer größeren Stadt, und wo man ihn nicht als Schulmeister gekannt hätte, würde man von ihm gesagt haben, er habe etwas Byronisches in seinem Wesen und Aussehen. Daß aber all Das nicht genügt haben würde, einem armen Schulmeister die Stellung zu verschaffen, die er wirklich einnahm, wird der deutsche Leser leicht begreifen, da sich seit der Zeit der Kotzebue'schen Kleinstädter in den sozialen Begriffen von Titeln und Gleichheit der Stände in Deutschland wenig geändert, da in dem Lande der Denker die Aristokratie des Geistes und der Bildung noch immer die geringste Geltung hat. Gibt es doch im Lande der Denker eine Universitätsstadt, wo die simplen Professoren, die Hofräthe, die Geheimräthe in einem und demselben Gesellschaftszimmer verschiedene Tische einnehmen. Erhard dankte seine Stellung einem ganz andern Umstande, der eben so wenig mit seinem Wissen als mit seiner äußern Erscheinung etwas zu thun hatte. Die Auflösung des Räthsels seiner Stellung liegt in folgenden drei kleinen einsylbigen Worten: er war reich!

Vor Jahren, kurz nach Erhard, war ein alter blinder Herr, der seiner Zeit bekannte Baron W . . . s, ein ehemaliger Staatsmann, in die Stadt gekommen. Er bedurfte eines Vorlesers in mehreren Sprachen und engagirte Erhard. Bald hatte er, wie man sich im Publikum ausdrückte, am Schulmeister einen Narren

gefressen, und dieser gewann schon damals an Achtung und Ansehen, da man erfuhr, daß der Baron seine Denkwürdigkeiten sammelte und sie dem Schulmeister in die Feder diktirte. Da der Baron viel erlebt und erfahren, an den wichtigsten politischen Ereignissen und Verhandlungen Theil genommen und in die Intriguen mehrerer Höfe geblickt hatte, wurde der Schulmeister, sein Sekretär, zu einem wichtigen Manne, der viele Geheimnisse und über Staatsangelegenheiten mehr wissen mußte, als irgend ein angesehener Mann der Stadt — und dazu erfuhr man, daß der Baron sich zu wiederholten Malen über seine Fähigkeiten sehr lobend ausgesprochen, und daß er voll Vertrauen die gänzliche Bearbeitung des rohen Materials ihm allein überließ. Noch höher stieg das Ansehen Erhards, als man bemerkte, daß der höchste Vertreter der Regierung zu B. seinen Umgang suchte, ihn zu sich einlud und ihm alle möglichen Artigkeiten erwies, offenbar in der Absicht, etwas von den Geheimnissen des Barons, die er aufzeichnete, für seinen Minister, vielleicht für seinen Fürsten zu erforschen. Es machte allgemein einen großen Eindruck, daß Erhard bei all Dem in seiner niedrigen Stellung verblieb, sich nicht überhob, nicht den Wichtigen spielte und selbst höhere Anstellungen und Gehaltszulagen von der Hand wies. Am Höchsten aber stieg das Ansehen des Schulmeisters, und den tiefsten Eindruck brachte es hervor, als endlich der alte blinde Herr zu den Vätern ging und dem armen Schulmeister Alles vermachte, worüber er neben dem Fideikommiß und den Majoraten verfügen konnte. Es war Das im Grunde nicht viel, denn der Baron war nicht reich und immer freigebig gewesen, aber achtzig bis hunderttausend Gulden sammt der Bibliothek und, wie man sich erzählte, das Manuskript der Denkwürdigkeiten waren für einen Schulmeister und für die kleine Stadt ein ungeheures Vermögen, ein unberechenbares Vermögen, da das Publikum die Ueberzeugung hatte, daß der Schulmeister mit dem Manuskripte die Höfe des halben Europa in Schach halten und es diesen oder den Buchhändlern zu jeder beliebigen Riesensumme verkaufen könne. Er war also nicht nur

ein reicher Mann, sondern auch der Besitzer wichtiger Geheimnisse und eines Schatzes, aus dem er nach Belieben neue Reichthümer schöpfen konnte.

Aber was bewog ihn, bei so glänzenden Verhältnissen und bei seinem ursprünglichen Ehrgeiz in der kleinen Stadt und in der immerhin untergeordneten und abhängigen Stellung eines Schullehrers zu verharren? Wir wissen es nicht. Vielleicht aber erfahren wir es, oder lernen wir es ahnen noch an dem Abende, an dem er den taumelnden Hallwich in seine Wohnung zurückbegleitete. Vielleicht blieb er in seiner niedern Stellung, nur um den Vorwand zu haben, auch in der kleinen Stadt bleiben zu können.

Es war spät nach Mitternacht, als die Beiden vor dem Hause Hallwichs ankamen. Es war ein hübsches, freundliches, einstöckiges Haus mit einem Garten dahinter, das mit der Front auf die Anlagen sah und mit seinem Hofe an die ältesten Theile der Stadt anstieß. Der Garten zeugte allerdings von einigem Verfall, aber dem Ganzen sah man es doch noch an, daß es ursprünglich einer wohlhabenden Familie angehört haben mußte, die für sich allein wohnen und es sich in einer kleinen abgeschlossenen Welt wollte wohl sein lassen. Zu der Freundlichkeit des ganzen Anwesens paßte es wenig, daß jetzt der Besitzer wie ein Todter, oder wenigstens wie eine todte Masse auf die Stufen, die zur Hausthüre führten, niedersank; paßte auch die Beleuchtung des Dezembermondes nicht und paßte am Allerwenigsten das Nachtlicht, das aus einem der Fenster des unteren Geschoßes trüb und traurig durch die Spalten der Jalousien hervorbrach. Erhard klopfte leise an die Thüre. Nach weniger als einer Minute wurde diese von einer weiblichen Gestalt geöffnet, welche aber sofort sich wieder gegen die Stube wandte und auf das: „Guten Abend, Frau Doktor!“ des Schulmeisters kaum antwortete. Erst als er: „Hier ist Ihr Mann!“ hinzufügte, kehrte sie mit einem seufzenden: „Ja so!“ wieder an die Hausthüre zurück, und indem sie sich bückte, um den Schlafenden oder Betäubten unter den

Arm zu fassen, sagte sie in sichtbarer Aufregung: „Rasch, rasch, ich muß zum Kinde zurück!"

„Bemühen Sie sich nicht," bat Erhard, „ich bringe ihn schon allein in die Stube; lassen Sie Luischen nicht allein!"

Die Frau ließ sich Das nicht zweimal sagen und eilte wieder ins Haus zurück.

„Thier! Verbrecher!" murmelte der Schulmeister zwischen den Zähnen, während er Hallwich mit Riesenkraft um den Leib faßte und in die Höhe hob. — „Dir und ihr wäre besser, wenn ich dich so als wirkliche Leiche forttrüge!"

Er trug ihn über den breiten Hausflur, an der Treppe vorbei in eine hintere Stube und warf ihn da mit einer Art von Ingrimm, wie man eine unangenehme Last abwirft, auf ein Sopha — alles Das im Dunkeln, offenbar mit den Oertlichkeiten des Hauses wie mit jedem einzelnen Möbel aufs Genaueste bekannt. Ohne sich weiter darum zu kümmern, in welcher Lage er den Trunkenen zurückließ, ging er jetzt mit leisen Schritten auf die Thüre los, in der die Frau verschwunden war, drückte sanft die Klinke und trat ein. Die Frau saß, halb und halb im Nachtkleid, ein Tuch um den Kopf gebunden, an dem Bette des kranken Kindes und lauschte auf dessen Athem, der allerdings schwer und beklommen ging und einen desto traurigern Eindruck machte, als aus dem Nebenzimmer sich der gesunde und wohlthätige Schlaf der andern zwei Kinder in ruhevollen Takten hören ließ. Das Nachtlicht warf einen weißen und melancholischen Schimmer auf das sorgenvolle Gesicht der Mutter, die dem lauschenden Schulmeister als die schönste mater dolorosa, die er je gesehen, erschien. Er dachte an das ewig lachende Gesicht voll Jugend und Glück, das er vor Jahren gekannt hatte, das ihm so viele Schmerzen verursacht hatte, und er wußte selber nicht, ob er jetzt eine gewisse teuflische Genugthuung empfinde, oder ob sie in ihrem Elende wirklich schöner sei, als sie es im Glück und in der ersten Blüthe ihrer Schönheit jemals gewesen. Mit mir, sagte er sich, wäre sie glücklicher gewesen; ich säße mit ihr am Bette

ihres Kindes — aber für den elenden Schulmeister hatte sie damals keinen Blick — der glänzende, der reiche, der elegante Sohn des Appellationspräsidenten gefiel der Tochter des Gärtners viel besser!

„Ist Luischen wirklich so krank?" fragte er, indem er sich dem Bette näherte.

Frau Hallwich antwortete nur mit einem traurigen Achselzucken und einer Handbewegung nach dem Kinde.

„Haben Sie einen Arzt?"

Sie nickte mit dem Kopfe.

„Hat er was verschrieben?"

Sie deutete auf den Nachttisch, wo ein Rezept lag. Er nahm es auf und fragte nach der Medizin. Sie antwortete nicht, neigte sich nur tiefer auf das Kind und küßte es. „Er hat das letzte Geld heute auf den Johannisberg getragen," dachte Erhard, nahm das Rezept und verließ die Stube. Als er nach ungefähr einer Stunde wiederkam, sprang sie ihm bis an die Thüre entgegen, und während sie die Medizinflasche in Empfang nahm, drückte sie ihm zugleich die Hand, flüchtig, doch herzlich und mit einem dankbaren Lächeln auf den Lippen. Sofort hob sie das Kind sanft in die Höhe und flößte ihm einen Löffel voll ein. Dabei schlug das Kind die Augen auf, sah Erhard und lächelte.

„Sie erkennt Sie," lispelte Frau Hallwich — „mich hat sie vorhin nicht erkannt." Dann setzte sie sich wieder hin, um die Wirkung der Arznei zu beobachten. Nach kurzer Zeit athmete das Kind leichter und versank in einen ruhigen Schlaf. „Das Fieber," sagte die Mutter vor sich hin, „scheint abzunehmen." — „Augenscheinlich," bestätigte Erhard, „und Sie werden sich überzeugen, daß es sich gegen Morgen ganz legen wird." — Sie sah erstaunt auf; sie hatte vergessen, daß der Schulmeister sich neben sie ans Bett gesetzt hatte und mit ihr wachte. Sie reichte ihm die Hand, um ihn um Verzeihung zu bitten und zugleich zu danken; er zog sie an seine Lippen.

„Sie sind dem Kinde so gut," sagte sie gerührt, „ich kann Ihnen nicht sagen, wie dankbar ich Ihnen bin."

Erhard stand auf und trat ans Fenster. Nach einiger Zeit kehrte er zu der Frau zurück und sagte zögernd: „Frau Doktor! Wir sind ja alte Freunde — Ihr Kind ist krank — mein Luischen, das ich so lieb habe — Sie sind vielleicht — verzeihen Sie, wenn ich mich irre — aber ich fürchte — erlauben Sie mir, daß ich Ihnen eine kleine Summe vorschieße."

Die letzten Worte hatte er rasch hervorgestoßen, dann wischte er sich den Schweiß von der Stirne.

Aber Frau Hallwich antwortete ruhig: „Ich danke Ihnen, lieber Freund — morgen werde ich Geld haben."

Dann schwiegen sie wieder Beide und saßen still neben dem Bette des Kindes, das mit dem herannahenden Morgen in der That sich mehr und mehr beruhigte. Als die Morgendämmerung herein zu brechen begann, schlug Luischen die Augen auf und freute sich, den Schulmeister zu sehen. Frau Hallwich überließ ihm das Kind und ging in die Küche, um einen Thee zu bereiten. So verging dem Schulmeister die ganze Nacht in Gesellschaft der armen Frau und des kranken Kindes; Frau Hallwich hatte nicht den geringsten Widerspruch dagegen erhoben, daß er Sorge und Mühe mit ihr theilte, und das Kind freute sich seiner Gegenwart. Wie altbekannt er auch im Hause war, so schien er sich jetzt der Familie doch plötzlich um Vieles näher gerückt, und der guten Frau mußte es auch so sein, denn sie nahm seine Dienste ohne Rückhalt in Anspruch und fühlte sich offenbar durch seine Gegenwart gestärkt und beruhigt.

Erst als das volle Tageslicht hereinbrach, ermahnte sie ihn, sich zur Ruhe und nach Hause zu begeben. Er gehorchte, nachdem sie ihm erlaubt, im Laufe des Tages wieder zu kommen, und wollte sich eben aufmachen, als Frau Hallwich wieder vor ihn hintrat und sagte: „Bei aller Güte, die Sie für mich haben, wäre es unrecht, wenn ich eine Bitte zurückhielte, die Sie in meine Verhältnisse einen Blick thun läßt. Herr Erhard, ich sehe mich gezwungen, den obern Stock unseres Hauses zu vermiethen; wir müssen uns einschränken; so weit ist es — aber ich habe

nicht das Herz, es im Tagblatt anzukündigen und so gewissermaßen unser inneres Elend vor aller Welt zu verkünden. Helfen Sie mir im Stillen einen guten Miether finden!"

Erhard ergriff ihre beiden Hände. „Es ist also wirklich so weit!" rief er mit bebender Stimme „Verlassen Sie sich auf mich."

„Das thue ich," versicherte sie treuherzig.

Als er aber wenige Tage darauf plötzlich mit zwei Wagen voll von seinen eigenen Habseligkeiten vor ihrem Hause erschien und ihr anzeigte, daß er selbst ihr Miethsmann werde, erschrak sie, ohne zu wissen warum, bis ins Innerste ihrer Seele.

3.

Alle Zeit, die ihm seine Schulstunden frei ließen, verbrachte Erhard in der untern Stube und am Krankenbette des Kindes. Frau Hallwich war ihm dafür um so dankbarer, als sie nun einen Theil ihrer Sorgfalt auch ihren andern zwei Kindern zuwenden konnte. Ihr Mann war selten sichtbar. Er schlief bis spät in den Tag hinein; dann ging er aus und kehrte gewöhnlich nach Mitternacht heim, immer in dem Zustande, in welchem ihn Erhard vom Johannisberg heimzubringen pflegte. Er schien kaum bemerkt zu haben, daß Letzterer sein Miethsmann und Hausgenosse geworden. Erhard und Frau Bertha Hallwich vermieden es beiderseits, über ihn zu sprechen, selbst wenn sie in der Nacht Geräusch an der Thüre hörten und hinaus gingen, um den Bewußtlosen gemeinschaftlich in sein Schlafzimmer zu bringen. Bertha wurde nach solcher Szene meist noch schweigsamer als gewöhnlich; ein Seufzer oder höchstens eine stille Thräne, die sie zu verbergen suchte, war Alles, was den Vorgang in ihrem Gemüthe verrieth. Es mag wohl schon die siebente oder achte Nacht gewesen sein — Lulu war bereits aus aller Gefahr —

als sich ihr lange zusammengepreßtes Gefühl Luft machte und sie, nachdem sie Hallwich ins Bett gebracht, sich plötzlich wie aufgegeben in die Sophaecke warf und in lautes Schluchzen ausbrach. Erhard wußte wohl, warum sie so heftig weinte; er setzte sich zu ihr und ergriff ihre Hände.

„Haben Sie ihn früher gekannt?“ rief sie verzweifelnd — „ja Sie kannten ihn noch als den herrlichen, hoffnungsvollen, liebenswürdigen Mann, um dessen Liebe mich alle Frauen und Mädchen beneideten — und nun!!“

„Und nun!“ wiederholte Erhard mechanisch und sah ihr auf eine Weise in die Augen, als ob er sich aufs Höchste anstrengte, in ihrer Seele zu lesen.

„Und nun,“ rief Bertha und sprang auf — „nun bin ich nahe daran, ihn zu hassen, ihn zu verachten. Seit das Kind krank ist, hat er kaum zweimal den Kopf in die Stube gesteckt, um sich zu erkundigen; den letzten Kreuzer trägt er ins Wirthshaus; und daß seit acht Tagen ein fremder Mann neben mir wacht, die Nächte mit mir allein verbringt, er scheint es kaum zu bemerken!“

„Ein fremder Mann!“ wiederholte Erhard auf gleiche Weise und ließ den Kopf sinken. Von der ganzen Beredtsamkeit, die ihn auf dem Johannisberg auszeichnete und zum Hauptsprecher der Gesellschaft machte, schien ihm in Gegenwart und Gesellschaft Berthas nicht die Spur übrig geblieben. Es war, als könnte er immer nur von ihr gesprochene Worte wiederholen und nachdenklich deren Sinn hin und her wenden, obwohl es doch immer so aussah, als wollte er plötzlich in heftiges Reden ausbrechen, und als thäte er es nur nicht, weil ihm der Muth dazu fehlte. Seine Wiederholung der Worte „ein fremder Mann!“ brachte die aufgeregte Frau wieder zur Besinnung. Sie setzte sich zu ihm, ergriff seine Hand und sagte sanft: „Verzeihen Sie! Sie sind mir kein fremder Mann! Sie sind mein Freund, ich weiß es, mein lieber, treuer Freund — aber — aber — ich bin so unglücklich, daß ich für das Gute, das mir das Schicksal noch gönnt, kaum

mehr empfänglich, kaum dankbar bin. Gute Nacht! Schlafen Sie wohl und verzeihen Sie mir!"

Erhard ging, wie ein Diener, den man entläßt, auf seine Stube, in der es, wie in seiner ganzen Wohnung, noch wirr und chaotisch aussah. Bücher und Papiere lagen in Haufen auf dem Boden, von den Möbeln standen nur wenige auf ihren Plätzen. Er hatte in all diesen Tagen weder Zeit noch Lust gehabt, sich mit der Einrichtung seiner neuen Wohnung zu beschäftigen, und Bertha, die manchmal daran dachte, versicherte er, daß Alles in Ordnung sei. Die Wirrniß stimmte besser mit seiner Stimmung, aber sie hinderte ihn, wie er jetzt, unruhig und aufgeregt, in den Stuben umher zu wandeln anfing. Bücher, die ihm sonst werth und theuer waren, stieß er mit dem Fuße bei Seite oder er trat darauf, als wären es gemeine Steine am Wege; Möbel und Gefäße wurden hin und her gestoßen, wie er so, mehr und mehr aufgeregt und wie von einem Fieber geschüttelt, die Stuben durchwanderte. Daß Bertha ihren Mann zu hassen, ja zu verachten anfing — der Gedanke würde ihn, Das gestand er sich selbst, mit Wonne erfüllt haben, hätte er nur ganz daran glauben können. Er meinte sie zu kennen; er sagte sich, daß sie morgen, sobald er sie wieder sehe, jene in der Entrüstung ausgestoßenen Worte reuig widerrufen werde. Er erwartete Das mit Gewißheit, und es war ihm, als ob er ein Todesurtheil erwartete. Dann wieder sagte er sich, daß dieß vielleicht doch ein versprechender Anfang sei; daß die Liebe Berthas, ihr edles Gefühl für Form und Anständigkeit dem beständigen abstoßenden Anblick nicht werde widerstehen können. „Geduld!" rief er in die Nacht hinein, „Geduld!" Alle Möglichkeiten standen vor seinem Geiste. In erster Linie Scheidung. In zweiter ein möglicher Unglücksfall, denn wie leicht konnte Hallwich auf dem gefährlichen Wege, den er in seiner Trunkenheit auf der Heimkehr vom Johannisberge mit Vorliebe wählte, hinabstürzen in die Tiefe, in dem oft angeschwollenen Bache ertrinken oder auf den hervorragenden Felsblöcken den Hals brechen.

In dritter Linie stand noch eine andere Möglichkeit. Der Elende, der ein vortreffliches Weib entwürdigte, seine Kinder um den letzten Bissen brachte, der schlimmer war als ein Mörder — konnte einen Richter finden, der eine Lücke des Gesetzes ausfüllte und den Verbrecher — richtete! Bei dem Gedanken an die Scheidung hatte sich Erhard in einen Lehnstuhl geworfen — da er aber an diesen Gedanken des Richters kam, sprang er wieder auf und lehnte den glühenden Kopf an die kalte Fensterscheibe. Er überredete sich, daß er in Folge der Nachtwachen und der Aufregungen, die der beständige Umgang mit dem unglücklichen und geliebten Weibe mit sich brachte, ein gewöhnliches, rein körperliches Fieber empfinde, und wie um sich selbst von dieser Wahrheit zu überzeugen, schüttelte er sich und legte er prüfend die Hand an den Puls.

So stand er schweigend und horchend, als er mitten durch die stille Nacht ein überaus trauriges Wimmern und Jammern vernahm, das, manchmal durch einzelne klagende Worte und Rufe unterbrochen, über den Garten hinter dem Hause und, wie es schien, aus dem Hofe des Nachbars kam. Erhard horchte aufmerksamer. Wie unheimlich es auch war, ihm war es doch willkommen, denn es riß ihn aus den Gedanken, von denen er wußte, daß sie ihn, wenn sie ihn einmal erfaßt, nicht so leicht wieder frei ließen. Als käme ihm eine Erlösung, riß er das Fenster auf und streckte den Kopf hinaus, um sich über das Wimmern und Gejammer besser zu orientiren. Wir wissen nicht, ob es auf ihn so gewirkt, wie es auf jeden Andern gewirkt haben würde, unendlich wehmüthig, ja herzzerreißend — für ihn war es vielleicht nur eine Zerstreuung, eine Gelegenheit, sich selbst zu entfliehen — gewiß ist, daß er nach einigen Minuten Horchens leise die Treppe hinunterschlich, eben so leise die Hinterthüre öffnete, durch den Garten ging und mit einem gewandten Turnerschwung den Zaun passirte und im Hofe des Nachbars stand. Daselbst hielt er einen Augenblick inne, um sich aufs Neue zu orientiren. Die Nacht war hell genug, um die Gegenstände ringsum erkennen zu lassen.

Er befand sich im Hofe eines gewöhnlichen bürgerlichen Hauses, der nach hinten offen, nur durch den Gartenzaun, den Erhard eben übersprungen, geschlossen war. Das ganze Haus lag im Dunkeln. Ein Anbau erstreckte sich bis an den Hallwich'schen Garten, und aus dessen unterem Raum kamen jene traurigen Laute, die sich mittlerweile in Schluchzen und Weinen verwandelt hatten. Das Geräusch, das Erhards Sprung verursachte, veranlaßte einen Bewohner des obern Stockwerkes jenes Anbaues, das Fenster zu öffnen und hinunter zu rufen: „Wer ist da?"

„Ich bin es, Ihr Nachbar, Erhard."

„Ah, Herr Präzeptor Erhard! Was steht zu Ihren Diensten?"

„Ich hörte von da her ein so arges Jammern und Schreien und wollte nachsehen, was da vorgeht."

„Ach so! Sie sind neu in unserem Quartier, Herr Präzeptor, und kennen Das noch nicht. Es ist nichts, es ist nur die alte Paulhuberin, die ihren Sohn beweint."

Nach diesen Worten schlug der unsichtbare Redner wieder das Fenster zu, um sich ins Bett zu flüchten.

„Es ist nichts, es ist nur die alte Paulhuberin, die ihren Sohn beweint!" wiederholte Erhard. „Ist Das nichts? Eine Mutter, die ihren Sohn beweint? Wie leicht gewöhnen sich die Menschen an das Unglück Anderer. Der Mann kam besorgt ans Fenster, weil er Geräusch hörte; das furchtbare Gewimmer hatte ihn nicht gestört."

Er fühlte ein tiefes Mitleid mit der Frau, deren Schmerz für die nächsten Nachbarn „Nichts" war. Auch war ihm der Name nicht fremd. Bertha hatte ihn in den letzten Tagen oft ausgesprochen. Wenn die Paulhuberin, meine liebe Nachbarin, nicht krank wäre, hatte sie mehrere Male geklagt, wäre ich nicht so verlassen, und sie würde Luischen mit mir pflegen, denn sie liebt die Kinder alle, seit sie ihr einziges verloren. Erhard vergaß kein Wort, das aus Berthas Munde kam; auch hatte diese offenbar viel Freundschaft für die Paulhuberin. Das war Grund genug, von seiner Unternehmung nicht abzulassen, und er näherte

sich der Thüre des untern Stockwerkes, obwohl die traurigen Töne bereits verstummt waren. Auch war es unterdessen in der kleinen Wohnung der Paulhuberin hell geworden, so daß er durch den Lichtschein, der auf den Flur herausfiel, erkennen konnte, daß die Hausthüre offen stand. Er trat ein und klopfte an die Stubenthüre.

„Herein! Herein!“ rief schnell nach einander eine schwache weibliche Stimme — und als Erhard wirklich eintrat, rief dieselbe Stimme erschrocken: „Ach, Sie sind es, Herr Präzeptor? Entschuldigen Sie, ich glaubte, es wäre Frau Doktor Hallwich, die mich in solchen traurigen Stunden zu besuchen pflegt.“

Die so sprach, war ein Mütterchen, dem man es sofort ansah, daß ihr Gesicht älter war, als ihre Jahre. Viele und feine Fältchen, unter diesen manche, die tiefe Einschnitte bildeten, besonders zwischen den Augenbrauen und an den Mundwinkeln, bedeckten schöne Züge, die das Alter noch nicht zu entstellen, wohl aber ein tiefer Kummer zu verändern vermocht hatte. Graue Haare drangen dicht aus einer saubern weißen Nachthaube vor und stimmten harmonisch zu dem melancholischen Ausdruck, eben so wie die Thränen, die, obwohl sie beruhigt schien und mit Fassung sprach, langsam die Wangen herabrollten. Sie schien an Thränen so gewöhnt, daß sie ihr leises Herabfließen gar nicht wahrnahm. Als Erhard eintrat, zog sie die Decke nur etwas höher und stellte das Licht auf dem Tische etwas weiter zurück, daß sie nur halb beleuchtet war.

„Verzeihen Sie, Herr Präzeptor,“ begann sie wieder, „Sie sind an meine Nachbarschaft noch nicht gewöhnt, und ich habe Sie wohl im besten Schlafe gestört. Ich nehme mich zusammen, so gut es geht; aber es nützt nichts. Die Anfälle kommen immer wieder — ach Gott, es sind ja noch nicht drei Jahre.“

„Von welchen Anfällen sprechen Sie denn, gute Frau?“

„Sehen Sie, lieber Herr Präzeptor, vor kaum drei Jahren, im Jahre 1849 — Sehen Sie, ich hatte einen Sohn, einen prächtigen Jungen, mein einziges Kind, mein Alles. Wenn er lebte, jetzt wäre er Doktor und ich die glücklichste Seele auf der

Erde. Damals ging er mit den Revolutionären, er war noch Student, und er wollte nur das Gute. Die Feinde haben ihn gefangen, und der General hat ihn erschießen lassen, hier, draußen vor der Stadt, an der alten Mauer, nahe am Flusse. Sehen Sie, wie ruhig ich darüber spreche. Ich kann es, so lange ich wache, aber im Schlafe sehe ich Alles wieder, und da habe ich mich nicht in meiner Gewalt, und da jammere ich, bis ich mich selbst wecke. Das dauert manchmal über eine Stunde. Wenn ich erwache, ist mir wohl, und ich kann dann durch mehrere Tage den Menschen wieder ein ruhiges, ja ein heiteres Gesicht zeigen. Das ist es — darum habe ich Sie gestört. Verzeihen Sie mir. Sie werden sich daran gewöhnen, wie die Andern."

Hätte sie ihre Worte mit solchem Jammer begleitet, wie jener war, der Erhard herbeigelockt hatte, sie würden auf ihn nicht den Eindruck hervorgebracht haben, wie es jetzt die schlichte kurze Erzählung that, aus der die Absicht, mit ihrem Unglücke Niemand lästig zu fallen, deutlich hervorleuchtete. Erhard bat sie, ihm, wenn es ihr nicht zu schmerzlich sei, von ihrem Sohne und dessen Tode ausführlicher zu erzählen, wohl fühlend, daß ihr solche Mittheilung Bedürfniß war. Sie schüttelte zwar abwehrend den Kopf, da er sie aber, als ein gewandter Pädagog, durch kleine unscheinbare Fragen mitten in den Gegenstand hineinzog, befand sie sich in der Erzählung und Schilderung, ehe sie sich dessen versah. Und da sie an dem Verlorenen viel zu schildern hatte, verging bald eine Stunde, bald die zweite — das Gesicht der verwaisten Mutter glänzte jetzt in Glück, wenn sie von den Vorzügen und Tugenden ihres Sohnes sprach, dann war es wieder in Thränen gebadet, und so fort abwechselnd, wie ein kummerschweres Herz dessen zur Erleichterung bedarf. Die Dämmerung brach bereits herein, und die Paulhuberin sprach noch immer fort, und der Schulmeister, den die Mitternacht in schwarzen, in unaussprechlichen Gedanken gesehen, saß noch immer da, theilnehmend, gerührt, voll tiefen Mitleids für die arme Frau, die er niemals früher gesehen hatte.

Als er endlich ging, fühlte sie, daß er ihr ein Arzt, Tröster und Helfer gewesen, und er seinerseits nahm sich vor, sich an ihr nächtliches Klagen nicht zu gewöhnen, wie die andern Nachbarn, und immer, so oft er sie in der Nacht hören würde, aufzustehen und zu ihr hinüber zu gehen, sie aus ihren traurigen Träumen zu wecken und sie zu trösten.

Ruhevoll ging er zu Bette und fiel in so tiefen und ruhigen Schlaf, daß er erst spät am Nachmittag erwachte. Ein Brief des Schulrektors fragte an, warum er seine Schulstunden ohne Entschuldigung versäumt habe. Als Antwort darauf setzte er ein Gesuch um Urlaub auf, da er sich nicht wohl fühle und der Ruhe bedürfe. Dann, nach einigem Nachsinnen, ergriff er die Feder aufs Neue und schrieb eine Eingabe, in welcher er seine Entlassung aus dem Dienste gab. — „So," sagte er, „jetzt kann ich den ganzen Tag in der Nähe Berthas verweilen und meinen Arbeiten und meinem Glücke leben. Glücke?" — Er lächelte, als ob er sich zugleich beweinen und verhöhnen wollte. „Wir wollen sehen."

Ja, wir wollen sehen.

Luischen genas rasch. Es war kein Grund mehr vorhanden, an ihrem Bette zu wachen, und wenn Erhard sie besuchte, um mit ihr zu spielen und ihr Märchen zu erzählen, da sie der strengen Jahreszeit wegen nicht ausgehen durfte, machte sich ihre Mutter mit den andern Kindern oder in der Küche oder sonst wo im Haushalt zu schaffen. Sie war ja allein; das einzige Dienstmädchen war längst entlassen. Sie scheute sich, Erhard in die Augen zu sehen, seit sie in einem Augenblicke der Entrüstung ihren Haß, ihre Verachtung gegen Hallwich ausgesprochen — und Erhard seinerseits fürchtete, daß sie, sobald es zu einer längern Unterredung zwischen ihnen käme, die Gelegenheit ergreifen würde, jene Worte zu widerrufen. Sie hatten so großen Werth für ihn, diese Worte, und er klammerte sich an sie — „wie an Strohhalme," so dachte er selbst, denn Bertha erschien ihm wie eine Frau, die ewig liebte, was sie einmal zu lieben

angefangen. Er hatte gute Momente, in denen er sich vornahm, ihr nur Gutes zu thun, nur für sie zu sorgen und nichts von ihr zu erwarten; er sagte sich, sie mit ihren Kindern solle von seinem Ueberflusse mit ihm leben, sorgenlos und auf eine ehrenvolle Weise, daß sie es nicht fühle und merke. Er bat sie, ihn auch in Kost zu nehmen und ihn mit ihr und den Kindern an Einem Tische essen zu lassen, da er des ewigen Wirthshauslaufens und Junggesellenlebens müde sei. Bertha meinte, Das gehe nicht an; um so weniger, als Hallwich beinahe nie mehr zu Hause speiste. Es gestaltete sich Alles so sonderbar und anders, als er es erwartet hatte. Er wohnte nun seit Wochen im Hause, und er bekam Bertha seltener zu sehen, als ehemals, da er nur als Besucher ins Haus zu kommen pflegte. Und er hatte sich eingebildet, für sie leben zu wollen und zu können — und dieß für Andere Leben war ihm ein Bedürfniß geworden, und da er nichts mit seiner Zeit anzufangen wußte, saß er nun stundenlang drüben in der kleinen Stube der Paulhuberin und tröstete sie und sprach mit ihr von alten Zeiten. Auch für sie hätte er sonst gern etwas gethan, aber was waren ihr alle Freuden und Genüsse dieser Welt, seit ihr Sohn erschossen worden? Sie lebte gewissermaßen von der Luft — ein sehr mäßiges Einkommen genügte ihr so sehr, daß sie noch manchmal für die Hallwich'schen Kinder Näschereien und Spielzeug kaufen konnte. Erhard erschien sich mit seinem Gelde als ein Ausgestoßener, wie mit seinem Herzen, mit all den glühenden Leidenschaften, die er nur zu sehr in sich lodern fühlte.

In dieser Stimmung und Vereinsamung hatte er manchmal das Bedürfniß, sich wieder an Hallwich anzuschließen, aber dieser war, seit Erhard ins Haus gezogen, weniger sichtbar als je. Nächte und Tage verbrachte er außer dem Hause, und allem Anscheine nach ging es mit ihm rasch abwärts. Von Zeit zu Zeit hörte Erhard in der Wohnung ebener Erde jenen wüsten Lärm, der mit der Heimkehr von Trunkenbolden verbunden zu sein pflegt, aber er hütete sich dann, hinabzusteigen und Bertha

behülflich zu sein, nachdem sie es ihn einmal bei solcher Gelegenheit deutlich hatte fühlen lassen, daß sie solche Szenen am Liebsten ohne irgend einen Zeugen vorübergehen lasse. Dennoch — es war in einer eiskalten Nacht, Hallwich war unfähig, die wenigen Stufen, die zur Schwelle hinaufführten, selbst mit Hülfe seiner Frau zu erklimmen — dennoch stieg er in dieser Nacht hinab, da er Bertha laut schluchzen und unwillkürlich wie um Hülfe rufen hörte. Seiner großen Kraft war es bald gelungen, Hallwich ins Haus und ins Bett zu bringen. Bertha hatte sich indessen in die Stube geflüchtet. Erhard stand draußen und hörte ihr Schluchzen. „Es wäre am Besten," dachte er, „ich ginge jetzt hinein und drückte meine Hand auf den Mund des Verbrechers, daß er erstickte. Allem Elend wäre ein Ende gemacht, und sie könnte noch glücklich sein mit — mir." — Dabei streckte er die Hand stramm aus, als drückte er sie in der That erstickend auf das Gesicht des Elenden. Aber anstatt in das Zimmer Hallwichs trat er in das seiner Frau.

Sie saß in einem Winkel zusammengekauert, von einem Talglicht, das neben ihr auf dem Boden stand, düster beleuchtet, die Hände vors Gesicht gedrückt und von krampfhaftem Weinen geschüttelt.

„Bertha!" schrie er, „es kann so nicht länger mehr gehen."

„Nicht wahr, mein Freund," sagte sie dagegen, „nicht wahr, er geht zu Grunde! Er stirbt — er kann Das nicht lange mehr ertragen!"

Sie schnellte empor und lief Hände ringend durch das Zimmer.

„O, welch ein herrlicher Mensch geht da zu Grunde! welcher reiche Geist, welches edle Herz! Und ich, ich bin Schuld daran! Damals fing es an, als seine Eltern ihm seine Verbindung mit mir verboten. Sie hatten Recht. Ich, die schlichte Bürgerstochter, war nicht für ihn geschaffen; der Sohn des Präsidenten, der Neffe des Ministers war für andere Kreise geboren. In meiner Selbstsucht fiel es mir nicht ein, ihm sein Wort zurückzugeben,

das er mir als junger, unerfahrener Mensch, in der Aufregung eines Balles, in der Aufwallung seines edlen Gemüthes verpfändete, weil er errieth, wie sehr ich ihn liebte. Da war er gebunden, gebrochen, um seine Zukunft betrogen, verhöhnt von Allen, mit denen er bis dahin gelebt, zu denen er gehört hatte — im Zwiespalt mit seiner Familie — ich kümmerte mich um all Das nicht, ich dachte nur an mich, nur an meine Liebe — ich vermaß mich, ihm Alles zu ersetzen durch meine Liebe. Da suchte er Vergessenheit — damals fing es an, und ich, ich allein trage die Schuld."

Da hatte nun Erhard den Widerruf der Worte aus jener Nacht, dem er ausweichen wollte, und in eindringlicherer Weise, als er ihn gefürchtet hatte. Schweigend schlich er fort. Aus dem Zimmer Hallwichs hörte er tiefe, schwere Athemzüge — er drückte die Klinke und stand vor dem Schlafenden. Der Mondschein lag fahl und gelb auf seinem Gesichte, das ohne die Bewegung des Athemholens wie todt ausgesehen hätte. Erhard dachte: „Trotz diesem Aussehen kann er es noch Jahre lang so forttreiben. Ich werde alt darüber, und wenn Bertha Wittwe ist, bin ich ein lächerlicher greiser Junggeselle, dem es nicht mehr einfallen darf, auch nur die elenden Ueberreste von Glück aufzulesen. Und sie? Soll sie verdammt sein, ein solches Leben hinzuschleppen? — eine Wittwe beim Leben ihres Mannes? — schön, fähig, alle Freude zu geben und zu empfangen, soll sie ein solches freudloses, jammervolles, beschmutztes Dasein nach sich zerren? Wie werden zukünftige Geschlechter über solche Sklaverei denken? Was wird ihnen Pflicht sein? Wird es nicht Pflicht sein, ein so gutes, edles, schönes Weib von solchem Loose zu befreien? Und ich? Ist mein Leben, seit ich sie kenne, heiterer, glücklicher, als ihres jetzt ist? Was vergilt mir die Qualen, die ich seit Jahren um sie leide? gibt mir meine unausrottbare Liebe für sie nicht ein Recht auf sie? Wenn ich damals zurücktrat, als ich mir sagte, der Andere ist der Bessere, Schönere, er verspricht mehr Glück und Glanz — wenn ich damals zurück-

trat, darf ich nicht jetzt vortreten, da er zum Thiere geworden? O, ich erinnere mich der Stunden sehr wohl, da ich auch, verzweifelnd, um ihretwegen verzweifelnd, in räucherigen Kneipen hinter dem Glase saß und Vergessenheit und Betäubung suchte. Ich raffte mich auf — eben weil ich sie liebte. Kein häßliches Wort sollte ihr je von mir erzählen. Und er — weil er der Sohn des Präsidenten ist und sie die schöne, gute Tochter eines Gärtners — er soll darum entschuldigt sein und entschuldigt weiter geliebt werden, wie vorher? Er hat sich selbst gerichtet — er hat mir selbst die Befugniß ertheilt, sein Richter zu sein, ihn in den Abgrund zu stürzen. Er that es, als er noch wußte, was er that."

Bei diesen letzten Gedanken floh Erhard bereits die Treppen zu seiner Wohnung hinauf. Tags darauf, es war ein Donnerstag, bat ihn Bertha, doch wieder auf den Johannisberg in die Honoratiorengesellschaft zu gehen. „Sie haben ihn gestern gesehen," sagte sie mit flehender Stimme. „Die Wege sind jetzt glatt. Er kehrt von dort nie anders als über den Nußsteig zurück — ich zittere den ganzen Tag für ihn. Wenn ich Sie bei ihm weiß, bin ich ruhig."

So saß denn am Abend dieses Tages der Schulmeister schon sehr früh in der Honoratiorenstube des Johannisberges. Die Gesellschaft war im Ganzen dieselbe, wie ehemals; sie hatte sich nur um ein Mitglied vermehrt. Es war ein Mann, den Erhard sogleich als alten Militär erkannte, so sehr trug er das Gepräge seines Standes. Wer einen alten norddeutschen General im Allgemeinen ohne Modell hätte malen wollen, hätte ihn so gemalt, wie das neue Mitglied aussah. Sein Gesicht sprach nichts Gutes, nichts Böses aus; gedankenlose Gutmüthigkeit und eben solche Redseligkeit belebte es allein. Man sah es ihm an, es war ein General, der auf der Rangliste mechanisch emporgestiegen war, regelmäßig seinem Vordermann folgend, ohne daß ihn irgend eine besondere Eigenschaft, ein besonderes Verdienst, eine besondere That beim Emporsteigen zu seiner hohen Rangstufe unterstützt

hätte. Er war heute der erste Gast, der Schulmeister der zweite. Der General errieth sogleich, wen er vor sich hatte, da er von den anderen Herren viel von ihm sprechen gehört und da sie es oft bedauert hätten, daß der Herr Präzeptor, die Seele der Gesellschaft, sich jetzt so selten mache.

Erhard war, um seine jetzige Stimmung zu verbergen, mit dem festen Entschluß in die Gesellschaft gekommen, so gesprächig und lebhaft zu sein, als man es hier an ihm gewohnt war — und diesem Entschlusse treu, ging er auf das freundliche Entgegenkommen des alten Generals ein und hatte er von dem redseligen alten Manne bald alles Mögliche über dessen Vergangenheit wie über seine Pläne für die Zukunft erfahren. Der General von Bitzmark hatte vor beinahe drei Jahren einen Theil der fremden deutschen Truppen, welche die Revolution in diesem Lande niederschlugen, kommandirt. Die Gegend gefiel ihm, auch die Einwohner, trotz ihres revolutionären Geistes, über den er nur lächelte, und er nahm sich schon damals vor, sich, wenn er sich zurückzöge, hier anzusiedeln und seine Pension in Ruhe zu verzehren. Das Land und die Stadt hatten außerdem für ihn nur heitere Erinnerungen; der Sieg war leicht gewesen, mit geringer Mühe erwarb er sich damals die Zufriedenheit des obersten Befehlshabers, des Prinzen und Thronerben, und vorzugsweise gerne trug er das Abzeichen des Ordens, mit dem er damals für seine Thaten und sein korrektes Benehmen belohnt worden. Er versicherte, daß er sich hier wie verjüngt fühle und daß ihn Alles in den schönsten Farben anlächle. Die andern Mitglieder der Gesellschaft, die indessen eingetreten waren, vernahmen diese für ihre Stadt und Gegend schmeichelhaften Ergießungen des alten Generals mit Wohlgefallen, obwohl sie dieselben bereits zum dritten oder vierten Male genossen hatten. Aber in kleinen Städten wird man solchen Lobes aus dem Munde eines Fremden niemals müde. Nur Erhard versank, trotz seinem Entschlusse, in Schweigsamkeit und Nachdenken. Wie? wenn dieser General derselbe wäre, der den Ludwig der Paulhuberin und

andere junge und ältere Männer hatte erschießen lassen? Eine That, die selbst die verstocktesten Anhänger der damals gestürzten Regierung und Feinde der Revolution heute für überflüssig und grausam erklärten. Wenn er es wirklich wäre, und er käme in diese Gegend, wo er diese That vollführt, um ein ruhiges und glückliches Alter zu verleben? Und er war es gewiß. Erhard erinnerte sich des Namens, der damals oft genannt wurde, wenn auch nur als Werkzeug des en Chef Kommandirenden, der einige Stunden von der Stadt sein Hauptquartier hatte. Er sah dem General aufmerksamer ins Gesicht: es lächelte, es war heiter und freundlich; keine Spur eines jemals überstandenen Gemüths- oder Gedankenkampfes war darauf zu entdecken. Fast war er versucht, das Gespräch von seinem letzten Besuche auf dem Johannisberge, das Thema über das Gewissen, wieder aufzunehmen. Hier hatte er das klarste und lebendste Beispiel und Beweis für seine Behauptung, daß das Gewissen eine Gewohnheit oder eine Sache der Erziehung sei, daß es sich nach Land und Stand und Verhältniß modle und ausbilde, oder auch gar nicht ausbilde. Aber sei es, daß er nicht in der Stimmung war, solche Paradoxen aufzustellen, sei es, daß er ein solches Gespräch vielleicht gar scheute, er schwieg und sah sich selbst mit einiger Aengstlichkeit um, ob nicht irgend ein Mitglied, etwa der Pfarrer oder der Doktor durch eine gleiche Ideenassoziation auf denselben Gedanken komme. Zuletzt blieb sein Auge an Hallwich hängen; aber dieser hatte die Augen geschlossen und war der Einzige, der sich von den Reden des Generals weder geschmeichelt noch abgestoßen fühlte. Der Oberamtsrichter, dem Erhards forschender, auf Hallwich ruhender Blick nicht entging, stieß ihn sanft an und theilte ihm mit, daß es mit jenem Unglücklichen, nach der Bemerkung Aller sehr rasch zu Ende gehe, daß er selbst die bekannten lichten Augenblicke nicht mehr habe. „Wäre er nicht der Sohn des Präsidenten," fügte er lispelnd hinzu, „den wir Alle hochschätzten und verehrten als einen der ausgezeichnetsten Beamten des Landes, wir hätten in diesen letzten Wochen unsere Maßregeln getroffen,

um den verlorenen Menschen aus dieser achtbaren Gesellschaft, die er entehrt, auszuschließen."

„Die arme Frau mit den unschuldigen drei Kindern," murrte der Pfarrer kopfschüttelnd, „das ist ja rein, als ob —"

Im Ganzen gehörte der Abend dem General und seinen Erzählungen. Er war dem Lande und dem Stande nach fremd genug, um durch mehrere Abende zu interessiren, abgesehen von seinem Range, der jedem seiner Worte einen gewissen Werth gab. Ihn selbst schien der Schulmeister, von dem er außerdem wußte, daß er im Besitze des geheimnißreichen, auf ihm bekannte Höfe bezüglichen Manuskriptes war, am Meisten zu interessiren, und so trennte er sich bei der Rückkehr in die Stadt von den anderen Herren, um sich ihm anzuschließen. Auf diese Weise wurde er der unfreiwillige Begleiter Hallwichs auf dem gefährlichen Nußsteig.

Der Nußsteig war theilweise glatt wie eine Eisbahn, theilweise voll von Unebenheiten, wo die tief eingefahrenen Geleise oder die hervorragenden Schollen hart wie Stein gefroren waren. Hallwich glitt bald aus, bald stolperte er über eine Scholle, bald trat er in eine der harten Vertiefungen. Jeder Fehltritt drohte zu einem Falle zu führen. Es bedurfte der gewaltigen Kraft des Schulmeisters, ihn unter solchen Umständen aufrecht zu erhalten. Der General sah erst diesen Anstrengungen, die ihn unterhielten, mit Lachen zu; bald aber war er gutmüthig genug, um Erhard zu Hülfe zu kommen und Hallwich unter dem linken Arm zu fassen. „Was würden meine Kameraden, was würden Se. königliche Hoheit sagen," rief er mit breitem Lachen, „wenn sie mich in dieser Situation sähen, wie ich einen Trunkenbold aus der Kneipe heim eskortire, als wäre ich ein wohlbestallter Schutzmann, oder so was. Bei Gott! Unbezahlbar! Ich, der ich bei meinem Korps die Trunkenbolde unnachsichtig bestrafte! Vorwärts!"

Sein Lachen und seine Worte wiederhallten von der andern Seite der Schlucht. Der Mond schien hell; Todtenstille lag auf

dem ganzen Gehölze, denn selbst der Bach in der Tiefe war unter der Eisdecke verstummt. Nur hie und da knisterte ein entlaubtes Zweiglein im Frost.

„Er soll daheim ein braves und schönes Weib haben,“ fuhr der General nach einiger Zeit fort, „und drei Kinder, denen er den letzten Kreuzer versäuft. Weiß Gott, so ein Kerl verdient, daß man ihn vor sechs Läufe stelle. Aber das wäre zu viel Ehre, und anstatt ihn da zum Unglück für Weib und Kind mit Mühe nach Hause zu bugsiren, sollte man ihn lieber den Abhang hinunter schmeißen, daß er nicht mehr aufsteht. Wollen wir, Herr Präzeptor, wollen wir?“

Er lachte wieder, indem er Hallwich mit beiden Armen packte und sich stellte, als wollte er ihn in der That den Abhang hinunterstoßen; aber er wurde doch etwas befangen, als der scheinbar ganz Bewußtlose sich jetzt von seinen Führern losmachte und sich, seiner alten Gewohnheit folgend, auf jene Bank setzte, die, in den vorspringenden Felsen gehauen, über der Tiefe schwebte. Der General ließ sich, etwas verlegen, neben Hallwich nieder, während sich Erhard auf die andere Seite setzte, und blickte, um seine Verlegenheit zu verbergen, erst mit einem etwas schiefen Blicke in das Gesicht des Trunkenen, dann im Halbkreis in die mondbeglänzte, weiße, frostige, schimmernde Winternacht. Da bewegte sich etwas wie ein erschrockenes Wild in dem versilberten, von feinen Fäden übersponnenen Gebüsche, und wie ein aufgescheuchtes floh es gleich darauf, einen Ruf oder Schrei ausstoßend, durch die Hallen der entlaubten Bäume, schnell, schnell, als wäre es gejagt, der Höhe zu, welche die Stadt von diesem Thale trennte.

„Wer war Das?“ fragte Erhard auffahrend.

„Nächtliches Wild!“ lachte der General, „aber nicht des Verfolgens werth — altes Wild — verlassen Sie sich auf meine Jägeraugen — ein altes Weib, das vielleicht noch auf ein Rendezvous hofft, welches ihr letzte Walpurgis auf dem Blocksberg versprochen worden. Vorwärts!“ kommandirte er dann, faßte

Hallwich unter dem Arme, und weiter ging es abwärts bis an den Eingang der Stadt. Sich an der Seite des Trunkenen noch tiefer in die Stadt einzulassen, schien dem General nicht mit seiner Würde verträglich; er empfahl sich aufs Freundlichste, nahm eine stramme Haltung an und schwenkte auf militärische Weise um die Straßenecke rechts ab.

Kaum war er um die Ecke verschwunden, als die Paulhuberin, wie aus der Erde gewachsen, vor Erhard stand — aber mit einem Gesichte, daß sie der Schulmeister mehr an ihrem sonstigen Aussehen als an diesem erkannte. Es war eine schauderhafte Veränderung mit ihr vorgegangen. Ihre sonst kleinen und sanften Augen traten groß und glühend aus den Höhlen; auch die Nase, das Kinn schienen größer, wie sich überhaupt sämmtliche Züge bis auf die Falten des Gesichtes plötzlich und auf eine erstaunliche Weise geltend machten. Alle Erhöhungen schienen höher, alle Vertiefungen tiefer gefurcht. Ihre Stimme bebte, als sie sich, größer als sonst, obwohl sie vor Zittern zusammen zu brechen drohte, vor Erhard hinstellte, ihn am Weiterschreiten verhinderte und die Frage herausstieß: „Ist Er es?"

Um nicht zu antworten, fragte Erhard seinerseits: „Wie kommen Sie in dieser Stunde auf diesen Weg?"

„Ist Er es?" wiederholte die Paulhuberin.

Da aber auch Erhard bei seiner Frage blieb, antwortete sie rasch: „Seit Sie nicht auf den Johannisberg gingen, erwartete ich Herrn Hallwich immer auf dem Nußsteig, um ihn nach Hause zu geleiten. So auch heute, da ich nicht wußte, daß Sie dort waren. Jetzt wissen Sie es, nun sagen Sie mir um Gottes willen, ist Er es?"

„Wer? Wen meinen Sie?" fragte Erhard verlegen.

„Der General, der Mörder, Er, der mein Kind ermordete! General Vitzmark!"

„Was kommt Ihnen in den Sinn, liebe Frau — sonderbare Gedanken — Sehen Sie, da liegt Hallwich auf der Erde, helfen Sie mir ihn nach Hause bringen."

„Sagen Sie mir um Gotteswillen, ob es der General ist?“ flehte die Paulhuberin, gewiß er ist es; Ihr Schweigen sagt es, und ich habe ihn durch die Nacht erkannt — o, ich habe ihn damals gesehen, und ich werde das Gesicht des Mörders meines Kindes nicht vergessen, wenn ich tausend Jahre lebe. Ich habe ihn, ich halte ihn, er soll mir nicht entgehen. Sagen Sie ihm, wenn Sie ihn wieder sehen, daß ihm der Tod folgt auf Schritt und Tritt.“

Mit einer Art Jauchzen rief sie diese letzten Worte und verschwand mit einem Sprunge in der Richtung, die der General eingeschlagen hatte.

4.

Als Erhard das nächste Mal auf den Johannisberg kam, fand er den General in dem öden Garten vor dem Hause. In seinen Soldatenmantel gehüllt, ging er auf und ab wie eine Schildwache — in sichtbarer Unruhe. „Sie erwarte ich hier, Herr Erhard,“ rief er dem Schulmeister schon von Weitem zu, „es ist nicht zu kalt, und Sie haben die Güte, bevor wir in das Haus treten, hier einen kleinen Spaziergang mit mir zu machen und mir einige Minuten zu schenken.“

„Mit Vergnügen, Herr General.“

„Ich muß Ihnen eine sonderbare Mittheilung machen, Herr Präzeptor, und ich thue es, weil ich darüber sprechen muß, ohne eigentlich zu wissen, was mich dazu zwingt. Vielleicht nur, um einige Aufklärung zu erlangen. Seit einer Woche verfolgt mich ein sonderbares Abenteuer, das mir ganz unheimlich ist, obwohl ich darüber lachen möchte. Hören Sie nur. Wo ich gehe und stehe, Morgens wenn ich nach meiner Gewohnheit das Fenster öffne, um frische Luft zu schöpfen, Mittags wenn ich in den Erbprinzen zur Table d'hôte gehe, Nachmittags auf der Promenade, Abends auf dem Wege ins Kaffeehaus, selbst spät Nachts auf

dem Heimwege, überall, wohin ich mich wende, überall begegne ich einem alten Weibe, das mich mit Blicken ansieht, ich sage Ihnen, Herr Erhard, mit Blicken, daß mir manchmal die Haut schaudert. Ich versichere Sie, lieber Herr, ich habe so viele Courage im Leibe, als irgend ein Soldat Sr. Majestät meines allergnädigsten Königs, und ich stamme aus einem Geschlechte, das seit Jahrhunderten dem Staate nur Haudegen geliefert — und was man so Gespensterfurcht nennt, Ahnungen und was dergleichen Zeugs weiter ist, es hat mich nie im Geringsten angefochten. Aber dieses Weib mit seinen Blicken, mit dieser Beharrlichkeit in der Verfolgung meiner Person — sie klebt an mir wie mein Schatten — flößt mir wahrhaftes Entsetzen ein, und wenn ich mir nicht sagte, daß die ganze Geschichte kindisch, wenn ich mich nicht vor mir selber schämte, ich versichere Sie, ich wäre in diesen Tagen auf und davon gegangen. Ich spreche Ihnen davon, einmal weil ich darüber sprechen muß, dann, weil ich mir denke, daß Sie mir über das Weib einige Aufklärung geben können und sich dann wohl Alles von selbst erklären wird, und endlich, weil ich mir einbilde, es sei das dasselbe Weib, das wir vor acht Tagen, als wir den Trunkenbold heimführten, plötzlich im Gebüsche aufspringen und davon laufen sahen — denn zum ersten Male trat sie mir auf den Weg, wenige Minuten nachdem ich Sie eben damals verlassen hatte."

Der General schwieg und blickte den Schulmeister fragend an. Dieser seinerseits blickte wieder Jenem forschend ins Auge. „Sollte, fragte er sich, in dem Manne keine Ahnung aufsteigen? Werde ich hier erfahren, wie viel oder wie wenig das Gewissen zu bedeuten hat? Aber ist es nicht Derselbe, der, um ruhige, alte Tage zu verleben, in eine Gegend übersiedelt, in der er begeisterte, uneigennützige, wohlmeinende junge Menschen hat erschießen lassen?" Erhard war gerade in der Stimmung, diesen Geheimnissen menschlichen Gemüthes nachzugrübeln — und er fragte: „Herr General, haben Sie zu Niemand in dieser Stadt oder in dieser Gegend irgend welche persönliche Beziehungen?"

„Daß ich nicht wüßte," antwortete der General achselzuckend, „vor ungefähr drei Jahren kam ich hier durch, stand kaum drei Tage in der Stadt, habe, einige Leute von der Behörde ausgenommen, kaum einen Menschen gesprochen; die Hausleute, bei denen ich mich einquartiert, habe ich nicht einmal gesehen."

„Aber als Kommandirender, in Ihrer Eigenschaft als Kommandirender, mögen Sie Manches gethan —"

„Gott bewahre!" fiel der General dem Schulmeister ins Wort, „ich erinnere mich ganz deutlich. Ich benutzte die Zeit, um rasch die Gegend aufnehmen zu lassen, ließ einige Verhaue auf der Landstraße zerstören, setzte ein Kriegsgericht nieder, machte Alles in zwei Tagen ab und eilte, dem Hauptkorps nachzukommen."

„Und das Kriegsgericht, das Sie da eben erwähnen, das Kriegsgericht hat die Angeklagten freigesprochen?"

„O nein; es handelte sich um Revolutionäre, die mit den Waffen in der Hand ergriffen worden, ich habe sie erschießen lassen."

„Erlauben Sie mir eine Frage, Herr General, und beantworten Sie mir dieselbe aufs Offenherzigste, ich bitte Sie darum, denn es ist mir von Wichtigkeit. Haben Sie noch nicht daran gedacht, daß Sie in hiesiger Gegend Väter, Mütter, Brüder, Schwestern finden könnten, denen Sie Kinder, Brüder haben erschießen lassen?"

„Weiß Gott!" rief der General und schlug sich dabei mit der Faust auf die Stirne, „daran habe ich noch nicht gedacht."

„Es ist Ihnen also auch nie eingefallen, sich darüber Vorwürfe zu machen, daß Sie damals blutjunge Leute haben füsiliren lassen?"

„Wie sollte ich, ich hatte strikte Ordres!"

„So?" sagte Erhard gedehnt.

„Sollte diese Alte eine Mutter sein, der ich —?" fragte der General befangen und hatte nicht den Muth, den Satz zu Ende zu führen.

„So ist es, Herr General," sagte Erhard mit Nachdruck und sah ihm dabei forschend ins Gesicht.

„Es thut mir Leid um die Alte," erwiderte der alte Soldat, „aber was ist da zu thun? Ist sie in Noth? kann etwas für sie geschehen?"

„Nein!"

„Das thut mir leid, ich hätte es gerne gethan. Es ist mir aber lieb, daß ich nun weiß, was die Sache zu bedeuten hat; es hat doch nicht mehr das Unheimliche. Ich bin Ihnen sehr dankbar, lieber Herr Erhard, sehr dankbar, und verzeihen Sie, daß ich Sie so lange aufgehalten. Nur nichts Ungewisses, nichts Räthselhaftes — der Soldat muß wissen, mit wem er es zu thun hat, muß sein Terrain kennen, dann ist Alles gut."

So sprechend trat er, sichtbar beruhigt, ins Haus und ins Honoratiorenzimmer, während ihm Erhard aufgeregt und in sich versunken zugleich folgte, als ob er und nicht der General an eine Missethat gemahnt worden wäre — und doch hatte er nur die Erfahrung gemacht, daß der Eine Mensch beruhigt werde durch Dasjenige, was viele Andere im Innersten aufregen, ja unglücklich machen könnte. Während der General so heiter war wie sonst, saß er stumm und in sich gekehrt da und sprach dem Glase öfter zu, als gewöhnlich. Vergebens gaben sich die andern Herren alle Mühe, bemühte er sich selbst, den bekannten Strom der Beredtsamkeit sprudeln zu lassen, obwohl die neuesten Nachrichten aus Frankreich, die Kriegsgerüchte des Unterhaltungsstoffes genug lieferten. Erst als Hallwich, wie immer etwas spät, eintrat und sich mit Geräusch an den Tisch setzte und eine Scene hervorrief, die Aller Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, erwachte auch Erhard aus seinen Gedanken.

Hallwich hatte schon drei Mal, und das dritte Mal sehr heftig, mit dem Glase auf den Tisch geklopft, ohne daß der Wirth erschienen wäre. Als er das vierte Mal klopfte und dabei das Glas in Scherben ging, brummte der Pfarrer: „Wo sind wir denn hier? In einer Schnapskneipe oder in anständiger Gesellschaft? Das ist ja rein, als ob —"

Der Wirth trat endlich ein; Hallwich herrschte ihm ein unwirsches: „Wein! Wein!" zu.

„Verzeihen Sie, Herr Assessor, und mit Verlaub der verehrten Gesellschaft gestatte ich mir die Bemerkung, daß bereits 262 fl. 26 kr." —

Erhard bog sich rasch vor und lispelte dem Wirthe zu: „Auf meine Rechnung, Herr Wirth!"

Aber der Wirth machte ihm ein Zeichen mit der Hand, welches ihn bedeuten sollte, daß er im Einverständniß, ja auf Verlangen der ganzen Gesellschaft handle, und ein zweites Zeichen sollte ihm zu verstehen geben, daß man Hallwich fort haben wolle. Eine Geberde des Oberamtsrichters und des Kreisarztes bestätigte dieß. Erhard erkannte, daß der Wirth im Einverständnisse mit der Gesellschaft so verfuhr, wie er that; man hatte sich indessen besprochen, man schämte sich vor dem Fremden, dem General, und beschloß, die Gesellschaft von Hallwich zu befreien. Da sämmtliche Herren bei dem Benehmen des Wirths ruhig blieben, stieg in Hallwich die Ahnung von der Bedeutung des Vorganges auf; nur einen Blick ließ er noch über die Gesellschaft streifen, erhob sich dann und ging zur Thür hinaus. Auch Erhard stand auf und griff nach seinem Mantel.

„Herr Präzeptor," rief der Oberamtsrichter, „ich hoffe, Sie wollen uns nicht verlassen, Sie sind nicht beleidigt. Sie sehen ein, es ging nicht länger mit dem Manne — die ganze Stadt spricht davon, wie er vom Johannisberg aus unserer Gesellschaft heimtaumelt. Wir waren es unserer Stellung und unserem verehrten Gaste, dem Herrn General, schuldig."

„Es ist nicht Das," antwortete Erhard — „ich weiß nur, daß es für ihn gefährlicher ist, in diesem Halbzustande und bei diesem Glatteise den Nußsteig hinunter zu gehen, als wenn er ganz bewußtlos wie ein Nachtwandler hingeht. Ich will ihn nur in Sicherheit hinunter bringen."

„Sie sind wirklich zu gütig," lachte der Arzt; „dem Manne wie seiner Familie wäre besser, er stürzte in den Abgrund. Welche Zukunft bereitet er sich und den Seinen!"

„Meinen Sie wirklich?“ fragte Erhard und ließ den Kopf sinken.

„In der That,“ bestätigte der Oberamtsrichter, „der Herr Doktor hat Recht.“

„Das sagen Sie, der Richter!“ murmelte Erhard.

„Ich könnte ihn als Richter für seine Verbrechen nicht zum Tode verurtheilen, aber wenn ihn das Unheil erreicht, so sage ich nur, es ist gerecht, weil logisch.“

„Es wird aber doch besser sein, wenn man ihn begleitet,“ sagte Erhard und eilte zur Thür hinaus. — Am Ausgange des Gartens aber blieb er stehen und sagte vor sich hin: „Dummes Zeug! Wenn er wirklich in den Abgrund stürzte?“ Dann nahmen seine Gedanken eine andere Richtung. Er fragte sich, ob er nicht schicklicher und gebotener Weise für seinen alten Freund und jetzigen Hausgenossen hätte kräftiger eintreten sollen, um die Beleidigung von ihm abzuwenden? Diese Frage beantwortete er sich mit einem entschiedenen Nein. Die Gesellschaft war es sich, nach der Stellung ihrer einzelnen Mitglieder, in der That schuldig, Hallwich endlich aus ihrem Schooße zu entfernen. Auch fühlte Erhard sich von ihm gänzlich losgelöst. Die letzten Tage hatten das Ihrige dazu beigetragen. Eine Szene vom gestrigen Tage stand plötzlich vor seinen Augen, und die Faust, die er in diesem Augenblicke ballte, sagte es deutlich genug, wie er zu Hallwich stand. Furchtbares Kindergeschrei hatte ihn die Treppe hinabgerufen; auf dem Vorplatze kam ihm Luischen mit so entsetztem Gesichte entgegen, wie er es an dem lieben Kinde selbst während der schrecklichsten Fieberträume nicht gesehen hatte. Flehend streckte es ihm beide Hände entgegen, unfähig, ein anderes Wort als „Mama“ hervorzubringen. Er stürzte in die Stube und sah Bertha, die offenbar vor Schrecken zusammengesunken war, auf dem Boden liegen, die zwei kleineren Kinder ängstlich in einen Winkel gedrückt und Hallwich mit erhobenem Arm, als ob er zu einem Streiche ausholen wollte, vor seiner Frau. Er wollte auf ihn los, mit vorgestreckten Händen, um ihm in den Arm zu

fallen, als Bertha emporschnellte, ihm entgegen eilte und ihn wieder zur Thür hinausdrängte. In diesem schrecklichen Augenblicke war es ihr offenbar noch Hauptsache, den Zeugen der für ihren Mann schmachvollen Szene zu entfernen; war sie lieber mit ihrem Feinde allein und schutzlos, als daß sie ihn in seiner Erniedrigung fremden Blicken ausgesetzt hätte. Erhard ahnte wohl, was vorgegangen war, hatte sich doch diese Szene in den letzten Tagen, wenn auch nicht in so grasser Gestalt, schon mehrmals wiederholt. Hallwich wollte Geld, das ihm die arme Frau nicht geben konnte, aber das Eindringen des Schulmeisters hatte doch das Gute, daß es in Hallwich einen Gedanken erweckte, der ihn sofort aus der Stube lockte. Ohne Scham, in solcher Stellung überrascht worden zu sein, kam er heraus und stieg die Treppe hinauf, indem er Erhard winkte, ihm zu folgen. Ohne Umstände trat er in dessen Stube und warf sich, nicht ganz sicher auf seinen Füßen, in einen Schaukelstuhl, und indem er diesen in Bewegung setzte, sagte er: „Ich habe mit Ihnen zu sprechen — von Geschäften."

„Was steht Ihnen zu Diensten?"

„Sie sind jetzt mein Miethsmann — es wird Ihnen nicht darauf ankommen, die Miethe um einige Wochen früher zu bezahlen — Sie haben ja Geld — Sie würden mir einen großen Gefallen thun, wenn Sie mir das halbe Jahr sogleich bezahlen würden."

„Bedenken Sie, Herr Hallwich, daß Ihre Frau, so viel ich weiß, für sich und ihre Kinder augenblicklich keine anderen Einkünfte" —

„Das hat Sie nicht zu kümmern," fuhr Hallwich auf, das ist meine Sache — Sie haben das Geld mir zu bezahlen — oder sind Sie schon so weit, daß Sie sich für verpflichtet halten, für mein Weib zu sorgen?"

Diese letzten Worte begleitete Hallwich mit einem lauten Gelächter. Der Schulmeister zog den Schlüssel aus der Tasche, öffnete den Sekretär und warf zehn Napoleons auf den Tisch.

„Diese," sagte er verächtlich, „schenke ich Ihnen und werde sie zum halben Jahre nicht berechnen."

„Das mögen Sie halten, wie Sie wollen," lachte Hallwich, indem er sich über das Geld herwarf. Erst als er sich erhob, sah er, daß Erhard groß und stramm vor ihm stand und mit ausgestreckter Hand nach der Thüre wies. Hallwich zuckte zusammen, schien mit einem Male viel kleiner geworden und taumelte zur Thüre hinaus.

Nach dieser Szene konnte sich der Schulmeister allerdings nicht für verpflichtet halten, für seinen Hauswirth bei der Gesellschaft des Johannisberges einzutreten, aber sonderbarer Weise drängte es ihn doch, dem Hinausgewiesenen nachzufolgen. Er wickelte sich enger in seinen Mantel und ging mit großen Schritten der Richtung des Nußsteiges zu. Schon schritt er am Rande des gefährlichen Weges hin, schon sah er Hallwich in der Ferne, die Hände in den Hosentaschen, den Kopf zwischen den Schultern vor sich hergehen, als es plötzlich links von ihm im Gebüsche raschelte und die Paulhuberin vor ihm stand.

„Warum gehen Sie heute so früh nach Hause?" fragte sie hastig, „ist heute nicht Gesellschaft auf dem Johannisberge? ist der General nicht dort? wird er heute allein heimkehren und über den Nußsteig?"

„Der General ist allerdings auf dem Johannisberge," antwortete Erhard, „aber wie kann ich es wissen, auf welchem Wege er heimkehrt. Wahrscheinlich wird er, da ich heute früher fortgegangen, mit den andern Herren über die Ebene und durch die Vorstadt zurückkehren."

„Nun, da habe ich auch nichts hier zu thun, und ich kann mit Ihnen den Rückweg des Herrn Assessors überwachen."

„Was hätten Sie auch sonst hier zu thun?" fragte Erhard, „ich verstehe Sie nicht, obwohl ich weiß, daß Sie den General auf Schritt und Tritt verfolgen."

„Was ich hier zu thun habe?" rief die alte Frau und streckte dabei beide Arme in die Luft, „an dem General will ich Rache

nehmen. Von diesem Steige will ich ihn hinabwerfen in die Tiefe, daß er unten mit zerschmettertem Gehirne ankommen soll. Ich werde nicht eher Ruhe haben, als bis ich es ausgeführt. Warum kommt er auch hieher an den Ort seines Verbrechens und rennt der gerechten Rache selber in die Klauen! Ist es nicht ein neues Verbrechen, tagtäglich hin und her zu gehen vor den Augen der Mutter, der er ihr einziges Kind ermordete?"

„Aber liebe Frau Nachbarin, Sie thun dem Manne Unrecht; er hat nicht das geringste Bewußtsein eines Verbrechens; er ist ganz ruhig in seinem Innern, nicht das leiseste Stimmchen in seinem Gewissen spricht ihm von einem Verbrechen."

„Ein Mensch ohne Gewissen ist kein Mensch," rief die Paulhuberin, „der könnte noch viele Mütter um ihre Kinder bringen; er muß vernichtet werden, und ich will es ausführen."

„Haben Sie nie an die Folgen gedacht, die auch nur ein Versuch haben könnte?" fragte Erhard.

„Folgen?" lachte die alte Frau. „Sie werden mir den Kopf abschlagen, sie werden einige elende Jahre von mir nehmen, eine Reihe so furchtbarer Nächte, wie Sie mit mir erlebt haben. Sie werden die Mutter zu ihrem Kinde schicken. Was sie mir thun, sie können mir nichts Böses thun, wenn ich mir Recht verschafft habe."

„Es ist keine kleine Sache um ein Menschenleben," sagte Erhard vor sich hin, „von manchem sagt man sich, es wäre besser, wenn man es vernichtete. Manches gute und unschuldige Herz würde leichter schlagen und glücklicher sein, wenn man ein lasterhaftes, ein häßliches Dasein aus seiner Nähe entfernte — aber wer wagt es, Richter zu sein? Wer kennt die Gedanken, die nachher kommen? Sehen Sie, liebe Nachbarin, sehen Sie dort diesen Mann, der vor uns einher taumelt — wäre es nicht besser für die Dulderin, seine Frau, und für die Kinder, deren ganze Zukunft er vergiftet mit Erinnerungen, die sich jetzt als scheußliche Bilder in ihren Geist einprägen — wäre es nicht besser, er, anstatt des alten gedankenlosen Generals, stürzte dort hinab in

den Abgrund? oder es stürzte ihn ein Freund seines armen Weibes, seiner armen Kinder hinab? Eine leichte Handbewegung, ein unmerkliches Nachhelfen, wenn er wie ein Nachtwandler ohne Bewußtsein am Rande dahintaumelt — aber wer wagt es! — Einer, der Bertha liebte, wie sie es verdient, würde es wagen. Feigheit, zitternde Angst vor den Gedanken, die nachher kommen würden — Ein wahrer Freund, ein heldenmüthiger Freund würde diese Gedanken über sich nehmen — Ein Mensch ohne Gewissen ist kein Mensch! so sagst du, arme Mutter; ist ein Mensch, der ohne Bewußtsein durchs Leben taumelt, ohne Erkenntniß des Schönsten und Edelsten an seiner Seite, ohne Gefühl für das unendliche Leid, das er selber schafft — ist ein solches Thier ein Mensch? ein Mensch, — oder ein Thier, das man vernichten soll!?"

Bei diesen letzten Worten hemmte Erhard seinen Schritt, der immer langsamer geworden war, wie bei einem Menschen, der im Gehen grübelt und nur zu denken glaubt; die letzten Worte rief er so laut, daß er sich selbst weckte und jetzt erst merkte, daß er nicht nur gedacht, sondern seinen Gedanken auch Worte gegeben. Nur einen Augenblick stand er nach seinem letzten Ausruf hoch aufgerichtet und mit herausfordernd zurückgeworfenem Kopfe da; dann fuhr er erschrocken zusammen und fragte die Paulhuberin, was er denn eigentlich gesagt habe?

Ohne ihre Antwort abzuwarten, ging er raschen Schrittes und schweigend weiter; ebenso schweigend folgte ihm die alte Frau. Hallwich war weit voraus, und als er an den ersten Häusern der Stadt ankam, verschwand er in einer der nächsten Schenken. Mit stummem Gruße trennten sich seine beiden Begleiter.

Erhard trat bei Bertha ein, die vor einer Lampe saß und nähte; die Kinder schliefen, er entschuldigte sich, daß er so spät komme, er habe nicht gewußt, daß die Stunde so vorgerückt sei, und hätte noch daran gedacht, der kleinen Lulu Märchen zu erzählen. Bertha lächelte ihm dankbar zu und deutete auf einen Stuhl ihr gegenüber. Er fragte sie, ob er ihr etwas vorlesen solle. Sie schüttelte verneinend den Kopf.

„Was sollte es sein?“ fragte sie. „Die Poesie ist nur für die Glücklichen.“

Er saß wohl eine Stunde lang da und sah, als beobachtete er eine ihm ganz neue und merkwürdige Erscheinung, mit großer Aufmerksamkeit zu, wie ihre Nadel unablässig auf und nieder fuhr und eine Naht nach der andern fertig wurde. Wenn eine Reihe hinunter genäht war, sagte er sich: jetzt ist vielleicht wieder ein Kreuzer verdient, vielleicht nicht einmal ein Kreuzer. Wenn sechzig solche Reihen fertig sind, gibt das Einen Gulden. Den steckt sie glückselig in die Tasche und eilt nach Hause, da wartet ihr Mann und entreißt ihr vielleicht das mühsam Erworbene mit Gewalt und trägt es in die Schenke. Dann dachte er ferner an ein Lied, das er einmal in besseren Tagen diese selbe Bertha in einer Gesellschaft hatte singen hören und das damals alle Zuhörer erschütterte. Die Melodie hatte sich ihm tief eingeprägt, wie Alles, was er je von der geliebten Frau gesehen oder gehört. Es war das Lied „vom Hemde,“ von Thomas Hood, das mit den Worten beginnt:

Mit Wimpern schwer und roth,
Mit magrer müder Hand,
Im ärmlichen Kleide saß ein Weib,
Saß an die Nadel gebannt —
Stich! Stich! Stich!
In Hunger und Kummer verblüht,
Doch in Tönen, die noch der Schmerz durchschlich,
Sang sie vom Hemde das Lied.

Unwillkürlich summte er die Melodie vor sich hin. Die Nadel in Bertha's Hand stockte, sie horchte auf, ließ die Nadel fallen und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Erhard erschrak. „Verzeihen Sie,“ flehte er, indem er sich erhob.

„Verzeihen,“ sagte sie unter Thränen — „Sie sind mein einziger, mein theurer Freund.“

Er faßte ihre Hand und riß sie an seine Lippen.

5.

Trotz der alten jahrelangen Bekanntschaft stellte sich doch erst seit jenem Abend zwischen Bertha und Erhard ein freundschaftliches, ein vertrauliches Verhältniß ein. Sie fühlte jetzt erst, wie wohl es ihr that, sich über ihre Lage auszusprechen, über schwierige Momente, und über die Zukunft sich mit einem Freunde zu berathen, den sie nicht erst in die Geheimnisse ihres Elendes einzuweihen brauchte, der unausgesprochene Worte verstand und ihr offenbar die höchste Theilnahme entgegenbrachte. Ergüsse wie die an jenem Abend, da er ihre Hand nicht mehr loslassen wollte, sie mit Küssen bedeckte und so vor ihr dastand, als wollte er ihr zu Füßen fallen und ihre Kniee umklammern, wußte sie allerdings zu vermeiden, aber ihre Klagen hatten doch insofern Vielversprechendes für ihn, als es mittelbare Anklagen ihres Mannes waren und als er sich sagen mußte, daß bei einer Frau, die so Unerträgliches und so Abstoßendes von ihrem Gatten zu erleiden hatte, jeder Funken von Liebe endlich erloschen sein müsse; daß es nur noch die Pflicht und das gegebene Wort der ehrbaren Frau war, was sie an ihn fesselte und ihr verbot, auch nur das geringste Glück außerhalb der ehelichen Bezirke zu suchen. Dessen war er gewiß, wenn ihm noch irgendwie ein Glück lächelte, so war das einzige Glück, das er noch anstrebte, nur innerhalb der Ehe mit Bertha. Jeden andern Gedanken stieß er selbst als Bertha's unwürdig von sich. Ein einziges Mal wagte er es, auf ihre Klage mit dem Worte „Scheidung“ zu antworten; aber dieses Wort erfüllte sie augenscheinlich mit tiefem Abscheu. Bei dem Vater ihrer Kinder, bei dem Manne ihrer Jugendliebe, mit dem sie eine glückliche Zeit, wenn vielleicht diese Zeit auch nur nach Wochen zu berechnen war, verlebt hatte, mußte sie bis ans Ende ausharren. Für edle Naturen ist jeder gemeinschaftlich verlebte glückliche Moment, bei dem der ganze Mensch sich betheiligt, eine Verpflichtung, ein stillschweigender Vertrag, der nur durch den Tod gelöst werden

kann. Erhard sprach das Wort, das sie mit solchem Abscheu erfüllte, nie wieder aus; desto eifriger beobachtete er das allmählige Erlöschen ihrer Liebe zu Hallwich, und desto öfter gedachte er an dessen Tod — und von Zeit zu Zeit auch an jene Dezembernacht, in welcher ihm Hallwich Vollmacht, ihn zu tödten, und im Voraus die Absolution dafür gegeben.

Und als ob ihn Hallwich selbst daran erinnern wollte, als ob er ihm selbst die Gelegenheit bieten wollte, ihn so, mit einer leichten Handbewegung, wie er es der Paulhuberin in jenem Selbstgespräche beschrieben, aus dem Leben zu schaffen, ließ er trotz jenes erfahrenen Schimpfes nicht ab, jeden Donnerstag auf den Johannisberg zu gehen. In die Honoratiorenstube drang er freilich nicht mehr; er saß draußen in der räucherigen Vorstube mit Handwerkern und Müßiggängern und erhob sich regelmäßig, wenn Erhard heraustrat, um sich ihm anzuschließen, und nach wie vor schlug er den gewohnten Nußsteig ein. Nach wie vor ließ er sich auf jener vorspringenden Bank, dem sogenannten Balkon, nieder und beugte er sich vor, als ob er den unten lauernden Tod versuchen wollte. Man war jetzt schon so weit im Jahr, daß die Eisdecke längst geschmolzen war und daß der Bach da unten so hohe Wellen rollte, daß sie die gewaltigsten Felsstücke bedeckten. Der Pfad selbst war so schlüpfrig, daß er in der That erst in diesen letzten Tagen dem angeschwollenen Wildbache in der Person eines armen Familienvaters, der in Geschäften aus dem Gebirge heimkehrte, ein Opfer hinabgesandt hatte. Dieser Unfall war es auch, der Bertha bewog, Erhard aufs Neue zu bitten, daß er den Johannisberg wieder besuche und ihren Mann heimbegleite. Der General leistete ihm jetzt nicht immer Gesellschaft. Er ging das eine Mal über den Nußsteig, das andere Mal mit den andern Herren durch die Ebene in die Stadt zurück. Er gestand Erhard, daß er so aus Politik handle, um das alte Gespenst, das ihn verfolgte, irre zu führen, damit es nicht wisse, auf welchem Wege es ihn erwarten solle. Denn nachgerade, sagte er, fange an, ihm diese Gesellschaft höchst

lästig zu werden, und scherzhaft fügte er hinzu, daß ein guter General seinem Feinde die Marschroute verheimlichen müsse. Er erreichte seinen Zweck insofern, als die Paulhuberin in der That auf dem Nußsteige ausharrte und so der Weg durch die Ebene unbehelligt und offen blieb. So nahte langsam das Ende des Winters herbei. Erhards Hoffnungen, die er bei seinem Einzug in das Haus gehegt, hatten sich nicht erfüllt; Alles blieb beim Alten; die traurigen Szenen mit Hallwich wiederholten sich, die Noth im Hause nahm zu; dem reichen Schulmeister gelang es nicht, der armen Mutter, die sich in Arbeit verzehrte, etwas von seinem Ueberflusse zukommen zu lassen, während der Unselige, der all das Elend über die Seinen brachte, schon zu wiederholten Malen in seine Stube gedrungen war, um immer wieder den Miethzins einzufordern und sich immer wieder einige Napoleons hinwerfen zu lassen. Die unerquicklichen Tage, nur unterbrochen von Stunden der Leidenschaft, in denen Erhard sein Leben verwünschte und das Unglück der geliebten Frau beweinte, folgten und glichen einander, bis ein Tag kam, der auch dieser Gleichmäßigkeit ein Ende machen und Erhard um das einzige Glück, mit Bertha unter einem Dache zu wohnen, zu bringen drohte.

Es war ein lieblicher Vorfrühlingstag. Während Bertha in der Stube an ihrer Arbeit saß, spielten die Kinder, zum ersten Male in diesem Jahre, unter Erhards Aufsicht im Garten. Er führte die kleine Lulu an der Hand und zeigte ihr die Knospen, die schon hie und da aus den Zweigen brachen. Dann bestieg er eine Leiter, um die Ranken wilden Weines, welche die Gartenseite des Hauses bedeckten, an den Spalieren festzubinden. Aber kaum auf der Höhe des ersten Stockes angekommen und einen Blick in das Fenster seiner Schlafstube werfend, sprang er die ganze Höhe der Leiter herab und eilte ins Haus. Er that das mit so aufgeregtem Gesichte, daß Lulu darüber und über den Sprung erschrocken einen Schrei ausstieß, auf den die Mutter eilends herauskam.

Was hatte Erhard durch das Fenster gesehen? Er sah es

jetzt, da er in sein Schlafzimmer trat, noch deutlicher. Hallwich stand vor einem geschlossenen Schranke und suchte mit einem Brecheisen in der Hand die Thüre dieses Schrankes zu sprengen.

„Was wollen Sie hier?" schrie ihn Erhard mit blassen Lippen an.

„Oho! bin ich ertappt!" lachte der Andere.

„Wollen Sie mein Geld? Sie sollten schon wissen, daß ich mein Geld nicht hier verwahre."

„Nein! Danke für die Ehre; ich bin kein Gelddieb. Ich suche nach Staatsgeheimnissen. Das Manuskript will ich. Sie wissen wohl, das Manuskript. Ein todtes Kapital, ich will es der Regierung verkaufen und flüssig machen; dafür bekommt man wohl seine zehn bis zwanzig tausend Gulden."

„Fort!" rief Erhard, „fort! ehe ich Gewalt brauche."

„Gewalt?" fragte Hallwich höhnisch, „gegen mich? Brauche ich Gewalt? Ich dächte wohl, eine junge schöne Frau wäre so viel werth, wie das Manuskript eines alten Diplomaten. Seht einmal, nistet sich da so ein Schulmeister bei mir ein, spintisirt, wie er mich aus der Welt schaffe, nimmt mir meine Frau, und ich soll ihm für all Das nicht ein altes dummes Manuskript nehmen dürfen!"

Erhard war eben daran, ihn am Arme zu packen und hinauszuschieben, als er in der anstoßenden Wohnstube einen Ton vernahm, der ihm durchs Herz schnitt. Mit einem Schritte war er drin. Da stand Bertha, die auf Lulu's Bericht Erhard nachgeeilt war und Alles gehört hatte. Todesbläſſe bedeckte ihr Gesicht, mit Mühe hielt sie sich am Tische aufrecht; ihre Kniee waren eingeknickt. Erhard, der fürchtete, daß sie zusammensinke, streckte ihr die Arme entgegen, um sie aufrecht zu halten; aber sie strengte sich an, um eine abwehrende Bewegung zu machen, und mit einer zweiten Anstrengung brachte sie tief athmend, aber tonlos und in abgebrochenen Worten den Satz hervor: „Erhard, Sie müssen . . . das Haus . . . . verlassen . . . . bald."

„Bertha!" rief er, die Hände zusammen schlagend.

„Bald!" wiederholte sie kräftiger als früher.

6.

Und der Sommer war längst wieder über das Land gekommen und in diese liebliche Gegend, in der er besonders heimisch und sich vorzugsweise wohl zu fühlen schien. Er ist hier so sonnig und blüthenreich wie in wenigen Gegenden Deutschlands. Der Laubwald wob längst seine dichten Schatten über die Berge und Hügel, die längs der beiden Flußufer in lang geschwungenen Linien hinlaufen; und in den Gebüschen, welche die Stadt in nächster Nähe umgeben und sie, indem sie sich überall an Gärten und Gärtchen anschließen, nach allen Seiten und in vielfachen Windungen durchdringen, sangen die Nachtigallen. Die Sonne glänzte aus dem leise dahin wallenden Strome wieder, bedeckte mit bläulichem Purpur die bedeutenderen Höhenzüge, die aus größerer Entfernung herüberwinken, und weil sie gleichmäßig leuchtet über Todtes und Lebendes, über Böse wie Gute, warf sie ihre Strahlen verschönernd auch auf den wegen seiner Schönheit berühmten Kirchhof der Stadt, auf das große Grab der Gefallenen und Hingerichteten, die man vor drei Jahren daselbst eingescharrt, und auf das kleine Grab des Assessors Doktor Hallwich.

Auch in dem kleinen Garten seiner Wittwe blühte und duftete es, und daß zwischen diesem und dem Grabe da draußen eine gewisse sympathische Verbindung bestand, konnte man daraus erkennen, daß dort wie hier dieselben Blumen blühten und dufteten. In diesem Garten war es an einem gewissen Junitage, es war ein sonniger Sonnabend-Nachmittag, so stille wie es an diesem Tage um diese Stunden seit vielen Wochen stille zu sein pflegte. Es war im Hause wie zu einer heiligen Gewohnheit geworden, daß gegen vier Uhr Frau Bertha Hallwich sich aufmachte, meist mehrere Blumentöpfe im Arm, und von Lulu, die eine kleine Gießkanne trug, und von den andern Kindern gefolgt, hinauswanderte, um jenes Grab neu zu schmücken und zu pflegen. Der Sonnabend war der Begräbnißtag Hallwichs

gewesen, und diese Wanderungen waren jetzt wie eine fromme Einleitung, eine andächtige Vorfeier des Sonntags. An einem Freitag Morgen war es, daß man Hallwichs Leiche in der Nähe der Stadt gefunden. Die Märzregen hatten den Gebirgsbach, der am Nußsteige vorbeirauschte, gewaltig angeschwellt, so daß seine Wellen Kraft genug hatten, den Unglücklichen in die Ebene zu tragen, wo sie ihn, nicht ferne von der Einmündung des Baches in den großen Fluß und kaum zweihundert Schritte von seiner Wohnung, an das hier schon flache Ufer legten. Es war kein Zweifel, daß er von jener vorspringenden Felsenbank am Nußsteig in die Tiefe gestürzt war; sein Hut fand sich dort in der Nähe vom Gestrüppe aufgefangen.

Solche stille Nachmittage schienen Erhard den Garten zu verleiden; an anderen Tagen pflegte er gerade um diese Stunde hinabzusteigen, Bertha bei ihrer Arbeit Gesellschaft zu leisten oder Lulu zu unterrichten. Des Sonnabends, so bald Lulu mit ihrer Gießkanne erschien, zog er sich wieder auf die Stube zurück und blickte nur von Zeit zu Zeit ungeduldig in den öden Garten, ob die Hausgenossen von ihrer Wanderung nicht zurück gekommen. Aber auch nach ihrer Rückkehr zog er es vor, in seiner Stube zu bleiben oder eine größere Wanderung außerhalb der Stadt anzutreten. Die verweinten Augen Bertha's sah er eben so ungerne, als er dann das Geplauder Lulus, die von ihren Arbeiten am Grabe erzählte, anhörte. Man sieht, daß Erhard nicht, wie es nach jener Szene mit Hallwich gewiß schien, das Haus verlassen und die Wohnung gewechselt hat. Der Tod Hallwichs erfolgte kurz nach jener Szene, und darüber kamen die Worte Bertha's in Vergessenheit, und mit dem Tode des Unglücklichen war ja auch die Ursache des Umzuges weggefallen. Erhard bewohnte also nach wie vor das obere Stockwerk des Hauses. In den ersten Tagen nach dem Tode des Besitzers hielt er sich in seinen Zimmern wie eingeschlossen und leistete der Wittwe weniger Hülfe, als man voraussetzen sollte. Wenn er sie den Tod ihres Mannes beklagen hörte, eilte er aus dem

Hause, manchmal um einen ganzen Tag oder auch länger nicht zurückzukehren. Hätte Bertha nicht die Paulhuberin gehabt, sie wäre in dieser schwierigen Zeit ganz ohne Unterstützung geblieben. Erst nach vielen Tagen, als er voraussetzte, ein ruhigeres Gesicht und ein ruhigeres Gemüth bei Bertha zu finden, kam er wieder öfter hinab und suchte er wieder am Leben und Thun des Hauses Theil zu nehmen. Es hatte sich in dieser Zeit seiner Zurückzogenheit in der That Vieles geändert und die Atmosphäre des Hauses sich beruhigt.

Bertha richtete sich mit ihren Kindern in nur zwei Stuben ein und vermiethete den Rest des unteren Stockwerkes an einen stillen alten Herrn, der übrigens den ganzen Sommer in Bädern und auf Reisen verbrachte. Der Miethzins des Hauses warf ihr, so hoffte sie, genug ab, um wenigstens den dritten Theil ihrer Bedürfnisse zu decken. Nach dem Tode ihres Mannes kamen auch dessen Anverwandte herbei und boten ihr einen jährlichen Beitrag, den sie mit Dank und innerer Genugthuung annahm. Auf Erhards Verwunderung, daß sie sich von jenen stolzen Anverwandten, die sie früher von sich gestoßen, unterstützen lasse, antwortete sie: Ist es nicht, als ob es von Hallwich käme? Es gibt mir das Gefühl, als ob ich noch immer Gutes von ihm empfinge. — Einen etwaigen Ausfall wollte sie mit ihrer Arbeit decken und dabei noch so viel ersparen, um dermaleinst ihre Kinder gut erziehen zu können. Ließ Erhard, wenn sie ihm von dergleichen und von ihren Plänen mit den Kindern sprach, ein lobendes Wort über die gute Mutter fallen, dann wies sie solches Lob mit Entschiedenheit als unverdient zurück. Sie fühle sehr wohl, daß sie weniger als Mutter als aus Liebe zu ihrem verstorbenen Manne handle.

So saß sie da und arbeitete, während die Paulhuberin den ganzen Tag im Hause zubrachte und für sie das Hauswesen besorgte. Auch diese alte Frau hatte sich wunderbar verändert. Sie strich nicht mehr durch die Straßen, um den alten General zu verfolgen; alles das Gespensterhafte aus jener Zeit war von

ihr genommen; sie war wieder die sanfte, reinliche alte Frau von ehemals, und über der Wehmuth ihres Wesens, die sie nie ganz verließ, lag jetzt, da sie den ganzen Tag mit den Kindern beschäftigt war, sogar eine gewisse heitere Ruhe. Nach langem innerem Kampfe hatte endlich Erhard einmal den Muth, sie zu fragen: „Und wie steht es mit dem General, Frau Paulhuber? Sie scheinen Ihr Vorhaben aufgegeben zu haben? Seit wann denn?"

„Seit dem Tode des Herrn Hallwich," antwortete die alte Frau, ohne sich ausführlicher zu erklären.

Auch nach dieser Antwort, wie so oft nach den Reden Bertha's, ging Erhard zuerst auf seine Stube und trat er dann eine lange Wanderung in die Wälder oder über die Berge an.

Seit er sich Bertha wieder genähert, verfolgte ihn ein unheimlicher Dämon, und während es unten in den zwei Stuben bei Mutter und Kindern immer geordneter, ruhiger, ja bei aller Armuth behaglicher wurde, gestaltete sich die Atmosphäre oben in seiner großen Wohnung immer öder und drückender. Mit Entsetzen nahm er wahr, wie der Tod Hallwichs alle seine Verschuldung, die ganze Häßlichkeit seiner letzten Lebensjahre bei Bertha mit einer wunderbaren Schnelligkeit, beinahe wie mit einem Schlage, in Vergessenheit gebracht; die Zeit seiner Lasterhaftigkeit, seiner Verkommenheit lebte kaum mehr in ihrer Erinnerung, oder höchstens dachte sie daran, wie sonst eine Wittwe an die letzte Krankheit ihres Mannes denkt. Von jener Verachtung, die er bei ihr vorausgesetzt, schien nach ihren jetzigen Reden nie auch nur ein Anfang dagewesen zu sein; von der Erinnerung an die rohen Szenen, da sie Hallwich mit Worten oder Thaten mißhandelt, an Szenen, deren Andenken er für unverwischbar hielt, war offenbar keine Spur vorhanden, und wie sehr sich Erhard auch manchmal versucht fühlte, sie mit Bitterkeit an die Wahrheit, an die wirkliche Geschichte ihrer letzten Jahre zu erinnern, er fand nicht den Muth dazu, wohl fühlend, daß er durch dergleichen sie tief verletzen, ja ihren Widerwillen, viel-

leicht Haß erwecken würde. Dieß war um so gewisser zu fürchten, als sie zu ihm immer wie zu einem Freunde sprach, der den Verstorbenen zu schätzen gewußt und ihn selbst während der Zeit seiner Verirrungen, seiner Krankheit, nicht aufgegeben.

Und je mehr Tage zu den Tagen kamen, desto rascher ging dieses Rückwärtsleben bei Bertha vor sich, und bald stand vor ihrem geistigen Auge nur noch der junge Studiosus Hallwich, mit all den glänzenden Eigenschaften, die ihn zu einer auffallenden und liebenswerthen Erscheinung gemacht, und in jener körperlichen und geistigen Schönheit, mit der ihn ihre erste und einzige Liebe umkleidet hatte.

Da war es denn im Laufe der Tage dahin gekommen, daß Erhard in der Idylle der unteren Stube nichts zu suchen hatte, als Pein und Enttäuschung. Wohin er blickte, nichts als Erinnerungen an den Verstorbenen von seiner Studentenzeit an bis zum Tage seines Todes, und was er hörte, nur Erzählungen der Mutter, die den Zweck hatten, den Herzen der Kinder eine leuchtende Erinnerung an den Vater einzuprägen. Selbst in den Unterrichtsstunden kam Lulu fast immer auf die Erzählungen der Mutter zurück. Erhard sagte sich, daß er nun wisse, was es heißt, mit wesenlosen Geistern kämpfen, und manchmal überkam ihn die Ahnung, daß dieser Kampf ein hoffnungsloser sei. Vielleicht war es am Besten, er verließ den Kampfplatz und er kehrte von Zeit zu Zeit zurück, um zu sehen, ob sich der Feind von selbst überwunden oder überlebt habe. Die Gegend war wie alljährlich von Reisenden überfüllt; man sah es ihren Gesichtern an, daß sie alle Sorgen und Qualen hinter sich gelassen. Wenn er es auch so machte? Er dachte ernstlich daran, eine große Reise zu unternehmen, brachte es aber nie zum endlichen Entschluß. Es hielt ihn etwas, was zugleich Angst und Hoffnung war, an diesen Ort gebannt. Es war ihm, als könnte während seiner Abwesenheit, hinter seinem Rücken, etwas geschehen, was er fürchtete, und als fände er, einmal abwesend, nicht den Muth, wieder hieher zurückzukehren. Anstatt der Reisen unternahm er

nur längere Wanderungen in der Umgegend, immer die Stadt umkreisend, ohne sich gewissermaßen aus ihrem Dunstkreise zu entfernen.

Ungefähr eine kleine Meile weit von der Stadt, in stiller Waldeinsamkeit, lag ein bescheidenes Gasthaus. Dorthin gelangte er einmal zufällig, zum ersten Mal in seinem Leben, ungekannt von den Wirthen. Er warf sich, müde von der Wanderung und von den Gedanken, die ihn verfolgt hatten, in eine Gartenlaube und träumte von weiten Reisen, von einer Welt irgendwo im tiefen Süden, wo ihn Niemand kannte, wo er Bertha und vielleicht seine ganze Vergangenheit vergessen konnte. Was sollte er hier? länger hoffen wie ein Narr, nachdem er schon seit Jahren gehofft, seit er Bertha zum ersten Male gesehen, damals, als er, der arme verachtete Schulmeister, sie kaum anzublicken wagte? Hatte er, wie die Dinge standen, nicht weniger Hoffnung als je? Er fragte sich, ob, wenn Hallwich noch lebte, sie ihn vielleicht nicht schon jetzt lieben würde? Unmöglich hätte sie bei längerer Dauer dem Widerwillen widerstehen können, den ihr ein so tief gefallener Mann einflößen mußte, und aus jenem Momente, da er die Melodie des Liedes „vom Hemde" sang, und sie ihm so innig die Hand reichte, ihn ihren einzigen Freund nannte, aus jenem Anfang hätte sich jetzt vielleicht schon ein Gefühl entwickelt, das hinreichen würde, ihn glücklich zu machen. Während diese und ähnliche Gedanken ihm durch den Kopf gingen, stürzte er ein Glas nach dem andern hinunter. Zwei leere Flaschen standen bereits vor ihm, und er bemerkte, daß tolle, unnatürlich heitere Bilder in seinem Gemüthe aufstiegen. Unwillkürlich brach er in ein lautes Gelächter aus. „So wird man ein Trunkenbold," rief er, „und ich habe einen Trunkenbold gerichtet!"

Er warf das Geld auf den Tisch und eilte fort, und da er den Boden unter seinen Füßen schwanken fühlte, lachte er zum zweiten Mal.

Sein Weg führte ihn am Johannisberge vorbei; er wollte

rasch vorüber, als ihm der General, aus der Stadt kommend, entgegen trat.

„Sieh da, Herr Erhard," rief der alte Herr, „bekommt man Sie endlich wieder zu Gesicht. Ich freue mich herzlich. Schon lange wollte ich Sie aufsuchen, um Ihnen zu danken, denn Ihnen schulde ich es gewiß, daß ich meine Verfolgerin, jene alte Frau, los geworden. Die Sache war mir sehr unangenehm. Sie müssen mit mir auf den Johannisberg und eine Flasche mit mir leeren. Warum kommen Sie nicht mehr in die Donnerstagsgesellschaft? Seit dem Tode des unglücklichen Hallwich sind Sie dort ganz unsichtbar geworden. Wissen Sie auch," fügte der General, ein Auge zukneifend, mit einem halb spitzbübisch, halb warnend sein sollenden Lächeln hinzu, „wissen Sie auch, daß man über Ihr Wegbleiben vom Johannisberg allerlei Glossen und Kommentare macht?"

„Glossen? Kommentare?" fragte Erhard, und sein funkelndes Auge schien plötzlich zu erlöschen und sein Rausch mit einem Male verflogen.

„Nun ja," fuhr der General fort, „der Pfarrer meint nur, es sei ja rein als ob, und der Oberamtsrichter —"

„Der Oberamtsrichter?" rief Erhard erblassend, „was hat der Oberamtsrichter zu sagen?"

„Nun, nun, Sie müssen die Sache nicht in diesem Ton nehmen — Sie wohnen unter Einem Dache mit einer schönen Frau — sie ist wirklich schön, ja recht schön, sie hat so was Nobles in ihrem Gesicht und in ihrer Blässe, und die Trauer steht ihr sehr gut; ich habe sie auf dem Kirchhofe gesehen, wo ich das Grab meiner Soldaten besuchte, die hier gefallen sind. Sie war am Grabe ihres Mannes beschäftigt und weinte recht bitterlich. Die Weiber sind doch sonderbare Geschöpfe — einen solchen Mann, einen solchen Verlust zu beklagen! Sie sollte sich freuen, ihn los zu sein, aber man sagt allgemein, daß sie ihn recht aufrichtig betrauere. Nun mit einem Manne, wie Sie, im Hause... keine Trauer dauert ewig, wir wollen das Beste hoffen."

So plaudernd, hatte der General Erhard am Arme den Hügel hinauf und dem Johannisberg entgegen geführt, und Erhard ließ sich, nach Dem, was der General von den Kommentaren und Glossen gesagt hatte, willig hinaufführen. Die Leute, sagte er sich, sollen über mein Ausbleiben vom Johannisberg keine Kommentare und Glossen machen; ich will jetzt regelmäßig jeden Donnerstag wieder die Gesellschaft besuchen. Andererseits wirkten auch die letzten Worte des Generals, wie banal sie auch klangen, angenehm auf sein Gemüth, und er fühlte plötzlich eine gewisse Neigung für den Mann, der ihm sonst ganz gleichgültig war. Gerne wollte er eine Flasche mit ihm leeren. . . .

Wie eigenthümlich war ihm zu Muthe, als ihm auf dem Heimwege der General erklärte, er halte es beinahe für nothwendig, ihn, wie einst den seligen Hallwich, bis an die Thüre seiner Wohnung zu begleiten. Und in die Erde hätte er sinken mögen, als ihm Bertha die Thüre öffnete und nach einem Blicke in sein Gesicht, in seine glänzenden Augen, mit dem Ausdruck des Schreckens zurückfuhr. Tief gedemüthigt, warf er sich angekleidet aufs Bett. Er konnte sich nicht anders vor ihr rechtfertigen, als wenn er ihr erklärte, wie die Liebe zu ihr, seine Jahre alte, mit seinem ganzen Herzen verwachsene Liebe und seine Hoffnungslosigkeit ihn dahin brachte, daß er in einem schwachen Momente Betäubung seiner Sinne und Einschläferung oder Täuschung seiner Gefühle suchte.

In der That stand er am nächsten Morgen, so frühe es möglich war, vor ihr. Er hatte die ganze Nacht kein Auge geschlossen; auf seinen Zügen lag eine unendliche Müdigkeit, und seine Augen, welche die ganze letzte Zeit fieberisch leuchteten und immer etwas Herausforderndes im Blicke hatten, waren weich und wehmüthig umhüllt. Er stand aufrecht, nur mit etwas gebeugtem Haupte vor ihr; die Arme hingen straff herab, und während er mit zitternder Stimme sprach, begleitete er seine Worte nicht mit der geringsten Bewegung oder Geberde. Man hätte glauben können, daß eine Bildsäule spreche. In wenigen Worten

erzählte er ihr die Geschichte seiner Liebe, gestand er ihr, mit welchen Hoffnungen er sich manchmal seit dem Tode Hallwichs trage, wie er aber alle Hoffnung aufzugeben beginne und mit diesen Hoffnungen sich selbst und seine ganze Zukunft. Bertha, nachdem sie während des ersten Theiles seiner Rede manchmal zusammengezuckt und sich wie im Fieber geschüttelt hatte, saß jetzt scheinbar eben so ruhig da, als er vor ihr stand, die Hände unbeweglich im Schooße haltend und mit tief geneigtem Haupte auf die Arbeit niederblickend. Unheimlich schlugen seine Worte an ihr Ohr, bald bedeutungslos, wie leeres Geräusch, bald erschütternd, erschreckend, als hörte sie, was sie nicht hören durfte. Hätte er sich vor sie hingeworfen, wäre er in Klagen und dringende Bitten ausgebrochen, es hätte sie nicht so erschüttert, wie dieses ruhevolle, mit ungeheurer Selbstbezwingung zusammengefaßte Wesen Erhards. Hier war unwidersprechliche Wahrheit des Unglücks und der Liebe. Sie fühlte wohl das Mitleid, das ihr Herz erfüllte, bis zum Rande, zugleich aber auch etwas, was sich gegen dieses Mitleid und, wenn auch nicht gegen seine ganze Rede, doch gegen einzelne Worte empörte; etwas, was ihr zuflüsterte, daß sie sich zusammennehme und von ihm abwende. Aber wo hätte sie, um so zu handeln, dieser unglücklichen Gestalt, die vor ihr stand, gegenüber den Muth hernehmen sollen? Sie hätte kein Weib, am Wenigsten ein gutes, edles Weib sein müssen. Nachdem er geendet, stand er und saß sie schweigend da; Beide unbeweglich und in derselben Stellung wie früher. Peinlich, erdrückend war diese Stille; wie ein schwerer Stein lag sie auf ihrem Haupte, wie ein Alp, ein böser Traum auf ihrem Herzen. Sie hätte gerne gesprochen, aber ihre Zunge war wie angenagelt, und aller Anstrengung zum Trotz brachte sie keinen Laut hervor. Endlich bewegte sie wie automatisch den Arm, ergriff eine Falte ihres schwarzen Trauerkleides und hob sie ein wenig in die Höhe, als ob sie sie vor seine Augen führen wollte. Er nickte unmerklich mit dem Kopfe und ging.

Sie war in Trauer; er soll warten; es ist noch nicht an

der Zeit, ihr von Liebe zu sprechen ... Das hatte ihm ihre Bewegung, ihr Hindeuten auf ihr Trauerkleid gesagt; Das sagte er sich von nun an täglich zu wiederholten Malen. Sie wußte nun Alles, und er war ruhiger. Aber er kam jetzt weniger hinunter in Bertha's Stube und in den Garten, er sah sie seltener, als da er noch nicht im Hause gewohnt hatte. Man hörte und merkte ihn kaum in der Wohnung. Nur Lulu, die regelmäßig zu ihren Lektionen kam, wußte gewiß, daß er da war. Doch muß ihn das Alleinsein mit sich und seinen Gedanken gedrückt haben, denn er bedauerte es, daß er seine Stelle aufgegeben; er fühlte, wie wohlthätig ihm jetzt eine regelmäßige Beschäftigung wäre, die ihn einige Stunden im Tage zwänge, sich mit Anderem als mit sich selbst zu beschäftigen; die ihm die Flucht vor sich selbst erleichtern würde. Er erinnerte sich wieder an das ererbte Manuskript in seinem Besitze; die Zeit war nicht mehr ferne, wo es nach dem Willen des Erblassers veröffentlicht werden sollte. Es mußte Manches daran revidirt und redigirt werden; einzelne Theile, Briefe und Dokumente waren aus dem Französischen zu übersetzen. Der Gedanke kam ihm wie eine Erlösung; er holte die Papiere aus den verschiedenen geheimen Fächern des Sekretärs, den er ebenfalls von dem Herrn von W. geerbt hatte, zusammen und versenkte sich sofort mit ganzer Seele in die Arbeit.

Bald war er im Hause, oder vielmehr für seine Mitbewohner, wenn man so sagen darf, noch weniger vorhanden als zuvor. Selbst Lulu kam nicht mehr auf seine Stube, da sie die Mutter, um Erhard in seinen Arbeiten nicht stören zu lassen, zurückhielt. Nur die Paulhuberin kam zu gewissen festgesetzten Stunden und stellte ihm, wie ein Gefangenwärter dem Gefangenen, das Essen hin. Sie glich auch in dieser Beziehung einem Gefängnißwärter, daß sie sichtlich jedem Gespräche mit Erhard auswich, wie sie sich denn überhaupt seit Monaten mit einer gewissen Scheu von ihm zurückzog. Nur einmal kam sie zu ungewöhnlicher Stunde und ungerufen. Es war um Mitternacht, das Licht brannte noch auf dem Tische, und Erhard war vor seinen Papieren im Lehnstuhl

eingeschlafen. Die Paulhuberin stand vor ihm, als er die Augen aufschlug, die Hand auf seine Schulter gelegt, als ob sie ihn eben aus dem Schlaf gerüttelt hätte.

„Was ist? was ist?“ fragte Erhard noch schlaftrunken.

„Ich vermuthete, daß Sie eingeschlafen, und da mit den vielen Papieren um das Licht herum leicht ein Unglück geschehen könnte, erlaubte ich mir —“

„Ich danke Ihnen, liebe Frau, um so mehr, als Sie mich aus bösen Träumen —“

Er hatte noch nicht ausgesprochen, als die Paulhuberin bereits wieder aus dem Zimmer geschlüpft war. Er schüttelte den Kopf. Es kam ihm Das sonderbar vor, denn sie entfernte sich, als ob sie vor Furcht aus dem Zimmer entwiche.

Aehnliches wiederholte sich nach einigen Nächten. Wieder stand die Paulhuberin um Mitternacht vor ihm, der im Lehnsessel eingeschlafen war. Wieder mit der Hand auf seiner Schulter sagte sie, leise dazu den Kopf bewegend: „Armer Herr Erhard, ich glaube, wir haben das Amt getauscht; ich kann Ihnen Ihre Güte vergelten und die Dienste, die Sie mir in traurigen Nächten geleistet, zurückgeben. Sie ächzen und wimmern ja schrecklich aus dem Schlafe, es wäre arg, wenn Sie Frau Hallwich hörte.“

„Ich arbeite zu viel, das Blut steigt mir zu Kopf,“ sagte Erhard, aber die Frau wartete auch dießmal nicht das Ende seiner Erklärung ab und war zur Thüre hinaus, bevor er ausgesprochen hatte.

Er glaubte wohl selbst an diese Erklärung seines Zustandes, denn von dieser Zeit an begann er wieder seine Wanderungen und dehnte diese oft so weit aus, daß er müde nach Hause kam und in einen todähnlichen Schlaf versank. Da die Paulhuberin nicht wiederkam, war ihm Das ein Beweis, daß sich das Mittel bewährte, und er wandte es in noch größerem Maße an. Nur wenige Stunden des Morgens widmete er der Arbeit, den Rest des Tages und einen Theil der Nacht brachte er auf seinen Wanderungen zu, so daß man ihn bald in den entlegensten Dörfern

der Gegend kannte. Eines Tages berichtete ihm des Morgens, als sie ihm das Frühstück brachte, die Paulhuberin, daß gestern während seiner Abwesenheit ein Herr da gewesen sei, der auf dringende Weise nach ihm gefragt und es auch versucht habe, von ihr, der Paulhuberin, allerlei Einzelnheiten über ihn, Herrn Erhard, zu erfahren.

„Ein Herr?“ fragte Erhard, „welcher Art Herr?“

„Er sah aus wie ein Beamter.“

„Wie ein Beamter?“ stutzte Erhard. „Gut, ich will heute später oder gar nicht ausgehen, um ihn nicht zu verfehlen.“

„Er wollte auch wiederkommen,“ versicherte die Paulhuberin.

Bald darauf klopfte es an die Thüre, und ein ganz in Schwarz gekleideter Herr, dem man das Beamtenthum in der That sofort anmerken mußte, trat ein. Erhard schüttelte sich einen Augenblick, als ob ein kalter Frost alle seine Glieder durchrieselte, aber schnell gefaßt, erhob er sich, bedauerte, daß er den Herrn gestern verfehlt habe, und lud ihn ein, sich zu setzen. Während er so sprach, lag sein Auge prüfend, ja grübelnd auf dem Fremden. Dieser stellte sich ihm als Ministerialrath N... vor, bedauerte, ihn zu stören, und entschuldigte sich mit der Wichtigkeit des Geschäftes.

Er setzte sich und sagte, daß er im Auftrag des Ministeriums des Aeußeren komme.

„Des Aeußeren?“ fragte Erhard rasch und athmete tief auf, als ob eine Last von seinem Herzen fiele.

„Ja, des Aeußeren. Sie scheinen,“ fragte der Ministerialrath, „einen Beamten eines andern Departements erwartet zu haben?“

„Allerdings, allerdings,“ bestätigte Erhard, „ich bin Schulmann . . . Vom Ministerium des Unterrichts . . . was hat ein armer Schulmeister mit dem Ministerium des Aeußeren zu thun?“

„Doch,“ lächelte der Fremde, „wenn der arme Schulmeister im Besitze wichtiger Staatsgeheimnisse ist, die einen auswärtigen Hof betreffen.“

Der Ministerialrath erklärte ihm jetzt in wohlgesetzter und offenherziger Rede, daß er komme, um jene Verhandlungen wieder

aufzunehmen, welche man mit dem Herrn Präzeptor, leider vergebens, schon vor längerer Zeit eingeleitet. Er hoffe, jetzt glücklicher zu sein, wenn er dem Herrn Präzeptor vorstelle, daß er mit Uebergabe des Manuskriptes, das sich in seinem Besitze befinde, an die Regierung dem Vaterlande einen Dienst leiste. Die politische Konjunktur sei der Art, daß Alles darauf ankomme, sich die Freundschaft jenes großen Hofes zu erwerben, dessen Geschichte das Memoire des Herrn von W. enthalte. Es handle sich gar nicht darum, das Manuskript an jenen Hof auszuliefern, man wolle Herrn Erhard alle Bürgschaft geben, daß es hier im Lande, im Staatsarchive wohl verwahrt bleiben werde; schon die Versicherung, dasselbe dem Privatbesitz entzogen, im Staatsarchive aufbewahrt und die Veröffentlichung verhindert zu haben, werde hinreichen, sich die Freundschaft jenes Hofes, diese kostbare Freundschaft, zu erwerben und damit viele Vortheile, die dem Land zu Gute kommen würden. Man wisse sehr wohl, daß Herr Erhard mit dem Manuskripte einen namhaften Besitz, einen positiven Geldwerth aus der Hand gebe, aber die Regierung sei gerne bereit, ihm diesen Verlust vier- und fünffach zu ersetzen und ihn zugleich mit allen Ehren auszuzeichnen, die ein Mann verdient, der dem Staate einen so wichtigen Dienst leistet. Man wisse ja auch, daß er alle Talente besitze, um bedeutende Aemter zu bekleiden, und daß, wenn man ihn in solche einsetze, Dieses weder nach Gunst und Belohnung, sondern ganz und gar nach Verdienst geschehen würde.

Erhard dankte für die ebenso offene als schmeichelhafte Art des Antrags, versicherte den Ministerialrath seiner patriotischen Gefühle, bedauerte aber, dießmal keine andere Antwort geben zu können als das erste Mal. Er dürfe keine anderen Rücksichten haben, als die des Testamentsvollstreckers, und keinen andern Willen, als den des Erblassers, der außerdem sein Freund und Wohlthäter gewesen. Er dürfe mit dem Manuskripte nichts Anderes beginnen, als es in einer gewissen festgesetzten Zeit und in einer bestimmten Form veröffentlichen.

Nach dieser bestimmten Erklärung versuchte der Ministerialrath, den Entschluß Erhards auf die verschiedenste Weise zu erschüttern; es fehlte unter Anderem auch die Mahnung nicht, daß es gefährlich sei, dem Staate gegenüber eine widerwillige Stellung einzunehmen, und daß der Staat gewissermaßen die Berechtigung habe, sich gegen solche unpatriotische Gesinnung mit allerlei Zwangsmitteln zu wahren. Und schon an der Thüre stehend, versicherte der Ministerialrath, daß er es bedauern würde, wenn man gezwungen wäre, an allerlei Vorgänge und Ereignisse Kombinationen zu knüpfen, vermittelst welcher man auf entschiedene Weise in das Privatleben des Herrn Präzeptors eingreifen und dem Gerichte Gelegenheit geben könnte, dem Staat einen Besitz zu verschaffen, auf den er als der Hüter des Gemeinwohls ein Recht habe. Der Ministerialrath verbeugte sich nach diesen beziehungsvollen Worten, versicherte, daß man noch einmal anfragen werde, und ging.

Erhard vergaß es, ihn auch nur bis an die Treppe zu begleiten. Der Fremde hatte kaum die Thüre hinter sich zugezogen, als er sich mit beiden Händen in die Haare fuhr. Dann beugte er sich auf den Tisch nieder und schob die Papiere, die da herum lagen, zusammen und packte sie, als ob er sie dem Manne nachwerfen wollte. Dann wieder ging er mit großen Schritten auf und nieder, der Himmel weiß, wie lange! — Nachmittags unterließ er seine Wanderung; er scheute sich, hinauszutreten in die Welt, unter die Menschen, doch war es ihm zu eng im Zimmer. Er ging hinab in den Garten und setzte da seine ruhelose Wanderung auf dem Kieswege fort. Dieses rasche Hin- und Hergehen in dem kleinen Raume, auf den gewundenen Pfaden hatte etwas Unheimliches, Wildes. Bertha saß in der Laube, sie ließ ihre Arbeit liegen und sah ihm theilnehmend nach, bis ihr beinahe schwindelte. Es schien ihr Pflicht, ihn aus seinen Gedanken zu reißen. Sie bat ihn, sich zu ihr zu setzen, und nur um ein Gespräch zu beginnen, fragte sie ihn, was denn der Herr heute Morgen von ihm gewollt habe, und was ihn so aufrege?

„Es handelte sich wieder um das Manuskript,“ sagte er, indem er sich niederließ, und beide Fäuste auf die Kniee legend, fuhr er fort: „Es wird mein Unglück sein, dieses Manuskript, es ist wie ein Schatz, der Unheil bringt.“

„Aber mein Gott,“ fragte sie theilnehmend weiter, „was ist es denn eigentlich mit diesem Manuskripte, wovon handelt es?“

„Von einem Mord,“ antwortete Erhard ruhig.

„Von einem Mord?“ rief Bertha erschrocken.

„Von einem Mord aus Staatsraison. Man hat an einem gewissen Hofe eine hohe Persönlichkeit beseitigt, weil sie das Hinderniß einer Politik war, von der man sich viel Gutes versprach.“

„Wie kann aus einer Missethat Gutes entstehen!“ rief Bertha entrüstet.

Erhard räusperte sich, sah vor sich hin, erhob dann den Kopf und sagte fest: „Doch! ... Das ist eben die Geschichte, die das Manuskript enthält; der Mord, der bis heute noch Geheimniß ist, hat die Früchte getragen, die man von ihm erwartete, Tausende, Zehntausende, Hunderttausende freuen sich heute gewisser Zustände, die ohne jene That niemals oder erst sehr spät hätten verwirklicht werden können.“

„Man hat Recht, die Veröffentlichung dieser Geschichte verhindern zu wollen,“ rief Bertha mit Eifer, „man soll der Welt nie solche Lehren geben, wie sie diese Geschichte gibt, daß aus einem Verbrechen Gutes entstehen könne. Und es kann auch nicht, mag es Ihre Geschichte mit hundert Thatsachen beweisen, ich glaube es nicht. Wer Unheil säet, wird Unheil ernten, und das scheinbare Gute, das ihm aufwächst, ist ein Diebstahl, eine Beute, die der Mörder dem Gemordeten aus der Tasche stiehlt. Und welcher kurzsichtige Mensch hat das Recht, für die Zukunft zu sorgen mit dem Leben seines Nächsten — und wer, außer dem Gesetze, darf den Muth haben, Andere zu richten.“

„Das meine ich auch,“ sagte die Paulhuberin, die hinzugekommen war, „und darum überließ ich den General einem

anderen Richter, denn in einer gewissen Stunde kam es über mich, das Grauenvolle: der Richter eines Andern zu sein."

Erhard stützte das Kinn in die Hand und schwieg. Als die Paulhuberin wieder ging, sagte Bertha mit bebender Stimme: „Wie Vieles stürmt in letzter Zeit auf Sie ein, lieber Freund! Ich beobachte Sie und, erlauben Sie mir, es Ihnen zu sagen, ich fühle das tiefste Mitleiden mit Ihnen. Gewiß, Sie sind sehr unglücklich, und nun sollen noch dieses Manuskriptes wegen allerlei kleinliche Verdrießlichkeiten dazu kommen. Trotz Allem, was ich gesagt habe, erkenne ich doch, daß Sie nur recht handeln, ja als edler Mann, indem Sie den Willen Ihres Freundes und Wohlthäters ehren, trotz allen Unannehmlichkeiten, die Ihnen daraus entstehen können. Seien Sie gewiß, daß ich Sie nicht verkenne und," fügte sie mit stockender Stimme hinzu, „daß ich wohl weiß, welchen Freund ich an Ihnen besitze."

Diese Worte reichten hin, Erhard mit Hoffnungen zu erfüllen, und selbst die Besorgnisse, die nach dem Besuche des Ministerialraths in ihm aufgestiegen waren, zu verscheuchen. Alltäglich saß er jetzt stundenlang bei Bertha im Garten, um ihr vorzulesen oder in ihrer Gegenwart die kleine Lulu zu unterrichten. Die Vormittage und die Nächte hindurch arbeitete er, um mit dem Manuskripte fertig zu werden; und stückweise sandte er es fort ins Ausland an den Buchhändler, mit dem er den darauf bezüglichen Vertrag abgeschlossen hatte. Diesen Vertrag in der Hand, rief er eines Tages, da das ganze Manuskript schon in Sicherheit war, die Paulhuberin in sein Zimmer, und ihr denselben mit einem anderen kleinen Pakete von Schriftstücken überreichend, sagte er nicht ohne Rührung in der Stimme: „Frau Paulhuber, wir armen Menschen können ja nicht wissen, was über Nacht aus uns wird. Vielleicht sterbe ich oder gehe ich auf irgend eine Weise zu Grunde. Hier dieses eine Paket enthält ein nicht unansehnliches Vermögen, die Verschreibung einer Summe, die in einer gewissen Zeit zu erheben sein wird. Dieses andere Paket enthält die Papiere, durch welche die Kinder der

Frau Hallwich zu Besitzern dieses Vermögens gemacht werden. Ich habe sonst Niemand, dem ich diese Dokumente anvertrauen könnte; Frau Bertha würde sie höchst wahrscheinlich zurückweisen. Also übergebe ich sie Ihnen, und Sie werden zur rechten Zeit damit hervorzutreten wissen, um die Zukunft der guten Kinder zu sichern.“ Ohne Ueberraschung, mit großer Ruhe, selbst mit einer gewissen Kälte, als geschehe hier nur, was sich von selbst verstünde, antwortete die Paulhuberin mit einem kurzen: „Ganz wohl!“ übernahm die Papiere und versprach, sie aufs Sorgfältigste zu verwahren.

7.

Seit dem großen politischen Ereignisse, dem Staatsstreiche, der zu dem Gespräche über das Gewissen Veranlassung gegeben, zu jenem Gespräche, mit welchem unsere Erzählung begonnen, waren nunmehr viele Monate verflossen. Der Sieg der rücksichtslosen Gewalt war festgestellt, Beispiel und Ermunterung waren gegeben, und so breitete sich das Pariser System rasch über den Kontinent aus, über die großen und kleinen Staaten. Es begann die Zeit, die wir heute als die Epoche der krassen Reaktion bezeichnen. Das Recht des Hauses wie die persönliche Freiheit wurden, wie man weiß, damals von den Regierenden nur sehr gering geachtet. Dieß war die Ursache, warum sich Erhard so sehr beeilt hatte, das Manuskript aus dem Hause und in Sicherheit zu bringen, mit Recht besorgend, daß ihm, nach der Drohung des Ministerialraths, eines schönen Tages die Polizei ins Haus brechen und sich seines Eigenthums bemächtigen könnte. Aber jene Drohung schien sich nicht verwirklichen zu wollen. Seit dem Besuche des Ministerialrathes waren Wochen vergangen, ohne daß in dieser Beziehung etwas geschehen wäre, eine ruhige Zeit, eine schönere, als sie Erhard seit dem Tode Hallwichs verlebt hatte. Zwar nahm der Kultus Bertha's für ihren verstorbenen

Mann nicht im Mindesten ab; er wuchs im Gegentheil in dem Maße, als die Wochen und Monate seit seinem Tode zunahmen; die letzten traurigen Jahre ihrer Ehe traten mehr und mehr in den Hintergrund, um der lebhaftesten Erinnerung an die schönen Tage der jungen Liebe und einer wahrhaften Schwelgerei in diesen Erinnerungen zu weichen. Allein diese Schwelgerei war eine stille, verschwiegene, sie konnte täuschen, und wer sich täuschen wollte, konnte annehmen, daß ihr Schmerz gelinder wurde, daß die Zeit ihre Macht ausübte. Dazu kam, daß sie, seit sie in Erhards Herz geblickt, ihm ihre Theilnahme nicht versagen konnte und es für ihre Pflicht hielt, Dasjenige, was sie ihm versagen mußte, durch Freundschaft und Wärme des Umgangs zu ersetzen. Es kostete Erhard manchmal ein bitteres Lächeln, wenn er sich sagte, mit wie Wenigem er sich nach großen Hoffnungen und mit der verzehrenden Leidenschaft im Herzen begnügen mußte; aber ein Rest von Hoffnung war ja doch immer da, und in den schönsten Stunden, deren er noch fähig war, träumte er von einem Zusammenleben mit Bertha, von einem so innigen und schönen Zusammenleben und von so sorgsamer Thätigkeit für die Kinder, daß ihm die Zukunft voll Beruhigung, voll Ersatz und Sühne für seine Vergangenheit erschien.

Diesen Träumen und diesem stillen Leben machte ein einziger Tag ein rasches Ende. Die Drohung jenes Beamten erfüllte sich. An einem frühen Morgen brach die Polizei ins Haus und durchwühlte, allen Protestationen zum Trotz, und obwohl Erhard der Wahrheit gemäß versicherte, daß sich das Manuskript nicht mehr im Hause befinde, seine ganze Wohnung. Alle Möbel, jedes einzelne Buch wurde durchforscht, hie und da selbst Bretter des Fußbodens aufgerissen und die Wände nach geheimen Verstecken durchsucht. Die Arbeit der Polizei nahm mehrere Stunden in Anspruch. Erhard ließ sie gewähren, indem er sich in den Garten begab und ruhig in die Laube setzte. Theilnehmend trat bald Bertha zu ihm, legte die Hand auf seine Schulter und glaubte ihm mit Wärme zusprechen zu müssen. Die Kinder, erschreckt

durch den Aufruhr, weinten; die Paulhuberin ging unruhig durch Haus und Garten. Von Zeit zu Zeit blieb sie vor der Laube stehen und betrachtete Erhard und Bertha mit Kopfschütteln und manchmal mit so düsteren und mißbilligenden Blicken, daß Erhard, wenn er sie bemerkte, ein Frösteln überlief und er sich versucht fühlte, so oft die Paulhuberin sich näherte, die Hand Bertha's von seiner Schulter zu entfernen.

Nach Stunden rief der Polizeikommissär Erhard ins Haus, um ihm anzuzeigen, daß er sich mit seinen Leuten entferne, fügte aber, offenbar erbittert über die Erfolglosigkeit seiner Arbeit, mit ausdrucksvoller Geberde hinzu, daß er wohl bald und dann vielleicht in wichtigeren Angelegenheiten zurückkehren werde. Erhard antwortete nichts, oder vielmehr er wollte antworten, unterdrückte aber das Wort, als er bemerkte, daß die Paulhuberin neben ihm stand und daß ihr Auge, während der Polizeikommissär sprach, forschend, lauernd auf seinem Gesichte ruhte.

Dieß Eine dankte er dem Vorgange, daß ihn Bertha an diesem Tage nicht verließ; er mußte mit ihr und den Kindern zu Mittag essen, und gegen Abend — es war ein lieblicher, schöner Spätsommerabend — lud sie ihn ein, mit ihr und den Kindern einen Spaziergang in die Wälder zu machen. Glücklicher, als er es seit lange gewesen, kehrte er heim, und dieser Zustand schien sich zu einem dauernden gestalten zu wollen, da Bertha auch in den folgenden Tagen, ihre Arbeit vernachlässigend, fortfuhr in ihrer Sorgfalt für den bekümmerten Mann und immer etwas erfand, was ihn auf die wohlthuendste Weise zerstreuen und beschäftigen konnte. Die Paulhuberin allein hatte in diesen Tagen ein mißvergnügtes Gesicht; die Einladungen zu den Spaziergängen schlug sie mit Hartnäckigkeit aus und hielt sich von Bertha sowohl als von Erhard möglichst ferne.

Desto mehr überrascht war Erhard, als sie eines Tages in seine Stube stürzte und, vor Aufregung kaum der Sprache mächtig, ihm ankündigte, daß der General von Bitzmark unten sei und ihn zu sprechen wünsche. Der General folgte ihr auf dem Fuße.

„Verzeihen Sie, Herr Präzeptor," begann er mit demselben, ewig lächelnden Gesichte, „verzeihen Sie, daß ich alter Soldat in die geweihten Räume Ihrer Studirstube dringe, um Sie mit einer Dummheit, ja, ja! einer wahren Dummheit zu belästigen." Er blickte um sich, und da die Paulhuberin hinter ihm wieder zur Stube hinausgeschlüpft war, bevor er ihr ins Gesicht sehen konnte, fuhr er, sich niederlassend, fort:

„Wissen Sie, Sie wissen gewiß nicht, daß seit einigen Tagen die ganze Stadt sich nur mit Ihnen beschäftigt, daß allerlei Gerüchte umlaufen. — Du lieber Gott! es gibt doch nichts Schlimmeres, als eine kleine Stadt; da ist von Disziplin, von Subordination nicht die Rede, und jeder Dummkopf plaudert, was ihm in den Sinn kommt."

„Was plaudert man, lieber Herr General?" fragte Erhard gespannt.

„Dummheiten, lieber Herr Erhard, Infamien, um die sich ein anständiger Mann eigentlich gar nicht kümmern sollte. Alles aus Neid, purem Neid! Man hat Sie in den letzten Tagen einige Mal an der Seite der schönen Frau gesehen, das reicht hin, um alle bösen Leidenschaften wie Hunde gegen Sie loszulassen."

„Aber, Herr General, Sie spannen mich auf die Folter."

„Sie haben Recht, ich bin ein Schwätzer und glaube Sie vorbereiten zu müssen, wo es ganz überflüssig ist. Sie werden die ganze Geschichte eben so verachten und die Achsel darüber zucken, wie ich. Also kurz! das Gerücht, die Verleumdung oder, besser gesagt, der Stadtklatsch bringt Sie in Verbindung mit dem Tode jenes Unglücklichen, wie hieß er nur gleich?"

„Hallwich," sagte Erhard ruhig.

„Hallwich, ganz richtig; und da wollte ich Ihnen nur sagen, daß, wenn der Stadtklatsch irgend welche Folgen hätte, Sie sich nur auf mein Zeugniß berufen mögen. Ich habe es ja oft mit angesehen, wie Sie sich mit dem Manne geplagt, um ihn glücklich nach Hause zu bringen, und wie er gerade an der Stelle, an der er dann wirklich verunglückt ist, immer mit einer wahren

Manie anhielt und sich über die Tiefe hinabbeugte, als hätte er selbst den besten Willen, dort seinem elenden Dasein ein Ende zu machen. Man wird dem Worte des alten Generals glauben, hoffe ich, und der Klatsch wird ein Ende nehmen. Ich beeilte mich, Ihnen das zu sagen, weil ich vom Oberamtsrichter selbst gehört habe, daß man damit umgehe, Sie nächstens wegen der dummen Geschichte ins Verhör zu nehmen."

„Ich danke Ihnen, mein lieber Herr General, für die Freundschaft, die Sie mir zeigen," sagte Erhard, unwillkürlich sich vom Sitze erhebend; „ich werde sie im gegebenen Falle zu benützen wissen."

Der General, der ebenfalls aufstand, kam sofort auf andere Gegenstände zu sprechen, angeregt durch die Büchertitel, die ihn von allen Seiten ansahen und die ihm eigentlich einen komischen Eindruck machten. „Ueber wie viel unnützes Zeug," sagte er lachend, „man doch zu allen Zeiten geschrieben. Da stehen sie in Reih und Glied wie Regimenter, eine wahre Parodie auf die Armee, unbeweglich, machtlos, und doch will man uns einreden, daß diese papiernen Armeen mehr vermögen und Größeres zu Stande bringen, als unser ausgezeichnetes Kriegsheer."

Der General lachte aus vollem Herzen und sah dabei Erhard so einladend an, daß dieser sich gezwungen fühlte, mit ihm zu lachen und seinem Gesichte einen dem Gesichte seines Gastes entsprechenden heitern Ausdruck zu geben. Aber kaum hatte der General das Zimmer verlassen, als Erhard wie gebrochen auf sein Sopha hinstürzte. Mit gläsernen Augen sah er vor sich hin, ohne zu sehen, und so sah er auch nicht, daß die Paulhuberin in der Thüre des anstoßenden Zimmers stand. Die Gegenwart des Generals hatte sie magisch angezogen; sie konnte nicht anders, sie mußte seine Stimme hören, sie mußte den Mann, der so blutig in ihr Leben eingegriffen, wenigstens nach der Art seiner Rede kennen lernen. So war sie vom Vorzimmer aus in die anstoßende Stube getreten und hatte das ganze Gespräch mit angehört. War es, daß sie sich für verpflichtet fühlte, Erhard zu

sagen, daß sie gelauscht hat, oder wollte sie ihm Anderes sagen? Gleich nachdem der General die Stube verlassen, trat sie in die Seitenthüre. Da sie aber Erhard so starr daliegen sah, überlegte sie eine Zeitlang und zog sich dann schweigend zurück. Aber sie war wieder an seiner Seite, als er unten im Garten erschien und sich mit beruhigtem Gesichte zu Bertha hinsetzte.

„Ich glaube," sagte diese, „daß Ihnen von Seiten der Regierung wieder Mißhelligkeiten drohen. Ich kann es nicht ausdrücken, wie mich diese Widerwärtigkeiten für Sie empören. Wäre es nicht am Besten, lieber Freund, Sie zögen sich auf eine Zeit oder gänzlich aus dieser Gegend zurück?"

„Ich kann es nicht," antwortete er mit stockender Stimme; „Sie wissen, was mich hier gebannt hält; nichts auf Erden liebe ich, als was die Mauern dieses Hauses einschließen. Könnte ich es mit mir nehmen, wollten die Menschen, die ich liebe, mir folgen —"

Er setzte seine Rede nicht fort. Auch Bertha schwieg. Sie sah auf den Boden und sagte endlich leise: „Vielleicht."

„Vielleicht," rief Erhard mit einem Tone der Freude, wie er seit lange, vielleicht nie, aus seiner Brust hervorgekommen. Aber er verstummte plötzlich, und es war ihm, als ob sein ganzer Körper erstarrte, da er sich in demselben Augenblick am Arme gefaßt fühlte. Die Paulhuberin hielt ihn, und ehe er sich dessen versah, ließ er sich von ihr willenlos aus der Laube in das Haus führen. Bertha, die erstaunt aufgesprungen war, winkte sie mit der einen Hand, auf ihrem Platze zu bleiben und ihnen nicht zu folgen. Die Paulhuberin stieg mit Erhard auch die Treppe hinauf, und erst oben auf dem Vorplatze begann sie zu sprechen:

„Herr Erhard, gehen Sie auf Reisen, ja gehen Sie, weit fort von hier, und mein Mund wird ewig stumm sein wie das Grab; aber gehen Sie allein. Es ist Zeit, daß ich spreche. Ich sehe, wie Bertha aus Mitleid für Ihre Liebe und Ihr Unglück sich Ihnen mehr und mehr nähert; sie würde endlich alle Ihre Wünsche erfüllen; Das darf nicht sein. Sie darf in diesen Armen nicht ruhen, welche —"

Hier schwieg die Paulhuberin wieder, sie hatte nicht den

Muth, fortzufahren. Erhard sah mit Blicken voll Todesangst auf ihre Lippen, er brachte kein Wort hervor; er zitterte am ganzen Körper; Leichenblässe bedeckte sein Gesicht. Die Paulhuberin athmete tief auf und fuhr fort:

„In jener Nacht — ich lauerte auf den General — ich weiß, was die Leute nicht wissen, daß Sie vom Nußsteig zum Johannisberge zurückgekehrt und von dort über die Ebene in die Stadt gegangen.“

„Ja,“ hauchte Erhard mit ersterbender Stimme, „aber —“

„Sie folgten ihm bis an die Bank, ohne ihn am Arme zu halten, immer drei Schritte hinter ihm —“

„Ja,“ bestätigte Erhard wieder auf gleiche Weise, und wieder fügte er hinzu: „aber —“

„Sie saßen neben ihm auf der Bank, als er hinunterstürzte,“ lispelte ihm die Paulhuberin ins Ohr.

„Ja,“ stieß Erhard mit ungeheurer Anstrengung hervor, „ich habe es nur geschehen lassen —“

Die Paulhuberin streckte sich empor und sagte mit der Stimme eines Richters: „Das ist genug, um — um ein Verbrecher zu sein, um das Glück, Berthas Gatte zu werden, für immer zu verwirken. Ich werde es niemals dulden, niemals! Im Nothfall werde ich sprechen, und wollen Sie, daß sie es erfahre, wer den Tod ihres Mannes, den sie noch heute liebt, — nicht verhinderte, vielleicht verschuldete?“

Ohne eine Antwort abzuwarten, eilte sie die Treppe hinab.

Als sie im Garten ankam, stand Erhard am offenen Fenster seiner Stube: „Lebe wohl, Bertha,“ rief er in den Garten, „ich habe dich geliebt bis zum Verbrechen!“

Erstaunt, fragend, erschrocken, sah Bertha zum Fenster hinauf; die Paulhuberin, der ein Gedanke durch den Kopf zu fliegen schien, wandte sich, um in das Haus zurückzueilen. Da erscholl ein Schuß im Zimmer Erhards.

In demselben Augenblick drangen wieder die Diener des Gerichtes ins Haus.


